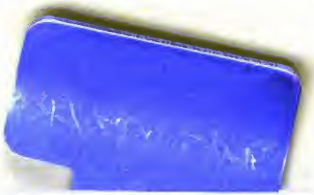
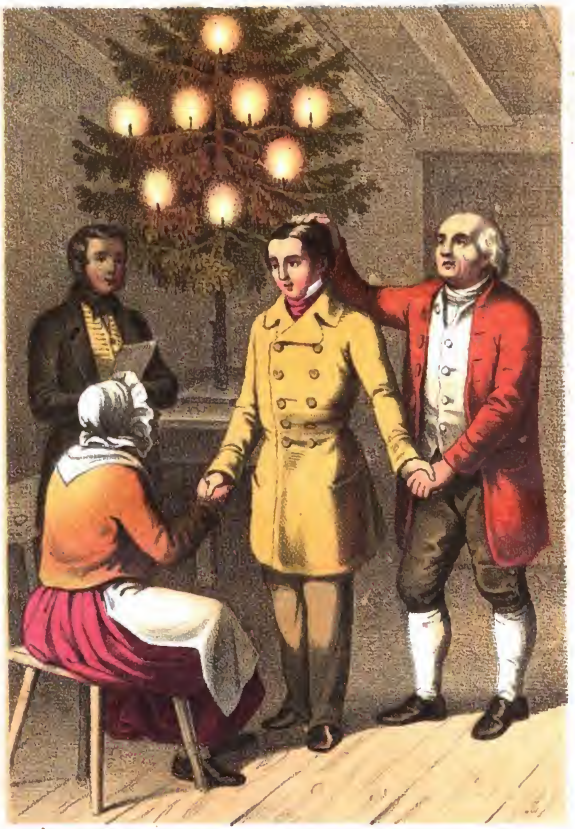
WEIHNACHTS-
BLÜTHEN.

Paed. Pr.

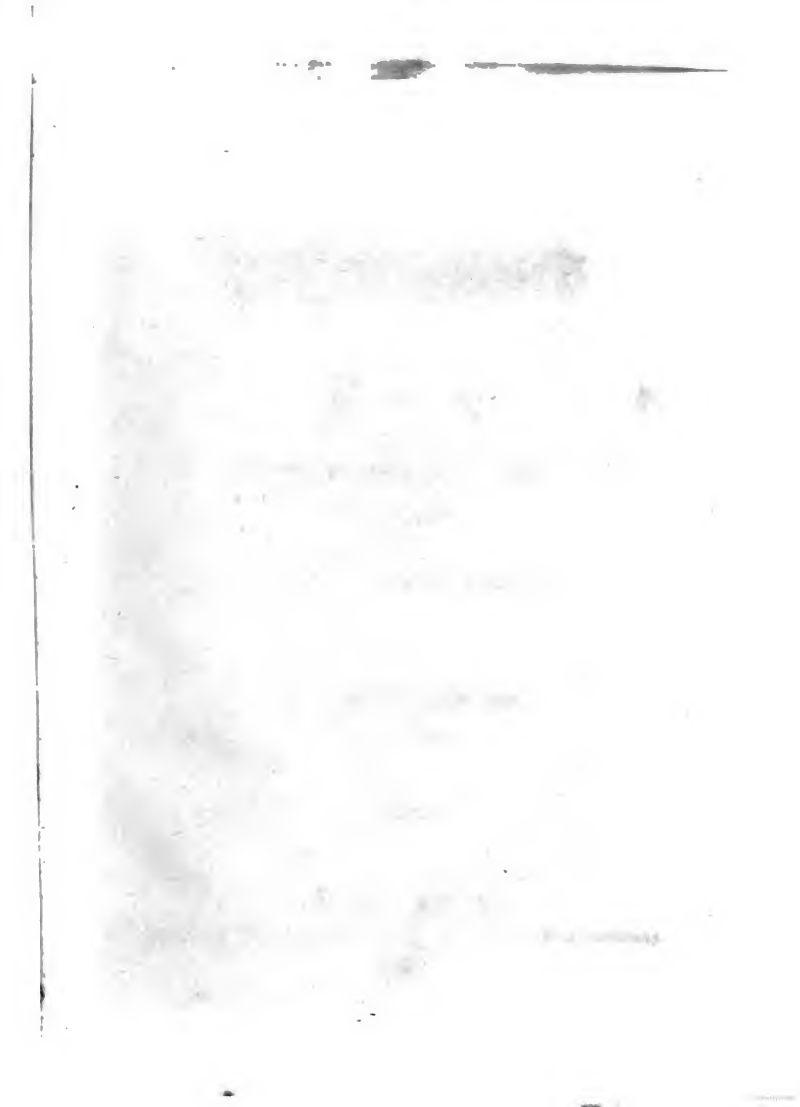
4055

Weihnachtsblüthen





Der Huckepack.



Der Gutspark.

# Weihnachtsblüthen.

Ein

# Taschenbuch

für

## die Jugend.

In Verbindung mit Andern

herausgegeben

von

Dr. Gustav Plieninger.

---

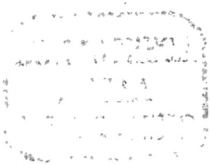
Zwanzigster Jahrgang.

Mit acht Kupfern.

Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1857.



# Inhalt.


Seite

Der Bergschäfer. Erzählung von O. Glaubrecht (mit Bild) . . . 7
Die Geißlerfahrt. Von Adolph Bube . . . . . 57
Beim Christbäumlein. Eine Geschichte, erzählt von W. O. von Horn (mit Bild) . . . . . 59
Drei Skizzen aus der Natur- und Culturgeschichte. Von A. W. Grube:
1. Das Gummi elasticum in der neuesten Zeit . . . . 94
2. Das Elfenbein bei den Alten . . . . . 97
3. Der Bernstein . . . . . 100
Der reiche Mann und das Nadelöhr. Erzählung von Gustav Nieritz (mit Bild) . . . . . 104
Gedichte von Julius Krais:
Wer weiß, wozu es gut ist? . . . . . 137
General Schuyler (aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege) . . . . . 139
Der Handwerksbursche . . . . . 140
Aus Friedrich Perthes Jugendleben. Von Eduard Eyth . . . . 142
Der Bankerott. Erzählung von Marie Nathusius (mit Bild) . . 159
Die wunderbare Mauer. Von Friedrich Beutelspacher . . . 211
Der Segen früher Frömmigkeit. Von dem Herausgeber . . . . 213
Der Zug der Kinder Israel von Gosen zum Sinai. Von Ludwig Völter (mit Bild) . . . . . 224

Seite

Die Dattelpalme. Von J. Wartmann . . . . . 253
Die Reise nach Straßburg. Erzählung von Charlotte Späth . . 258
Errettungen aus großen Lebensgefahren:
Eine schreckliche Nacht (mit Bild) . . . . . 298
Der Missionar und der Tiger . . . . . 304
Ludwig des Heiligen Antwort. Von Julius Schanz . . . . . 307
Bilder aus der Heidenwelt. Von dem Herausgeber:
1. Das Verbrennen der Hinduwittwen (mit Bild) . . . 310
2. Götzendienst mit Lebensgefahr . . . . . 314
Der Huckepack. Erzählung von Erdmann Müller (hiezu das Titelbild) . . . . . 318

# Der Bergschäfer.

Erzählung

von

**O. Glaubrecht.**

---

## 1.

Wo mag überall im lieben Deutschland der Baum gehauen seyn, der mit seinen Lichtern auf dieses Büchlein herabfällt, das auch ein kleines Bild der großen Gabe seyn soll: Euch ist heute der Heiland geboren? Welches Kind fragt nicht, wo der Weihnachtsbaum herkomme, welches schaut nicht nach den waldigen Bergen seiner Heimath, wenn Christtag naht und alle Bäume ihren Schmuck verloren haben, und nur der Tannenbaum mit seinen treuen Blättern noch in dem alten grünen Kleide steht? Das weihnachtfrohe Kind meint, der Boden selbst, darauf das Christbäumchen steht, müsse ein heiliger Grund seyn, und fragt und forscht, was für Sagen zwischen den Tannenbäumen spielen, und ob nicht etwas herüberklinge aus der Zeit, da der Heiland geboren ward, oder aus der, da die Ritter auf den Bergen hausten und die Schlösser bauten, zwischen deren Gemäuer nun die Christbäume wachsen?

Und je näher nun das Chriſtfeſt kommt und je länger die Abende werden und je verlangender den Kindern das Herz klopft nach den Gaben des Weihnachtsabends, deſto mehr fragen ſie nach Erzählung, Märchen und Sagen, die zwiſchen den Tannenbäumen auf den Höhen ihre Wohnung haben und möchten damit die Zeit des Wartens ſich kürzen.

Und wo iſt denn eine Stelle im Vaterlande, wo die Chriſtbäume nicht wachſen, und wo die Berge mit ihren Wäldern und ihren Schlöſſern und Ruinen darauf nichts erzählten? Am Rhein, wie am Neckar, an der Donau wie an der Elbe, gibt's überall Plätze, die reich an Sagen ſind, und wo die rechten Erzähler auch gar zu gerne die rechten Hörer finden, zumal aus der Kinderwelt, wenn draußen der Schnee liegt und der Wind durch die Weihnachtsbäume rauſcht. Das weiß ich aus eigener Erfahrung, da ich ſelbſt noch ein Kind war, und die Entdeckungsreiſen durch das Gemäuer der alten Burg meiner Heimath machte, und von innerem Schauer ergriffen in die Erdhöhle hineinſah, die das Volk „der wilden Frauen Haus" nannte, oder mir wiederholt erzählen ließ, wie groß die Schlange geweſen ſey, die in dem „Drachenloch" gewohnt.

Und weil ich weiß, daß das Kindesohr lauſcht auf der Väter Sitte, Sang und Sage, und weil ich möchte, daß es dieſe heimathlichen Klänge lieb behielte, und neben dem vielen Neuen, das die Zeit bietet, das Alte aus der lieben Heimath nicht vergäße; ſo will ich ſelber ein Geſchichtchen erzählen aus meiner Nähe und zwar von dem Berge, davon jährlich mein Chriſtbaum herabgeholt wird. Er wächst aber auf dem Glanberg, und zwar zwiſchen Mauerwerk und Steintrümmer, und wenn man auftritt mit feſtem Fuß, ſo klingt es unter den Füßen, und die Leute ſagen, da drunten ſeyen große Keller von einem alten Schloſſe, das einſt hier oben geſtanden, und in den

Kellern liege alter, alter Wein, ſo alt, daß er längſt der Fäſſer entbehren könne, er liege in ſeiner eigenen Haut und ſey dick wie Oel, und wenn ein Alter ihn trinke, ſo werde ſein Angeſicht glänzend und ſeine Geſtalt wie eine Jünglingsgeſtalt. Und fragt man, woher man das wiſſe und wer da unten geweſen ſey, und den Wein in ſeiner eigenen Haut geſehen habe, dann ſagt man, es ſey einſt vor grauen Jahren ein Männlein in's Dorf gekommen, das am Fuße des Glaubergs liegt, das ſey gar ſonderbar und altmodiſch gekleidet geweſen, und habe einen blauen und einen rothen Strumpf angehabt, und der habe den Leuten erzählt von dem Keller und dem Wein. Item, in dem Dörflein hat ſich das Männlein nicht lange verweilt, ſondern iſt nur ſo durchgegangen, etwa wie ein Bettler, der nach dem Bettelvogt umſchaut und kehrt nur immer im zehnten Haus ein. Das Dorf aber heißt, wie der Berg ſelbſt, Glauberg.

Es liegt aber der Glauberg auf der letzten Hügelreihe, die vom Vogelsberg aus in die Wetterau ſtreicht; jetzt iſt er auf der Landkarte zu ſuchen im Großherzogthum Heſſen, ehemals mußte man ihn an der Gränze des Reichsforſtes ſuchen, wenn man anders damals Landkarten hatte, als der heilige Sturmius, der Gehülfe des Bonifacius durch den buchoniſchen Wald, das war eben der Reichsforſt, zog, um einen Platz für ein Kloſter zu ſuchen. Er fand den ganzen weiten Wald unbewohnt, nur einmal begegnete er einem Haufen Slaven, die in der Fulda badeten, und ihn und ſein Thier erſchreckten. Und als er tiefer in die Wildniß eindrang, geſchreckt durch die Menge der wilden Thiere, und nichts ſahe, als ungeheure Bäume und Bäche und Sümpfe, da entfiel ihm faſt der Muth und er ſehnte ſich nach einem Menſchenangeſicht in dieſer Wildniß. So hatte er eines Abends, da die Sonne unterging, ſeinem Eſel einen Zaun von Reißig gemacht, damit ihn die Wölfe nicht zerriſſen,

und ſich dann gläubig in den Schutz Gottes befohlen; da hörte er in der Ferne ein Geräuſch, als wenn ein Thier durch's Waſſer gehe. Er ſtand erſchrocken auf, und um ſich zu vergewiſſern, ob Thier oder Menſch in ſeiner Nähe ſey, ſchlug er mehrmals mit der Axt an einen hohlen Baum. Da nahten ſich ihm Tritte, und zu ſeinem freudigen Erſtaunen erkannte er einen Mann, der ein Pferd am Zügel führte. Der Mann ſagte ihm, er ſey unfern der Straße, die man Ortesweca (Ortesweg) heiße, er komme aus der Wetterau und führe das Pferd ſeines Herrn, wohin, das wird nicht geſagt; aber daß ſein Herr Ortes heiße, das erzählte der Knecht. Beide Wanderer blieben unter Gottes Schutz die Nacht über zuſammen, und als ſie ſich am Morgen getrennt hatten, da fand Sturmius den Ort, wo nachher das Kloſter Fulda gebaut wurde.

So ſahe es alſo im Reichsforſt, dem buchoniſchen Walde, aus, darin auch der Glauberg lag. Jetzt freilich iſt es anders darin, und auch der Name iſt ein anderer geworden; er heißt jetzt der Vogelsberg. Die Wälder ſind gelichtet, ſchöne Dörfer liegen in den Gründen, Heerden weiden auf den Höhen, und aus den Wäldern, die noch ſtehen und die Berge krönen, kommen die Quellen herab und werden zu Bächlein, und die durchſtrömen das angebaute Hügelland, und Niemand ſieht es den friedlichen Wäſſerlein an, daß ſie ehemals die Thäler verſumpften, und zwiſchen rieſengroßen Eichen und Linden des Elenn, oder der Alke, wie die alten Deutſchen dieſe Hirſchgattung nannten, mit dem Auerochſen oder Wiſant um die Weide ſtritt.

Wo nun zwei dieſer Bergflüßchen, der Niddorn und die Semena, jetzt Nidder und Seemen geheißen, aus dem Reichsforſt heraustreten in die Ebene, da beſpühlen ſie erſt den Berg, der Glauberg heißt. Der ſchaut alſo hinab in zwei blühende Thäler; und wenn man aus den Thälern hinaufſieht zu

der waldigen Kuppe des Glaubergs, dann zieht es einen gar traulich hinauf in den Schatten der Laubbäume und zwiſchen die Tannen, die ſeinen Gipfel begrünen. Laß uns zuſammen hinaufſteigen und uns auf das weiche Moos da oben lagern, oder auf die Steinbank ſetzen, die aus Mauertrümmern dort zwiſchen den Fichten erbaut iſt; von da iſt die Ausſicht gar weit und labend. Gute Geiſter gehen hier oben um zwiſchen den ſeltenen Bergblumen, und erzählen dem Fremden von des Berges Geſchichte; laß uns hören, was ſie uns vertrauen. Durch die Gipfel der Tannen rauſcht es in gar heimlicher Weiſe und die Amſel ſingt aus den Büſchen in vollen Tönen das Abendlied.

Ungefähr in der Mitte zwiſchen dem Gipfel des Glaubergs und dem Dorfe an ſeinem Fuße liegt der Glaubergsborn. Der iſt gefaßt in ein ſauber Brunnenſtüblein, und ſein Waſſer hat Friſche und Wohlgeſchmack und wird noch jetzt von den Kranken begehrt. Bis dahin gieng ehemals das Dorf, jetzt liegt es viel weiter unten, und noch weiter hinauf ſoll die Stadt gegangen ſeyn, denn die Sage begnügt ſich nicht mit einem ſo kleinen Namen. Hier am Glaubergsborn lag, ein Menſchenalter nach dem dreißigjährigen Kriege, ein kleines Häuschen, als das letzte im Dorfe, und in ihm wohnte der Schäfer-Kaspar mit ſeiner einzigen Tochter Elsbeth. Das Häuschen war eins der wenigen, die verſchont geblieben waren, als heute der Schwed' und morgen der Kroate ſich um die Dörfer und die letzte Habe der armen Bauern ſtritt; Muthwill und Grauſamkeit im Bunde hetzten das arme Volk wie eine Heerde, vom Wolf geſcheucht, und der Schäfer-Kaspar hatte, auf den Tod geprügelt, froh ſeyn müſſen, das nackte Leben im Walde zu bergen. Sein Blick fiel von da aus auf die brennenden Dörfer rings umher; bis in ſeinen Schlupfwinkel drang das Wehe-

geſchrei der geängſtigten Leute, die im Dorfe geblieben waren, um wo möglich einen Theil ihrer Habe zu retten. Vergebliche Hoffnung; mochten die armen Bauern bleiben oder gehen, es blieb ihnen kein Schaf im Stall und kein Huhn im Hofe. War dazu die Hofraithe niedergebrannt, was feſſelte ſie an die Heimath? Zum Wiederaufbauen war nicht Zeit und Geld vorhanden, zum Säen fehlte es an Zugvieh und Saatfrucht; lieber nahm der Hausvater den Wanderſtab und zog aus, ſich eine neue Heimath zu ſuchen und eine Stätte des Friedens. Unter Weges zerſtreuten ſich die Kinder, die Söhne folgten der Kriegstrommel, die Töchter verkamen in Sünd' und Schande, und als der heißerſehnte Friede endlich kam, da hatte ſo ein Dorf kaum den dritten Theil ſeiner Bewohner mehr. Der Schäfer-Kaspar war hübſch in der Nähe ſeines Häuschens geblieben, denn er hieng an dem väterlichen Erbe und nicht minder an einem Mägdlein dort drüben über dem Walde, und das dachte er zu freien, wenn Friede würde. Und wie nun Friede ward und die Kirchenglocken wieder läuteten, die man nicht geſtohlen hatte, da zog in das Häuschen am Glaubergsborn des Schäfer-Kaspars Hausfrau ein, und ſie lebten zuſammen in glücklicher Ehe, obgleich Schmalhans Küchenmeiſter bei ihnen war, und die Schafe erſt allmälig wieder wachſen mußten, die ſie hüteten. Aber wie die Heerde wuchs, ſo wuchs auch das Brod im Hauſe, und als die Elsbeth, ihre einzige Tochter, ſo groß war, daß ſie Schleen von Aepfeln unterſcheiden konnte, da gefiel es ihr gar gut in dem kleinen Haus der Eltern und auf dem Berge neben dem Born und unter den Hecken von wilden Roſen, zwiſchen denen die Erdbeeren reiften, und noch beſſer droben auf dem Berge zwiſchen dem alten Mauerwerk, von wo man weithin ſchauen konnte über alle Höhen weg in die fernen blauen Berge hinein.

Wenn man jetzt an dem Born vorüber auf die Höhe will, dann muß man ſorgſam den Fußpfad wahren, der zwiſchen Fruchtfelder hindurchführt; das war aber damals nicht nöthig. Nie hatte ein Pflug dieſen Boden berührt; dichtes Geſtrüpp wucherte um den ganzen Berg her, der Wald gieng in breiten Streifen von der Höhe herab in's Thal und ſchloß das Dorf von allen Seiten ein, und nur hier und da ſahe man eine Fläche bebauten Landes im Thal, und zwiſchen Gebüſch und Wald an der Nidder die Wieſen.

Da hatte denn der Schäfer-Kaspar die Wahl, ob er drunten im Thal weiden wollte, oder droben auf dem Berge. Seit aber ſein Weib ihm geſtorben war, die Elsbeth war damals achtzehn Jahre alt, da hütete er viel lieber droben auf dem Berge; er konnte von da hinab ſehen mitten in's Dorf, wo neben der Kirche ſein Liebſtes ruhte, und er kam ſich da oben dem Himmel näher vor, denn da unten, denn er fühlte Heimweh nach der Heimgegangenen.

Wie er nun einmal da oben hütete, es war an einem warmen Sommertag, und die Gegend im Sonnenglanze unter ihm lag und die Lerchen jubelnd über ihm aufſtiegen, da kam aus dem Walde herab ein Fremder auf ihn zu und fragte ihn nach dem Berge und was Alles auf ihm geſchehen ſey, und ließ ſich erzählen, was der Schäfer wußte und nickte dazu oft mit dem Kopfe, als wiſſe er ſelbſt die Wahrheit und wolle ſie nur von dem Schäfer beſtätigt haben. Und das that der Fremde nicht einmal, ſondern von da an alle Tage ſchier etliche Wochen lang, und der Schäfer ward endlich des Erzählens müde, denn die Geſchichten vom Berge nahmen auch ein Ende. Aber der Fremde wurde nicht müde; er bat und bat den Schäfer, wie das Kind die Mutter bittet um das oft gehörte Mährlein. Und wenn Elsbeth dem Vater die Mittagsſuppe brachte, dann bat

er auch die, zu erzählen, und aus ihrem Munde schien der Jüngling die Geschichten vom Glauberg noch lieber zu hören.

Das war etliche Wochen so gegangen, da fragte der Schäfer einmal den Fremden: „Aber wo seyd Ihr denn eigentlich her und wo wollt Ihr von hier aus hin?“ „„Ich bin nirgends her,“ sagte der Fremde, „und will auch nirgends hin, denn hieher. Hier will ich bleiben, so lange Gott will, und habe mir darum droben auf dem Berge eine Hütte gebaut und lebe von dem, was der Wald bringt, und hungert mich einmal nach Brod, da gehe ich hinab in's Dorf und hole mir Vorrath auf viele Tage.““ Der Schäfer schüttelte den Kopf und sagte: „Das geht, so lange der Berg Beeren trägt und die Lerchen singen, und so lange der Beutel Geld hat, wenn aber das Alles aufhört und der Winter kommt, was dann?“ „„Dann wird weiter Rath werden,“ sagte der Fremde, „dann quartiere ich mich in's Dorf und steige täglich hinauf zu meinem Berge, denn mein ist der Berg und keines Andern, und ich habe mich aus der Ferne längst nach ihm gesehnt.““

Der Schäfer sagte nichts dazu, aber bei sich selbst dachte er: Mit dem ist's im Oberstübchen nicht richtig; doch sprach er gerne mit dem sonderbaren Menschen, der sich Herr vom Glauberg nannte, und wenn er ihn einmal einen Tag lang nicht zu Gesicht bekam, dann that es ihm leid. So waren auch einmal drei Tage vergangen und der Fremde war nicht zur Heerde gekommen, und der Schäfer schaute vergeblich nach ihm aus, und die Elsbeth fragte vergeblich, wo der Lederwamms sey; so nannte sie ihn, weil er ein ledernes Koller trug. Der Vater wußte es nicht und das Mädchen gieng sinnend heim.

Wie sie an dem Glaubergsborn vorbeigieng, da blieb sie stehen und schaute sinnend in die Quelle hinein, wie sie aufsprudelte, und es war ihr, als sähe sie das Bild des fremden

Jünglings auf dem Waſſerſpiegel, aber ſo blaß und krank, ſo welk und mitleiderregend, daß ihr das Herz dabei klopfte. Sie brach eine Gänſeblume, die neben der Quelle ſtand, und indem ſie ein Blättchen nach dem andern abzupfte, da ſagte ſie vor ſich hin: „Soll ich, oder ſoll ich nicht?“ Und wie das letzte „Soll ich“ bedeutete, da lenkte ſie langſam den Schritt wieder zum Berge empor. Sie betrat den Wald, aber jetzt an der ſteilſten Seite. Da wo der Wall der alten Burg wohl ſechzig und mehr Fuß ſenkrecht in die Höhe ſtieg, da kletterte ſie empor, hielt ſich am Geſträuch feſt und ſtand tief athemholend endlich auf der Höhe zwiſchen den niedrigen Mauern. „Wo werd' ich ihn finden?“ ſagte ſie dann vor ſich hin, „und wird es auch recht ſeyn, daß ich ihn ſuche? Aber er iſt ja verlaſſen und krank, die Quelle hat mir ſein Bild gezeigt blaß und krank, und ſicher hat darum Phylax geſtern Abend ſo geheult nach dem Berg hinauf, das bedeutet Wehe und Leid. Aber wo nur die Hütte ſeyn mag, die er ſich erbaut hat, wie er neulich ſagte, und wo er die Sonne kann aufgehen ſehen? Sicher ſteht ſie neben dem Teich, damit er den Trunk nahe hat. Dorthin willſt du gehen.“

Und leiſe ſpähend mit klopfendem Herzen gieng das Mädchen dem Gebüſche zu, das den Teich umgab. Alles war ſtill; das Waſſer lag klar und beſchattet von den Bäumen vor ihr, nur leiſe ſchlüpfte ein kleines Waſſerhuhn über die Fläche dahin und verbarg ſich unter den überhängenden Sträuchern. Dort drüben am andern Ende, däuchte ihr, war das Gebüſch dunkler und dichter, das konnte die Hütte ſeyn. Sie ſchlich behutſam um den Teich her und öffnete das Gebüſch. Sie ſtand vor der Hütte. Sie war kunſtreich aus Laubwerk zuſammengeflochten, ſo daß ſie gegen Sonne und Regen hinlänglich ſchützte und der Eingang ſah nach Oſten von dem Teich abge-

wendet. Ein Blick hinein überzeugte ſie, daß ihre Ahnung ſie nicht betrogen. Da lag der Jüngling, blaß und krank, wie ſie ihn in der Quelle geſehen hatte, auf einem Lager von Moos. Sie rief ihn an, aber er gab keine Antwort; ſie fragte mit der Stimme des tiefſten Mitleids, ob er Hülfe wünſche, aber ſein Mund blieb geſchloſſen; ſie berührte endlich ſeine Hand, die war kalt. „Ach Gott, er iſt todt," rief ſie aus und kniete neben ihn nieder, „und iſt weit von hier und hat Niemand, der um ihn weint!" Und ihre Thränen rannen ſelbſt auf das blaſſe, kranke Angeſicht. Da ſchien es ihr, als wenn, geweckt von dem warmen Quell ihrer Augen, ein kleines, mattes Zeichen des Lebens über die blaſſen Wangen ſchwebe, und in fliegender Eile ſtürzte ſie über Gebüſch und Mauertrümmer hinab, dem Vater entgegen und theilte ihm in abgebrochenen Worten ihre Entdeckung mit. „Vater," ſagte ſie, „geht hinauf, in der Hütte neben dem Teich liegt der Lederwamms und iſt krank auf den Tod."

Der Vater hieß ſie der Heerde warten und ſtieg bedächtig den Berg hinauf. Es ſchien dem ängſtlichen Mädchen eine Ewigkeit, bis er endlich erſchien. Sie ſah ihn vorſichtig an dem Walle herabgleiten, auf ſeiner ſtarken Schulter den Kranken; ſie ſahe, wie er keuchend unter der Laſt den nächſten Weg zu dem Häuschen am Born einſchlug und dann bald auf's Neue in den Wald zurückkehrte. Mit der Taſche und dem Reiſeſtock und dem kurzen Schwert des Fremden ſahe ſie ihn aus dem Walde zurückkehren; aber neue Hoffnung gewann ſie erſt, als ſie in der andern Hand des Vaters einen Strauß Kräuter ſah; denn der Vater kannte die Heilkräuter alle, die auf dem Berge wuchſen, und wenn er an Heilmittel dachte, ſo war noch Leben in dem Todtgeglaubten. Und Elsbeth weinte vor Freude und betete aus Herzensgrund für des Fremden Leben.

Und der Jüngling war kein Fremder mehr, seit er die Pflege im Hause des Schäfer-Kaspar empfieng; unter der treuen Pflege von Vater und Tochter genas er schnell, und als er zum ersten Male wieder den Berg bestiegen hatte, um nach seiner Hütte zu sehen, da sagte er: „Vater Kaspar, das Laubwerk um meine Hütte her ist gelb geworden, es ist still im Walde und die Vögel ziehen fort, dahin, wo es wärmer ist denn hier. Mich friert auch, wenn ich denke, ich müßte da oben wintern, nehmt mich auf in Euer Haus und gebt mir Eure Elsbeth zum Weibe, ich will Euch lieben als ein Sohn und Euch dienen als ein Knecht. Ich bin weit von hier und habe nicht Vater und Mutter mehr und des Wandern bin ich müde, seit ich Euch gefunden und die Elsbeth. Zumal hat mir's der Berg da oben angethan und ich kann nicht fort von hier, warum, das will ich Euch sagen, wenn die Elsbeth mein ist. Die Kräuter, die der Boden da oben trägt, haben mich mit Gottes Hülfe gesund gemacht, und wenn irgendwo auf Erden, so macht euch noch der Berg da oben mit dem, was er in sich hat und trägt, glücklich und Alle die mit, die mein sind."

„Warum," fragte forschend der Schäfer, „habet Ihr vielleicht etwas gesehen, seit Ihr da oben hausetet?"

„Was ich gesehen habe, Vater," sagte der Jüngling, „das Alles zu schildern ist mir ganz unmöglich. Großes hab' ich erwartet, denn wenn auch weit her, ist mir doch der Glauberg nicht fremd, und meine Mutter hat mir von ihm erzählt, seit ich verstehe, was in der Welt geschehen ist. Hier oben ist viel geschehen, und auch an meinem Geschlecht, denn meine Familie stammt von dem Glauberge. Wir heißen: „vom Berge," und ich der Letzte meines Stammes: Arnold vom Berge, bin hieher gekommen, um mein Erbe zu suchen, das da oben liegt. Ich weiß Alles, was hier oben geschehen ist, denn es ist mir

oft erzählt worden, und auch die Spangen und güldenen Kleinodien und die Münzen und der Weiber Schmuck, die Ringe und Halsbänder, die da oben vergraben wurden, als die Burg fiel, die könnt' ich Euch Stück für Stück aufzählen, denn sie waren alle auf vergilbtem Pergament verzeichnet, das in des Vaters eisernem Schrein lag. Der Schrein ist zerschlagen, die Pergamente sind verbrannt, das Haus meiner Väter hat der Krieg bis auf den Grund zerstört, ich habe nichts, als dieses Schwert, das ich mein nenne. Das habe ich denn getragen in verschiedener Herrn Dienst; nun bin ich es müde, ich will lieber Schäfer seyn als der letzte derer vom Berge hier, wo meine Väter einst wohnten, als ein Söldner um Kriegslohn. Find' ich den Glaubergsschatz, dann ist mir und Euch geholfen; find' ich ihn nicht, dann hab' ich wenigstens bei Euch ein ehrlich Stück Brod und ein lieb Eheweib gefunden. Gebet mir, Vater, die Elsbeth, es soll Euch nicht reuen."

Und der Schäfer-Kaspar gab sein einzig Kind dem Fremden auf Treu' und Glauben, und es hat den Schäfer nie gereut. Von da an hieß der Fremde im Orte der „Bergschäfer"; von ihm und seiner Heimath und seiner Hoffnung und seiner Liebe zum Glauberge aber wußte Niemand im Orte. Das Alles blieb Geheimniß seines Hauses. Das Schwert und die Reisetasche sammt dem ledernen Koller ward in die Kiste gelegt und verschlossen; dafür nahm er den Schäferstab in die Hand und trug ein Kleid von Wolle und Linnen, Beiderwolle genannt, wie es Elsbeth ihm zur Winterszeit gesponnen.

Was brachten diese Wintertage, wo die Heerde nicht ausgeführt werden konnte und die Winterabende, wo die Elsbeth spann und die Männer Wolle kammten und haspelten, den drei Menschenherzen, die dort im Häuschen am Glaubergsborn wohnten, eine so glückliche Zeit! Da strömte es über aus dem

Munde des Arnold von Schilderungen ſeines früheren bewegten Lebens und von ſeinen Hoffnungen von der Zukunft! Denn abgeſchloſſen hatte der junge Mann noch nicht mit der Außenwelt, ſeine jetzige Stellung kam ihm nur wie eine Zeit der Sammlung vor auf eine ſpätere glücklichere Laufbahn, und alle ſeine Entwürfe hiengen ſonderbarer Weiſe mit dem Glauberg zuſammen. Mit Wohlgefallen hörte Elsbeth auf die Rede ihres Mannes, und ſeine lebhaften Schilderungen thaten ihr eine ganz neue Welt auf, und ſie glaubte, was ihr Arnold hoffte. Anders dachte freilich der Schäfer-Kaspar; wohl lauſchte er, wenn ſein Eidam von dem Erbe ſeiner Väter erzählte, das da oben im Berge ruhen ſollte, und nur auf die Stunde der Erhebung harre; aber er hatte ſeit ſeiner Kindheit ſo viel vergebliche Hoffnungen, die ſich alle auf den Berg und ſeine heimlichen Schätze bezogen, erfahren; er hatte ſo Manchen bei Nacht und Nebel mit Laterne und Wünſchelruthe hinaufſchleichen ſehen, hatte auch ſelbſt in jungen Jahren dem Schatzgraben da oben beigewohnt und hatte nie gehört, daß Einer etwas gefunden hätte, was der Aufbewahrung werth geweſen wäre. Ein Heidenköpfchen*) hatte er ſelber dann und wann da oben gefunden, oder ein Regenbogenſchüſſelchen, eine Pfeilſpitze oder einen Henkeltopf, aber dabei war es geblieben. „Thu' gemach, Arnold," ſagte er dann wohl, „die Hoffnung iſt ein ſchön Blumengärtlein, aber es fällt über Nacht Schnee hinein. Einer unſeres Stammes hat das auch von dem Berge da oben erfahren müſſen, und nichts davon getragen als einen lahmen Fuß und ein ungenügſam Herz."

*) Heidenköpfchen werden von dem Volke die römiſchen Münzen, und Regenbogenſchüſſelchen die wahrſcheinlich celtiſchen Münzen von hohem Alter genannt, die ein ſehr rohes Gepräge und faſt die Form eines Schüſſelchens haben.

„Es war aber der Schäfer-Ulrich auch so ein junger Ehemann wie du bist, Arnold, und sein Weib hat auch Elsbeth geheißen und wohnten die Beiden auch hier am Born und gieng ihnen lang gut. Aber es träumte ihnen von nichts, als von dem Glaubergsschatz. Nun geschah's, daß der Ulrich einmal die Heerde auf den Berg trieb, und wie er vor sich hin sahe, so wuchs vor ihm eine Blume, die er noch nie gesehen hatte; weiß wie lauteres Silber waren die Glöcklein der Blume und die saßen reihenweise an dem Stengel und ihr Geruch war weithin fühlbar. Der Schäfer bückte sich an die Erde und betrachtete die Blume, und dann dachte er sie seiner Elsbeth mit heim zu nehmen, und er brach sie ab und steckte sie auf seinen Hut. Da kam es ihm vor, als würde die Blume auf einmal so schwer; und wie er zusahe, so hatte sie sich in einen Schlüssel verwandelt, und wie er wieder zusahe, so war da im Berg eine Thüre, die er nie vorher gesehen hatte und er probte den Schlüssel und die Thüre gieng auf. Anfangs kam ihm die Höhle ganz dunkel vor, aber allmälig schimmerte ihm aus der Ferne ein Licht entgegen. Er faßte sich ein Herz und schritt auf das Licht zu. Da that sich vor seinen erstaunten Blicken eine weite Halle auf, und in derselben lagen Haufen von glänzendem Golde, und er griff begierig zu und füllte die Taschen seines Schäferrocks und den Hut und eilte dem Ausgang zu. Da rief ihm eine Stimme zu: „„Ulrich, vergiß das Beste nicht!““ — Da meinte der Schäfer, der gute Geist, der die Schätze hütete, wolle ihn ermuntern, einen tieferen Griff zu thun und er kehrte noch einmal um und nahm auch die Hände noch voll, denn in die Taschen gieng gar nichts mehr. Da rief dieselbe Stimme: „„Ulrich, vergiß das Beste nicht!““ — Jetzt ergriff den Schäfer ein jäher Schreck, er rannte wie besessen durch den dunkeln Gang dem hellen Tag entgegen, der durch die Thüre schien, und wie

er den Fuß auf die Schwelle ſetzt, ſo ſchlägt die Thüre hinter ihm zu, daß der Berg dröhnt und trifft ihm die Ferſe, daß er lahm iſt auf ſein Lebtage. Anfangs achtete er des lahmen Fußes nicht; er hatte ja mit ſeiner Elsbeth genug zu leben; aber das Geld verderbt Beiden das Herz und ſchrie noch mehr und gieng endlich aus, denn auch der Teich auf dem Berge droben iſt auszuſchöpfen, ob er gleich wie ein Trichter ſeyn ſoll, der tief in des Berges Eingeweide hinabgeht. Und nun hinkte der Ulrich und ſein Weib Tag und Nacht um den Berg hin und ſuchten die Blume oder den Eingang zum Berge, und erfuhren nun erſt zu ihrem Kummer, daß der Ulrich das Beſte, „den Schlüſſel“ vergeſſen hatte. Item, ich meine, beſſer ein geſunder Schäfer, als ein lahmer Hungerleider.“

„So mein' ich's auch, Vater,“ ſagte der Arnold, „und ich will auch weder von böſen noch von guten Geiſtern eine Thüre in den Berg aufgethan haben, ſondern ich will, daß mein Gott, der mich bis dahin getreulich geführt und mich die Heimath meiner Vorfahren und in ihr ein lieb Eheweib hat finden laſſen, mir die Stelle zeige, wo meine Habe liegt. Bis ich ſie gefunden habe, da genügt mir ja das Brod, das mir über der Erde wächst, und mein Gott hat es mir gereicht aus meiner Elsbeth Hand, und die iſt auch ſo eine Blume mit Silberglöcklein und ich begehre gar nicht, daß ſie zum Schlüſſel wird, der mir goldene Schätze aufthut. Denn wer weiß, ob nicht ſolche Goldhaufen, in denen man wühlen darf, nur ein Blendwerk des Böſen ſind, der gerne ſolche Haufen eitlen Geldes giebt für eine Menſchenſeele, die dem Herrn gehört.“

„Denn hört nur, was ich neulich vernommen von des hölliſchen Feindes Liſt. Der Schäfer von Stockheim hat es mir erzählt, als ich mit ihm hütete an der Gränze, er drüben, ich hüben. Der hat erzählt, es ſey ſo gar lange nicht her, da ſey

zum Tanz in Stockheim jedes Jahr ein Fremder erſchienen, von gar ſonderbarer alten Tracht, aber feinen Manieren. Der habe ſich unter die Tänzer gemiſcht und den Mägdlein ſchön gethan; aber da er ſittig und von angenehmen Manieren geweſen, ſo hätte das Frauenvolk ſein Wohlgefallen an ihm gehabt; aber mit dem Kehraus ſey er jedesmal verſchwunden. Den Mägdlein aber wäre das ganze Jahr hindurch ſo ein Bangen nach ihm geweſen, und wenn wieder die Geigen geſtimmt wurden, ſo hätten ſie nach ihm ausgeſchaut, und richtig, er wäre wieder gekommen, und das ſo fort viele, viele Jahre. Nun ſey unter den Burſchen zu Stockheim einer geweſen, den habe der Beifall des Fremden geärgert, und als er beim Kehraus wieder davon gewollt, es war juſt um Mitternacht, da habe er zu ihm geſagt: Gefällt's dem Herrn, ſo thu' ich ihn begleiten, ich möchte gern ſehen, wo er zu Hauſe iſt. Der Fremde hat darob freundlich gelächelt und ihn mitgehen heißen. Und ſie ſind unter allerlei kurzweiligen Geſprächen auf den Glauberg geſtiegen, und wie ſie oben ſind, ſo ſtampft der Fremde dreimal mit dem Fuß auf den Boden; der thut ſich auf, und der Burſche ſieht zu ſeinem Entſetzen in einen tiefen Brunnen, aus dem die Flammen emporſchlagen. Da iſt ihm ein Grauen angekommen und er hat davon gewollt, aber der Fremde hat ihn gefaßt an der Hand und hinabzuziehen geſucht. Der Burſche aber muß liſtig geweſen ſeyn; er faßt ſtatt der Hand den Handſchuh des Fremden, der gleitet jählings hinab und läßt ſeinen Handſchuh in des Burſchen Hand. Seitdem iſt der Tanzgaſt nicht mehr nach Stockheim gekommen, und den Handſchuh haben ſie unter einen Holunderſtrauch vergraben, da wächst bis heute noch kein Gras."

## 2.

Unter Arbeiten und Beten und unter Hoffen auf eine noch beſſere Zukunft giengen den ſtillen Menſchen dort in der Hütte am Berge die Jahre dahin, eine ganze Reihe von Jahren. Mochten drüben am Rhein die Franzoſen das Land verwüſten und die Leute ängſtigen, bis hieher drang das Kriegsgeſchrei nicht, und nur die ſchauerlichen Kriegsgerüchte, die dann und wann in das Häuschen kamen, entſetzten die Elsbeth, ließen den Schäfer-Kaspar die Hände zum Gebet falten, und trieben dem Arnold das Blut in die Wangen. Er ſprach in ſolchen Stunden wenig, aber der Geiſt ſeiner Jugendjahre kam dann über ihn; er ballte die Fäuſte und murmelte vor ſich hin: „O könnt' ich, wie ich möchte, ich wollte euch Räubern das Handwerk legen! Habt ohnedieß bei mir noch Manches im Salz von Alters her!" Waren es dieſe trüben Botſchaften an des Reiches Gränze, oder war es, daß Arnold über die Jünglingsjahre hinüber war, er ward ernſt und ernſter, und während der Alte meiſt daheim bleiben mußte, weil ihn die Jahre anfiengen zu drücken, trieb Arnold allein die Heerde aus; und dann ſtand er und ſahe in den Wald hinein, ſinnend und ſeufzend, als wolle er ſtündlich die Blume mit den weißen Glocken erſpähen, oder einen guten Geiſt erwarten, der ihm die Stelle ſage, wo ſein Erbtheil ruhe. Von da ſchweifte ſein Blick hinüber über die Berge nach jenen Höhen, an denen der Rhein vorüber fluthet und er ſeufzte wieder. Aus dem frohen Jüngling, dem die Welt zu weit war, darum ſuchte er die Stille des Glaubergs, war ein ſinnender Mann geworden, der von Tag zu Tage mehr bei ſich überlegte, ob er nicht vielleicht zu viel gehofft und ſeinem guten Stern zu feſt vertraut habe.

Aber es gab noch ein Band, das ihn an ſein Haus und

an die neue Heimath knüpfte, das war sein Sohn Leupold, der einzige, den ihm Elsbeth geboren. Es war der Leupold sein Abbild an Leib und Seele, nur Alles in kleinerem Maßstabe. Aber dieselbe Raschheit, mit der der Vater als Jüngling aufgetreten war, mit der er geliebet und gehofft hatte, erfüllte auch den Knaben. Auch ihm war der Glauberg die liebste Stelle auf Erden, und Tage lang konnte er auf ihm umher schweifen, und wenn der Vater von dem Berge und seiner Geschichte erzählte, dann vergaß der Knabe Speis' und Trank. Nicht der Waldschatten und die herrliche Aussicht, nicht die Blumen und die Trümmer genügten ihm, er wünschte sich ein Bergmann zu seyn, um mit Haue und Grubenlicht in die Tiefe fahren zu können. Denn da unten mußten Wunderdinge liegen, so deuteten es alle Sagen, die er begierig erlernte. Mehr als einmal fand ihn sein Vater mit einer kleinen Schaufel den Boden umwühlen nach erträumten Schätzen. „Siehe Vater," rief er einst glühend von Anstrengung und Eifer, „siehe, was ich gefunden! Wo dieses gelegen, muß mehr liegen!" Und er reichte seinem Vater einen Hammer von Stein.

Arnold besahe lächelnd das schöne Alterthum von blauem, glattem Stein mit der künstlichen Oeffnung in der Mitte und sagte ruhig: „Der Steinhammer ist ein Donnerkeil;*) aber wo der sich findet, da liegt nicht Gold, noch Silber, höchstens eine Spange von Kupfer oder eine Nadel, das Thierfell zusammen zu heften, das der Alte, der den Steinhammer führte, trug."

---

*) Donnerkeile werden die Steinwaffen von dem Volke genannt, weil man meint, mit jedem einschlagenden Blitze fahre ein solcher herab, und die schon herabgefallenen sänken bei den Donnerschlägen noch tiefer hinab. Der Aberglaube hält sie sehr hoch und gebraucht sie zum Bestreichen des kranken Viehes, namentlich wenn die Kühe keine Milch geben wollen.

„Und wann war das, Vater?“ fragte ſchnell Leupold.

„Vielleicht lange vorher,“ ſagte Arnold, „ehe unſer Heiland geboren wurde.“

„Und da lebten hier ſchon Menſchen und verloren ihre Steinhämmer hier oben auf dem Glauberg?“

„So ſcheint es, Leupold; denn wenn Du am Rand des Berges hingeheſt, ſo ſiehſt Du rings herum einen kleinen Damm von Steinen und Erde; der iſt wohl der erſte Anbau des Berges geweſen, in einer Zeit, da man noch nicht Schlöſſer baute mit Wall und Graben. Zur Vertheidigung diente auch wohl der Wall nur im Nothfall; er umſchloß vielmehr der alten Deutſchen Heiligthümer. Sie hatten nicht Bilder von Stein, ſondern ihre Götter wohnten nach ihrem Glauben unſichtbar neben ihnen und kämen, ſo meinten ſie, auf ihr Gebet und ihre Opfer herab in die heiligen Haine. Und ein ſolcher Hain war der Glauberg. Hier ſtand ein Altar, hier opferten die Prieſter und der Hammer, den du gefunden, hat vielleicht einſt dazu gedient, dem Opferthiere den Todesſchlag zu geben. Dann ward es mit ſteinernen Meſſern, dergleichen man noch viel bei uns findet, zerlegt und verbrannt. Hieher kamen auch die Männer des Volks zur Berathung, denn hier bewahrte man die Feldzeichen auf, deren jeder Stamm ſein eigenes hatte. Später bekam dieſe Höhe aber eine andere Beſtimmung.“

„Und welche war dieſe, Vater?“ fragte Leupold. „Kamen hinter ihnen her die Ritter, die von Buches und Stockheim und andere, die hier oben hausten?“

„Noch lange nicht, Leupold,“ ſagte der Vater. „Aus Welſchland herüber kamen um die Zeit der Geburt unſerrs Herrn die Römer in's deutſche Land. Denn es lüſtete ſie nach Ruhm und Ehre, wie es jetzt den Franzoſen lüſtet, ſagen zu können, er habe das deutſche Reich im Zaum. Der Franzoſe findet

wenigſtens Häuſer, die er plündern, und Felder, die er verwüſten kann; aber im Land der Chatten, darin unſer Glauberg lag, war nicht Geld noch Silber zu holen, und die Felder lagen weit zerſtreut im Walde, neben den Hütten von Baumrinde und gebrannter Erde; und in den Hütten war nur das rohe Geräthe, das die Frauen brauchten zum Brodbacken und die Männer zur Jagd auf Auerochſen und Bären, und zum Krieg, den die Deutſchen abſonderlich liebten. Denn unſer Volk war tapfer allezeit, aber gegen welſche Ränke hat es von jeher nichts ausgerichtet."

„Um die Gränzen zu ſichern, ſo ſagten ſie, denn bis an den Rhein hatten ſie ſchon das Land erobert, drangen ſie auch ein in's Chattenland und legten Lager an und warfen Schanzen auf und bauten Thürme zum Schutz und drangen in die Thäler ein, immer der Bächen nachgehend, um auch die Höhen des Vogelsberges zu gewinnen. Da war ihnen der Glauberg gewaltig im Wege; denn wenn ſie von Altenſtadt aus, wo ſie am Haingraben ein feſtes Lager hatten, in die Berge hinauf wollten, ſo fielen die Deutſchen vom Glauberg herab über ſie her und ſchnitten ihnen das Nidder- und das Seementhal ab. Da muß es gewaltige Kämpfe gegeben haben, denn die Hügel, die man hier rings umher in den Wäldern findet, die ſind Grabhügel unſerer Väter. Da hat man ſie hineingelegt mit ihren Waffen und dem rohen Schmuck von Kupfer, und Töpfe an ihre Seite geſtellt mit Speiſe zur Wegzehrung nach der Heiden Glaube, und ihre Roſſe den Göttern geſchlachtet und die auch neben ſie gelegt, und dann die Todtenklage gehalten mit Kampfſpiel und Schlachtgeſang."

„Vater," rief Leupold, „laßt uns einmal einen ſolchen Hügel aufthun, ich möchte die Waffen finden!"

„Laß ſie ruhen, die alten Deutſchen und ſtöre ihre Gräber

nicht. Es iſt nicht viel mehr in ihnen von der Todten Waffen und Schmuck. Und zudem geht die Sage: Zur Stunde, wo ein ſolches Grab aufgethan wird, da geht die wilde Jagd im Walde los. Bärtige Männer erſcheinen, in Felle gehüllt, die wilden, großen Hunde an der Kette, und das heult und brüllt und tobt durch den Wald, daß es zum Entſetzen iſt."

„Vater," ſagte Leupold, „ich fürcht' mich nicht, am wenigſten vor den Geiſtern der alten Deutſchen. Mutter hat mich ein Sprüchlein gelehrt, mit dem ſchlag ich alle Geiſter, die ſchwarz ſind, in die Flucht, das heißt: „„Alle guten Geiſter loben den Herrn!"" Hier aber habe ich ſchon Stunden lang geſeſſen bei dunkler Nacht, und ſäße noch länger, wenn ihr es littet. Ich möchte auch die Runde ſehen, wie ſie im Orte genannt wird. Manchmal, ſo ſagen die Leute, ſteigen Krieger aus dem Berge und lagern ſich hier oben auf das Moos. In der Runde ſitzen ſie und ſind gar ſonderbar angethan. Auf dem Kopfe tragen ſie eine Eiſenkappe, und oben darauf das Bild eines Löwen oder eines Greifen; über die Schulter herab hängt ihnen ein rother Mantel und drunter ſchimmert die blanke Waffenrüſtung, der Bruſtſchild von eitel Gold. Dann hängt ihnen herab bis über die Hüften ein Hemde von buntem Zeug mit goldenem Saum und die Knie ſind mit Eiſenſchienen geſchützt. Statt der Schuhe haben ſie Lederſohlen untergebunden, und ein breites ſchweres Schwert hängt ihnen an der Seite. Alſo ſteigen ſie heraus aus der Erde und lagern ſich in die Runde, und der Becher kreiſt und ſie reden von der vergangenen Zeit; ſo glaubt man nämlich, denn kein Menſch verſteht ihre Sprache. Und iſt ihre Zeit vorbei und ſie müſſen wieder hinab, dann erhebt ſich zuerſt der Fahnenträger; der hat über dem Fähnlein auf ſeiner Stange einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, und mit der Fahne ſtößt er dreimal auf den Boden;

dann schlägt aus der Erde, just da, wo die Fahne aufgestoßen wird, ein blaues Flämmlein auf, und wer dann das Herz hat, den Fuß darauf zu setzen, der findet an der Stelle eitel Gold. Glaubt mir, Vater, der heidnische Fahnenträger hätte noch nicht drei gezählt, so wäre mein Fuß schon auf dem blauen Flämmlein und dann wäre das Gold mein. Aber sagt mir, Vater, welchem Volke mögen die Männer aus der Runde wohl angehört haben; sind das die Ritter, von denen Ihr manchmal erzählt?"

„So scheint's nicht," sagte lächelnd Arnold, den der Muth und die Begeisterung des Knaben erfreute, „das sind römische Krieger, die hier oben im Kampf ein Ende gefunden haben. Denn nicht lange nach unseres Herrn Geburt, da schickte der Kaiser von Rom einen seiner Familie als Feldherr an den Rhein, der hieß Claudius Drusus. Der zerstörte die Hauptstadt der Chatten und unterwarf dann in mancher blutigen Schlacht das zerstreute Volk. Auch hieher kam er und eroberte nach tapferer Gegenwehr den Glauberg und baute eine Burg hier oben und hieß sie Claudiusburg, daher des Berges Name.

Aber der Römer Bleibens war hier nicht lange; nur mit Widerstreben und Ingrimm sahen die Deutschen das welsche Kriegsvolk hier oben hausen und die Zinnen der Glauburg dünkten ihnen wie die Mauern ihres Gefängnisses. Sie überrumpelten bei Nacht die Römer und schlugen sie mit der Schärfe des Schwertes und Keiner blieb übrig aus der Besatzung. Wie mögen sich die dort unten im Lager bei Altenstadt gewundert haben, als hier oben plötzlich die Flamme ausbrach und am Morgen schon von den stolzen Zinnen der Claudiusburg nichts mehr zu sehen war! Diese Römerfeste scheint hier gelegen zu haben, wo wir stehen; man heißt's an der „Enzheimer Pforte"; denn hier deckt der Boden Kohlen in Menge und verbranntes

Waffengeräthe. Auch ein Heidenköpfchen kommt manchmal zum Vorſchein.“

„Aber ſiehe, Leupold, während wir die Zeit verplaudern, thut auch Phylax ſeine Schuldigkeit nicht, er gräbt im Boden nach Mäuſen und dort gehen die Schafe zu Schaden. Eile dort hin und treib' ſie vom Ackerfeld!“ Leupold ſprang mit dem Hunde ſchnell den Hügel hinab; aber im Laufe drehte er ſich noch einmal um und ſagte: „Vater, muß ich drunten bleiben bei den Schafen, oder darf ich wieder zu Euch kommen? Und wollt Ihr mir noch mehr erzählen von der alten Zeit?“ — Arnold nickte bejahend und ſahe mit innigem Gefallen, wie rüſtig und flüchtig der Knabe über die Steine ſprang. Wie dem Goldner im Mährchen wallte ſein blondes, langes Haar um ſein Haupt und ſein Angeſicht ſtrahlte von Feuer und Leben. Der Vater ſahe ihm nach und ſeufzte: „Und der ſoll hier auf dem Berge wohnen, wie ſein Vater und ein Schäfer werden und ſeine Jugendkraft verzehren im Müſſiggang? Ach, was iſt die Armuth doch ein ſchweres Loos für den, der ſie fühlt wie ich, und ſeine brennende Sehnſucht nach der Welt und ihrer Herrlichkeit nicht darf laut werden laſſen! Gebe Gott dem Knaben ein beſſeres Ziel und mir ein ruhiger Herz! Da drüben, wo meine Heimath iſt, da wohnen ſie in ſtolzen Schlöſſern, und ich hüte hier die Schafe als der Letzte derer vom Berge. Was wohl die Alten ſagen möchten, die hier oben kämpften und nun da unten in den Dörfern ruhen, die ihre Namen führen, wenn ſie einen ihres Stammes hier auf der Burg ſähen, die Schafe hüten? Sicher kehrten ſie ſich ab und verläugneten den Knecht! Aber kann aus dem Knecht denn nicht wieder ein Herr werden? Aus Knechten ſind durch Gottes und der Kaiſer Gnade Ritter geworden, ja aus armen Köhlern ſogar Grafen von Yſenburg, weil ſie für den Kaiſer Leib und Leben wagten; wohlan Arnold,

ermanne Dich und hoffe, wenn nicht Dich selber, so siehst Du vielleicht noch Deinen Leupold hoch zu Roß!"

Und Elsbeth? Dachte der Letzte vom Berge nicht an sein treues Weib, verstand er ihre Thränen nicht, wenn er die Sehnsucht nach der Ferne erst leise und verblümt, und dann lauter und verlangender aussprach? Wohl liebte er die treue Lebensgefährtin, und wohl reute ihn oft seine Unzufriedenheit, und wohl nahm er sich vor, den ungestümen Drang zu zügeln und seinen Leupold zur Stille und Genügsamkeit zu erziehen, aber dann tobte wieder das ungestüme Blut seiner Ahnen in ihm und der Stolz überflügelte die besten Vorsätze. Er war wie ein Adler, dem der Jäger die Flügel gelähmt hat, und der aus der Hand seines Herrn die Speise nehmen muß, während er sie draußen in der freien, weiten Welt suchen möchte. Alle Kunst wird den Jäger nichts helfen, wenn die gelähmten Schwingen des Adlers wieder Kraft gewonnen haben!

„So, Vater," rief Leupold, „nun bin ich wieder da! Phylax mag das Saatfeld hüten, seht, er sitzt da unten am Wachholderbusch und fängt sich Mücken. Ein guter Hund, der Phylax, und sehr verständig, wir Beide sehen einander Alles an den Augen ab. Und an Euren Augen, lieber Vater, sehe ich, daß Ihr mir erzählen wollt. Sagt mir, wer kam nach den Römern und ward Herr der Burg?"

„Natürlich die Deutschen; aber der Römer Feste war gebrochen und die Deutschen bauten sie nicht wieder auf, ihnen gruselte vor Mauern und Schlössern. Aber was dann in Jahrhunderten hier oben geschehen, das erzählt keine Geschichte; denn war es auch aufgeschrieben, vielleicht drüben im Kloster Rodenbach, so ist davon doch keine Zeile mehr übrig. Es brauste die Völkerwanderung über die deutschen Länder hin wie ein Wolkenbruch, der die Gießbäche in Ströme verwandelt; wilde Hunnen

und raubgierige Alanen tränkten ihre Pferde in unſern Bächen, brannten die Hütten nieder und trieben die Völker, die ſich nicht mit ihnen vereinigten, vor ſich her, wie der Wolf die Heerde. Aus ſolcher Zeit klingt nicht einmal eine Sage zu uns herüber."

„Aber allmälig ward es lichter in den deutſchen Wäldern; auch in dem Reichsforſt erklang die Axt, man rodete Land und baute Höfe, und an die Quellen und Bäche Dörfer und trieb ſtatt der Jagd den Ackerbau, denn das Evangelium hatte ſeinen milden Strahl in die Wälder geſendet und Leben gebracht. Und meiſtens geſchah die Anſiedlung im Schutze eines freien Mannes, der ſich ein Haus oder Schloß baute auf einer der Höhen und des Kaiſers Lehensmann ward. Und Etliche dieſer freien Männer, Ritter nannten ſie ſich, die in dieſer Gegend begütert waren, die ſchloßen einen Bund mit einander zu Schutz und Trutz wider die Raubritter, die ihre Dörfer und Felder bedrohten und die Wege durch ihr Gebiet unſicher machten. Und ſie zuſammen bauten mit des Kaiſers Genehmigung hier die Claudiusburg wieder auf und nannten ſie Glauburg. Sie war ein ſtattlich Schloß mit hohen Thürmen, und von den Zinnen ſahe man bis weit über Frankfurt hinaus, und wer ein gut Aug' hatte, der konnte denen zu Königſtein und Kronberg die Burgfenſter zählen."

„Nun geſchah es, daß der Ritter Arnold von Glauburg, der den Sitz in der Burg hatte, Hochzeit hielt mit einem Fräulein: Agnes Spiegel, und hatte ſeine Genoſſen alle geladen zum Hochzeitstanz, und es gieng hoch her hier oben und die Lichter glänzten bis zum Morgenſchein und die Trompeten ſchallten weit hinaus zum fröhlichen Hochzeitsreihen. Da erſchien im Tanzſaal ein ſchwarzer Ritter mit geſchloſſenem Viſir und warf einen eiſernen Handſchuh vor die Füße des Bräutigams und kündigte ihm Fehde an von Hartmann Grafen von Büdingen. Der hatte

auch gefreit um die ſchöne Agnes, und ſie hatte ihn verſchmäht, daher des Grafen Zorn.“

„Die Drohung war keine leere; der Graf warb ein großes Heer und das rückte heran und zerſtörte die Schlöſſer derer von Buches, Bleichenbach, Stockheim und Bergheim, die mit dem Glauberger im Bunde waren, und trieb ſie Alle mit Weib und Kind und ihrer beſten Habe hier auf den Glauberg. Die Burg war groß und hatte für Alle Raum; auch war ſie für Jahre mit Lebensmitteln verſehen und Waſſer gab der Teich mit dem Brunnen. Nur das war der größte Schmerz der Ritter, ſie mußten ſehen, wie ihre Dörfer im Feuer aufgiengen, wie ihre Felder von den Roſſen der Belagerer zerſtampft wurden, und wie ihre Bauern ausgetrieben und die Zurückbleibenden geſchunden und gequält wurden. Aber an Uebergabe mochte man dennoch nicht denken. Das erſte Jahr der Belagerung hielt man wacker aus, denn man hoffte, der Graf ſollte es müde werden und lieber daheim ſich pflegen, als hier in Wind und Wetter die Feſte zu berennen. Aber man täuſcht ſich. Noch ein zweites Jahr gieng vorüber, und der trotzige Graf wich nicht von dem Schloſſe. Er hatte geſchworen, nicht zu weichen, ehe er die Ritter da drinnen in dem Neſte zu ſeinen Knechten gemacht und die Thränen ihrer Weiber und Kinder geſehen. So begann denn ein drittes, ſchweres Jahr der Belagerung. Kein Biſſen Brods kam von draußen in die Burg, denn ſie hielten ſtrenge Wacht, und der Hunger brach darob mit fürchterlicher Gewalt ein. Alles Eßbare war bereits verzehrt, ſelbſt Ratten und Mäuſe und die Eulen, die die Zinnen bewohnten, waren willkommene Speiſe. Aber ungebrochen blieb dennoch der Muth der Belagerten und ſie ſagten ſich zu: eher zu ſterben, als ſich dem grauſamen Grafen zu übergeben.“

„Darob verzweifelte der Graf Hartmann und ſaß düſter

brütend in ſeinem Zelte, und machte Plane und verwarf ſie wieder, denn die Feſte ſchien mit Ketten an den Himmel gebunden. Da nahte ſich ihm ein Mönchlein in brauner Kutte und kahlem Scheitel und ſagte: Herr Graf, Ihr habt ſchwere Gedanken, daß Euch die Burg da oben ſo lange foppt und narrt; aber Ihr bedenkt nicht, daß Eure Sünden es ſind, die Euch ſo vergebliche Mühe machen. Ihr ſeyd hart und trotzig und meint, Alles mit Eurem Schwert zu zwingen, und die Gebete der Kirche verſchmäht Ihr, ja Ihr ſpottet ihrer. Thut erſt Buße und gelobet ein gutes Werk, wenn Euch die Einnahme der Burg gelingt, und Ihr habt ſie bald in Euren Händen."

„Anfangs tobte der Graf auch gegen den Mönch, dann aber ſchlug er in ſich und that das Gelübde: Er wolle von den Steinen der Glauburg ein Kloſter bauen, wenn ihm der Mönch das verwünſchte Neſt in ſeine Hand gebe. Und dazu wußte der Mönch Rath. In einer dunkeln Nacht ſahen die Belagerten plötzlich Tauſende von Lichtern auf die Burg zukommen; ſie kamen Alle aus dem Thal auf die Stockheimer Pforte zu, wo die Burg am feſteſten war. Wer die Waffen führen konnte, der ſtürzte darum nach dieſer Seite, und war des Angriffs gewärtig. Aber wie erſchracken ſie, als plötzlich in ihrem Rücken die Belagerer erſchienen. An der Enzheimer Pforte hatten ſie die Mauern erſtiegen, das Thor eingeſchlagen und herein ſtürmten wuthentbrannt Graf Hartmann mit den Rittern und Knechten, die ihm dienten. Doch die Belagerten gaben damit die Feſte nicht auf; ſie zogen ſich in das Innere der Burg zurück und der Kampf begann von Neuem. Endlich, da auch dieſer Theil des Schloſſes ſich nicht mehr halten ließ, fiengen ſie an, mit dem Feinde zu capituliren und baten um freien Abzug. Aber Graf Hartmann ſchlug ihnen ihre Bitte rund ab; ſterben

ſollten die Männer und die Frauen und Kinder in Gefangenſchaft fallen. Nur ſchwer ließ er ſich endlich von dem Mönche beſtimmen, den Frauen und Kindern Abzug zu verſtatten mit ihren Schätzen und Kleinodien, wie es im Vertrag ausdrücklich heißt, die Männer aber ſollten gefangen bleiben. Wie aber das Thor aufgieng, da kamen die Frauen heraus und hatten ihre Männer auf den Schultern und führten ihre Kinder an der Hand. Man ſagt, die Männer ſeyen nicht ſchwer geweſen, denn das lange Faſten habe ſie grauſam abgemagert."

„Dem Grafen Hartmann gefiel dieſe Deutung des Vertrags ſehr übel, und ohne des Mönches Zurede hätte er ihn gebrochen. Damals hielt der Kaiſer gerade zu Frankfurt Hof. Zu ihm ſandten die Ritter vom Glauberg und legten ihm die Streitſache vor, und der Kaiſer entſchied, daß Graf Hartmann den Vertrag halten müſſe, „denn der Weiber Schätze ſeyen die Männer, und der Mütter Kleinodien ſeyen die Kinder." So ließ denn Graf Hartmann die gefangenen Ritter ziehen. Der von Glauburg zog an des Kaiſers Hof nach Frankfurt, die aber von Buches, Stockheim und Bleichenbach bauten das Schloß zu Lindheim mitten in's Waſſer hinein, ich meine, es wäre geſchehen, damit Graf Hartmann ſchwimmen müßte, wie er früher das Klettern gelernt, wenn es ihn wieder gelüſten ſollte, ſie anzugreifen. Die vom Berge aber, die zogen hinaus in's Reich und wurden Kriegsleute. Aber was ſie an Gold und Silber beſeſſen hatten, die Rittersleute ſämmtlich, das war und blieb verloren. Sie hatten es vergraben in einem kleinen eiſernen Schrein, und es kam Einer nach dem Andern, und es kamen ihre Kinder und Kindeskinder, aber ſie konnten die Stelle nicht mehr finden, und die ſie um Rath fragten, die gaben ihnen zur Antwort, ſo ein Schatz ſinke jedesmal, wenn es in der Neujahrsnacht Zwölfe ſchlage, um einen Schuh tiefer hinab. Dann

müßte er freilich ſchon tief unten liegen, denn es iſt ſeitdem manches Jahr vorübergegangen. Aber das glaub' ich nicht."

„Ich auch nicht, Vater," ſagte mit glühendem Angeſicht und ſtrahlenden Augen Leupold. „Und wenn Ihr müde werdet zu ſuchen, ſo ſuche ich und fahre fort mit Suchen, und wenn ich alt darüber werden ſollte. Und nicht wahr, Vater, wenn wir den Schatz finden, ſo iſt er unſer, denn unſer Geſchlecht iſt ja noch allein übrig von allen Glaubergsrittern?"

„Ja," ſeufzte Arnold, „wir ſind allein noch da und die Letzten des Stammes hüten die Schafe an der Burg ihrer Ahnen!"

Aber der Knabe verſtand die Klage ſeines Vaters nicht, haſtig fragte er weiter: „Und die Liſt, Vater, die das Mönchlein dem Grafen Hartmann empfahl, welcher Art war die? Woher kamen die vielen Lichter, die den Burgberg hinauf ſich bewegten?"

„Das waren," ſagte Arnold, „Krebſe, die hatte der Mönch aus den Bächen drunten im Thal fangen laſſen und hatte jedem ein brennendes Wachslichtchen auf den Rücken geklebt; und die Krebſe krochen nun ihrer Natur nach langſam hin und her. Das muß ein ſonderbar Schauſpiel geweſen ſeyn, recht als wenn die Irrlichter tanzen im Moor und Sumpf. Weil nun die Liſt ſo gut gelungen war, ſo hat Graf Hartmann ſein Verſprechen gehalten und hat aus den Trümmern der ſtolzen Burg das Konradskloſter gebaut, das da drüben am Waldſaum liegt, und hat es mit Nonnen beſetzt. Darum ſind ſo wenig Spuren vom Mauerwerk der Burg noch übrig, und darum konnten auch die Glaubergsritter den vergrabenen Schatz nicht finden. Seitdem iſt's nun ſtille hier oben; Kriegsgeſchrei und Waffengetöſe iſt verhallt, und nur manchmal dringt durch die Nacht ein lauter, heller Ruf von hier oben, und dann ſagt man: „Der Berg

ruft." Wem er wohl rufen mag? Ich möcht' es wissen! Vielleicht Denen, deren Habe er noch birgt!"

„Das glaub' ich auch, Vater, und ich habe den Ruf schon oft gehört und mir auch also gedeutet. Denn wenn die Stimme erschallte, dann habe ich stets geantwortet: „Hier bin ich!" —

---

## 3.

„Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesеyn und Hoffen würdet ihr stark seyn; aber ihr wollt nicht." Dieses Wort mit seinem Vorwurf zum Schluß ist von dem Propheten nicht allein für das verzagte und abtrünnige Volk Israel gesagt, das gilt allem Volk und aller Zeit; das gilt auch dem Schäferhaus am Glaubergsborn; aber die da drinnen wohnten, die vergaßen es. Denn es waren wieder Jahre hingegangen, die waren gute gewesen; es war Friede geblieben draußen in der Welt, und den hielt man auch drinnen im Hause; es hatte der Acker sein Gewächs getragen und dann ist Brod im Hause auch zur Winterzeit; es waren unter Gottes Schutz die Bewohner des Schäferhauses alle gesund geblieben, und dafür sollte man täglich Gott danken, als für eine große Gabe. Nun ja, an Gott dachte man auch in dem Schäferhause, man meinte ihm auch zu danken für seine Gaben, und doch fehlte die rechte Stille, das rechte Hoffen und Harren: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft." Die Stille aber, die im Schäferhäuschen herrschte, die war eine unheimliche, die glich jener Stille in der Natur, wenn ein Gewitter im Anzug ist, wenn die Vögel schweigen und sich bergen, wenn die Blätter der Bäume sich senken, wenn die Blumen ihre Kelche schließen.

Der alte Schäfer-Kaspar war stille geworden, fast kindisch

ſtille. Sein erloſchenes Auge, ſein gebeugter Nacken und ſein ſchneeweißes Haar deuteten auf die nahe Stille des Grabes, und als wieder ein Herbſt nahte, da ſchlief er ein. Nun ward auch Elsbeth ſtiller noch wie bisher; ihr Auge hieng noch ängſtlicher an dem ernſten Geſicht ihres Mannes, und an den brütenden Augen ihres Leupold. Ihr Zureden, ihr freundlich mildes Mahnen hatte ſchon lange nicht mehr gefruchtet. Ihr Arnold litt am Heimweh im eigenen Hauſe und der Vater ſteckte den Knaben mit derſelben Krankheit an, und es verſtrichen Tage, wo es auf den Herzen lag wie ein Alb, und kein Mund ſich öffnete zu freundlicher Rede und Ermunterung. Der Letzte vom Berge hätte bei den Waffen bleiben ſollen, dahin ihn Blut und Neigung zog, im ſtillen Schäferhauſe war ſeine Heimath nicht, da war und blieb er ein Fremdling.

Dazu kam böſe Zeit. Die Ernte war knapp ausgefallen, Regengüſſe hatten ſie verdorben und die Weide mit, und die Schafe waren krank geworden und ſtarben dem Schäfer auf der Weide, gleichſam unter Händen, und zuletzt war kein Schaf mehr übrig und der Schäfer ſtand allein. Sein Phylax heulte vor Langeweile in ſeinem Stalle und konnte es nicht begreifen, warum er nicht wie ſonſt zum Tagesgeſchäft abgerufen wurde, und ließ man den Hund frei, ſo umkreiſte er den Berg nach allen Seiten, gleich als ſuche er die verlorene Heerde. Aber die Heerde blieb verloren; Niemand mochte in der Zeit des Viehſterbens ſich Schafe anſchaffen und der Schäfer ſtand brodlos da.

Aber auch für die im Orte, die den Verluſt verſchmerzen konnten und ihr mäßiges Auskommen hatten für den Winter, war dennoch böſe Zeit. Kein Hauswirth ſetzt ſich ruhig an ſeinen Tiſch, wenn das Haus des Nachbars brennt, und weiß er ſich auch geſchützt durch noch ſo dicke Brandmauern, er fürchtet

die fliehenden Funken und die Nähe des gefährlichen Elements. So liegt auch der Glauberg dem Rhein und der Rheinpfalz so nahe nicht, wo damals das Kriegsfeuer loderte, aber die Flamme da drüben war zu furchtbar und wurde von solchen Mordbrennern geschürt, daß den Leuten bange ward, sie möchten auch in die fernen Thäler kommen, wenn in der Nähe nichts mehr zu sengen und zu brennen wäre. Der Schrecken, der vor dem furchtbaren Feinde hergieng, der drang schnell bis in's Nidderthal, er pflanzte sich fort wie der Schall der Sturmglocken, wenn gleichsam eine die andere weckt, und es tönt und ruft dann auf weit und breit, bis in die Thäler hinein, die sonst nur die Abend- und Morgenglocke hören. Und hinter dem Kriegsschall drein kamen die Abgebrannten und Vertriebenen. Es war ein erbärmlicher Anblick, die Flüchtigen kommen und gehen zu sehen. Was sie auf dem Rücken trugen, das war noch ihre einzige Habe, alles Andere hatten ihnen die Franzosen verbrannt und ruinirt, und Manche unter ihnen hielten sich noch nicht einmal in unserer Gegend sicher. Der Schrecken des Gesehenen und Erlebten trieb sie weiter über die Berge, entweder zu entfernten Verwandten und Freunden oder auf's Geradewohl. Die Schilderungen der Flüchtigen waren herzzerreißend, und seit Hunnen und Vandalen unter Attila und Godegisel über die deutschen Länder weggefluthet waren, war ein solcher Gräuel der Verwüstung nicht erhört worden. Und das geschah durch den christlichen König eines Volkes, das sich damals das gebildetste der Erde nannte. Vor neun Jahren hatte unter dem Feldmarschall Turenne schon einmal die Pfalz das Mordschwert der Franzosen gefühlt; nachdem er aber bei Sesbach, wie dort auf seinem Denkmal steht, „vertödtet" worden war, da war ein kurzer Frieden bewilligt worden. Aber in diesem Frieden gieng dennoch das Bollwerk des deutschen Reichs, die Festung Straßburg,

an die Franzoſen verloren. Dafür und für andere Unbilder, die dem Reich von Ludwig XIV. angethan wurden, hatte man noch eine Art von Entſchuldigung, für den Einfall in die Pfalz, für den ſogenannten Orleaniſchen Krieg, für die Verbrennung von Hunderten der blühendſten Dörfer und Städte, für die Vertreibung von Hunderttauſenden von wehrloſen Bürgern, für den Raub von Millionen glaubte man der Welt gar keine Entſchuldigung ſchuldig zu ſeyn. Genug, der König und ſeine hölliſchen Rathgeber ſendeten ihre Heere in die Pfalz, und die brannten, raubten und ſchändeten, daß ein lauter Schrei des Entſetzens aus dem Munde von Hunderttauſenden zum Himmel drang. Das geſchah im September des Jahres 1688, und von da bis tief in den Winter hinein zogen die Flüchtlinge durch das Niederthal am Glauberg vorüber den nahen Bergen zu.

Tagelang ſpähte Arnold nach den Ankommenden vom Berge herab, und ward er ihnen anſichtig, dann eilte er ihnen entgegen und fragte ſie aus, und je trauriger und grauſenhafter ihre Schilderungen waren, deſto ſtiller und brütender ward der Mann, und deſto weniger vermochte Elsbeth ihn umzuſtimmen und zu erheitern. Und als gar mit dem neuen Jahr die Werbetrommel ertönte, als durch's ganze deutſche Reich der Ruf wider den Reichsfeind erſcholl, wie einſt wider den Türken; da ſahe Elsbeth ihren Mann mehr als einmal mit einer Thräne im Auge ſich auf den Berg ſchleichen, um das Heimweh nach der Ferne da droben auszuweinen, wo ihn kein ſpottendes Auge ſahe.

So lange hatte das gedrückte Weib mit Geduld die Entfremdung ihres Mannes ertragen. Als es aber drunten im Dorfe lärmend zugieng, die Werbetrommel gerührt ward und der bärtige kaiſerliche Officier die Burſche und jungen Männer mit lauter Stimme und unter großen Verſprechungen in des Kaiſers Dienſt nöthigte, und Arnold wieder auf den Berg ge-

stiegen war, da konnte es Elsbeth nimmer ertragen; sie verließ das Haus und eilte ihrem Manne nach. Sie fand ihn an einen Baum gelehnt, und er sahe hinaus nach Süden in die grauen Wolken, grau vor Winter und Rauch der brennenden Dörfer. Er war wie ein Träumender, denn als sie ihn anstieß, da sahe er sie so starr und überrascht an, als habe er sie nie früher gesehen, als sey sie die Elsbeth nicht, die ihn einst vom gewissen Tode errettet, da er krank in der Hütte auf dem Berge lag.

„Arnold," begann das Weib, und ihre Stimme war fest und ruhig, „Du hast mich vor vielen Jahren zum Weibe begehrt, da ich ein Hirtenmägdlein war und Du ein stolzer Reitersmann. Du meintest der Welt müde zu seyn und wolltest ausruhen hier bei uns, und ich glaubte Dir und ward Dein Weib. Du hast Dich getäuscht und mich, und Dein Stolz hat Dich von mir geschieden, ob ich Dich gleich gar fest und treu geliebt habe und es mir auch eine Zeit lang dünkte, Du habest mich lieb. Nun Du aber vor Heimweh nach der Ferne Dich bräsest und quälst, was soll ich Dich halten! Gehe denn hin unter meinem Segen und Gebete und versuche es noch einmal mit der Welt, ob sie Dir Wort hält. Bist Du ihrer müde, so komme wieder, Du weißt ja, wo Dein Weib ist und wo Deine Hütte steht. Aber laß mir den Knaben, er soll unter meiner Obhut Stille und Begnügsamkeit lernen. Als Du bei uns einkehrtest, da hast Du Dein Schwert und Deinen Koller sammt der Reisetasche in den Schrein geschlossen, siehe hier ist Dein Reisegeräthe, nimm es und versuche Dein Heil draußen."

Arnold fuhr wie aus einem Traume auf; es ward ihm sonderbar zu Muthe bei der Rede seiner Frau. So hatte er sie noch nie reden hören, und der Werth dieses bescheidenen Weibes, das er seit lange vergessen hatte, trat beschämend vor seine Seele. „Du bist gut, Elsbeth," sagte er, „besser, als ich

es verdient habe; aber ich kann, ich kann nicht anders seyn; ich habe keinen Willen mehr dem Zuge zu widerstehen, der mich in die Welt treibt. Als ich noch Schäfer war, nun, da hatte ich mein Tagesgeschäft und die trüben Gedanken vergiengen mir in der Sorge um die Heerde. Nun aber, wo ich brodlos bin, da bricht es über mich her mit unsichtbarer Gewalt und zieht mich von hier. Ich muß hinaus und etwas thun, und mir einen Namen machen vor der Welt und Geld und Gut sammeln, und erst wenn ich das Alles habe, dann kann ich wieder kommen und dann sollst Du mich wieder froh sehen, und wir wollen glücklich leben für unsere alten Tage. Also laß uns in Frieden scheiden. Gieb mir das Schwert her und das Koller, grüße den Leupold und sage, er soll der Mutter gehorchen, bis ich wieder komme, und nun, Elsbeth, noch einen Kuß zum Abschied und dann Lebewohl!"

Und mit jugendlicher Raschheit zog er den Schäferrock aus, gab ihn der Elsbeth, legte sich das Lederkoller an, gürtete das Schwert an seine Seite, dankte noch mit einem gerührten Blick seiner Elsbeth für die volle Reisetasche, küßte sie rasch, aber innig, und war auf und davon. Elsbeth sahe ihn in vollem Lauf die Straße erreichen. Von da winkte er ihr noch einmal mit seinem Taschentuche, und dann war er im Walde verschwunden.

Nun aber brach der Schmerz in dem armen Weibe los und die Thränen strömten und wollten nicht versiegen; sie rang die Hände und stöhnte, und jetzt erst, da der liebe Gefährte ihrer Jugend von ihr geschieden war, kam ihr das Opfer, das sie gebracht, erst recht groß vor. Sie hatte ihren Arnold gar herzlich geliebt und nur aus Liebe zu ihm hatte sie in die Trennung von ihr gewilligt; sie konnte ihn nicht ferner leiden sehen. Sie gab ihn hin, so war ihr Gedanke, um ihn bald wieder zu empfangen, und als einen Andern wieder zu empfangen. So

hoffte ſie, darum betete ſie, und doch weinte ſie und wollte ſich nicht tröſten.

So fand ſie erſt ihr treuer Hund, und ſahe ihr theilnehmend in's Auge und legte die Pfoten auf ihren Schooß, als wollte er ſagen: Siehe, ich bin bei Dir geblieben, ein Bild der Treue in aller Noth. So fand auch Leupold die Mutter. Sie erzählte ihm von des Vaters Weggang, ſie brachte ihm des Vaters Gruß und ermahnte ihn, dem Befehl des Vaters gehorſam und ein guter Sohn zu bleiben. Wider Vermuthen nahm der Knabe, der nun faſt zum Jüngling herangereift war, die Nachricht ruhig auf; nur ſchmerzte es ihn, daß der Vater ſein Geleite nicht begehrt habe bis dahin, wo man den Glauberg nicht mehr ſehen kann. „Bräſtet Euch nicht, Mutter," ſagte er, „daß mein Vater das Schwert wieder genommen, ich hab's längſt gedacht, ja ſogar gehofft. Kommt er wieder, und das wird geſchehen, denn Gott verläßt keinen Muthigen, dann bauen wir uns droben auf dem Berge an; wir haben den Platz längſt ausgeſucht und dann heißen wir mit Recht vom Berge. Und wer weiß, was bis dahin der liebe Gott Alles beſcheert von Freud' und Heil! Das Brod wird wieder wachſen wie ſonſt, die Heerde wird wieder zunehmen, und ich treibe ſie aus, bis der Vater mir hilft; und kann ich den Schatz gar finden, dann iſt uns geholfen." Die Mutter ſchwieg und ſeufzte. Aber bei ſich ſelbſt dachte ſie: „O daß ihr nicht nach hohen Dingen trachtetet, ſondern hieltet euch herab zu den Niedrigen!" Und um ein ſolch Herz betete ſie für ihren Leupold.

Und es ſchien, als wollte der hochſtrebende Sinn des Knaben ſeinen Meiſter finden im vierten Gebot. Denn er that, was er der Mutter konnte an den Augen abſehen und arbeitete für ſie früh und ſpat, und was man ihm gab an Lohn oder Speiſe, das trug er Alles heim, denn er empfieng ſein Theil lieber aus

Der Bergschüler.

Der Bergschäfer.

der Mutter Hand. So kam der Frühling und die böse Zeit hatte die Leute genöthigt Tobiaskühe, ſtatt der gefallenen Rinder anzuſchaffen, und Leupold ward Geiſenhirte und trieb mit derſelben Freude die Geiſen zu Berg, wie er früher die Schafe ausgetrieben hatte. Aber die Ruhe gönnten ihm die Geiſen nicht, die er ſonſt gehabt hatte; ſie giengen gerne zu Schaden in Wald und Saat, und es mußte ein ſtreng Regiment bei ihnen eingeführt werden, und auch das wollte ihm und ſeinem Phylax nicht immer gelingen. Denn den Hund verdroß die Geiſenhut gewaltig und er trug mehr wie eine Wunde von ihren ſcharfen Hörnern davon. „Sey ruhig, Phylax," ſo tröſtete dann der Knabe den Hund, „für mich und dich kommen noch beſſere Tage; iſt erſt Vater wieder da, und die Schafheerde herangewachſen, dann werden die Stücker Brod wieder größer und das Geiſenvieh mag ein Anderer hüten!" Und dann nahm er den Hund zwiſchen ſeine Knie, und ſtreichelte ſeinen Kopf und horchte hinaus in die Ferne.

Der Südwind ſtrich warm über ſeine Wangen, und er neigte das Ohr dem Winde entgegen. „Was nur das ſeyn mag," ſprach er, es wühlt ein ſo dumpfer Schall durch die Luft, und wieder und wieder. Ein fernes Gewitter kann es ſeyn, denn ich habe hier oben ſo manches ſchon anziehen ſehen und kenne den Schall des Donners; aber die fernen Donner, die ich höre, die rollen ſo dumpf und fahren ſo über die Erde hin, als kämen ſie aus der Tiefe heraus." Und wie er ſinnend das Haupt vorwärts beugte, ſo hörte er Tritte in ſeiner Nähe, und ſahe, wie der alte David, „der Kaiſerliche" geheißen, ſich bis zu ihm emporarbeitete, dann neben ihm ſtehen blieb und athemſchöpfend ſagte: „Hörſt Du, Leupold, die Kriegsmuſik? Ich bin ihr hieher nachgegangen, und ich merke, hier ſpielt ſie luſtiger auf, als drunten. Sie müſſen hart an einander ſeyn, die

Kaiserlichen und die Mordbrenner, denn der Tanz geht lustig. Lege Dein Ohr einmal auf den Boden, dann hörst Du die Schüsse noch deutlicher." — „Ja wahrhaftig," sagte der Knabe, „ich höre Schuß auf Schuß; kommt uns der Krieg näher, David, oder thut's der Südwind?" — „Der Südwind thut's," sagte der Alte, „doch der Franzose ist nicht zu gut, daß er auch tiefer in's Reich dringt, wenn sie ihm nicht in Zeiten eine tüchtige Schlappe geben. Aber fürchtest Du Dich, Leupold, Du zitterst ja wie Espenlaub?" — „Ich mich fürchten, David, wo denkt Ihr hin, das wäre zum ersten Mal; Freude ist's, lauter Freude, daß jetzt bald der Tanz auch bei uns los geht; und denkt nicht, es gelinge bei uns den Mordbrennern wie drüben in der Pfalz! Hier giebt's Herzen, die nicht zittern, wenn sie nahen, und Fäuste zum Dreinschlagen." — „Leupold," sagte der Alte und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem schönen Jüngling, „Du giebst einmal ein guter Soldat; aber mein Kind, Geisenhüten und den Säbel schwingen, ist zweierlei. Werde ein Mann, Leupold, und dann wollen wir weiter davon reden. Aber jetzt, mein Junge, thu' die Geisen heim, die Blätter rauschen über uns, es naht Sturm und Gewitter. Sieh' nur, der Bock richtet das Auge starr nach dem Wind, und jetzt, sieh, wie er das Zeichen giebt und voran springt, das bedeutet schnellen Sturm. Nun da geht ja die ganze Heerde schon den Berg hinab, der Bock voran; daß Dich, Du Vieh mit Deiner scharfen Nase und Deinen flüchtigen Beinen! Könnt' ich auch so hinab! Da bricht's ja schon los, ich eile in das Schäferhaus, komm' Leupold!"

Aber Leupold folgte nicht; lachend sahe er den Geisen nach, wie sie über Stock und Stein setzten, der Bock voran, und welche sonderbaren Bewegungen die Mutterziegen machten, weil die Schwere des Euters sie am raschen Lauf hinderte. Und

dann folgte ſein Auge theilnehmend dem alten David, wie er ſich haſtig und doch ängſtlich zwiſchen Buſch und Stein hinabarbeitete, dem nahen Wetter zu entgehen. Ihm ſelbſt war ein ſolches Wetter eben recht und auf eine Hand voll Regen mehr oder weniger kam es ihm nicht an. Denn die Wolken zu beobachten, wie ſie ſich an einander aufbäumten, gleich mächtigen Rieſen, wie ſie an einander ſtießen, und die eine von der andern gedrängt, ſich in's Thal ſenkte und dort entlud mit Blitz und Regen; wie er denn manchmal oben ſtand im Sonnenſchein, während es unter ihm witterte, das war ein Anblick, den er nie entbehren mochte, und auch um dieſer Luft willen hatte er den Glauberg ſo lieb. So zog er ſich denn auch heute nur unter die erſten Bäume am Waldſaum zurück und ſahe dem Schauſpiel der entfeſſelten Elemente zu, und wie der Hagel durch die Blätter rauſchte und hüpfend von dem Boden zurückprallte, träumte ſich hinein in den Gedanken, er ſtünde auf einem Berge und unter ihm wogte und dröhnte die Schlacht, und die Feuerſchlünde brüllten und die Kugeln ſausten. Und der Traum ward faſt zur ſchrecklichen Wirklichkeit. Plötzlich zuckte ein blendender Blitz herab, ihm folgte ein betäubender Wetterſchlag, und nicht weit von ihm ſank eine uralte Tanne getroffen nieder. Sturm und Blitz hatten zuſammen gewirkt, ſie aus der Wurzel heraus zu reißen, ihren Stamm zu ſpalten, ihre Aeſte in lauter Hackholz zu zerſplittern, und die weithin gehenden Wurzeln hatten einen wahren Erddamm aufgeworfen und ſtanden ſtarrend und von der Erde entblößt, hoch in die Luft hinein.

Da klopfte dem Knaben doch unwillkürlich das Herz und ſeine Hände falteten ſich zum Gebet: „Ach Herr, wer iſt dir gleich, der ſo herrlich, löblich, heilig, ſchrecklich und wunderthätig iſt? Beweiſe an uns, daß du der rechte Rathgeber biſt,

ein Schutz zur Zeit der Noth, und laß uns dein Vaterherz wieder sehen durch den heiligen und starken Namen Jesum Christum, welchem mit dir und dem heiligen Geiste sey Ehre, Herrlichkeit, Lob und Preis in alle Ewigkeit. Amen."

In sein Gebet klangen wimmernd und flehend die Kirchenglocken aus den Dörfern rings umher, und gleich, als habe sich das Gewitter in diesem letzten furchtbaren Schlag erschöpft, so zogen nun dumpfgrollend die schwarzen Wetterwolken weiter; der blaue Himmel brach wieder an einzelnen Stellen hervor, und wie durch einzelne aufgethane Fensterlein schien die liebe Sonne wieder herab und brach sich in den warmen Regenschauern und spannte den Friedensbogen über das Thal hin. Es war ein Anblick zum Niederknien und Beten und zum Preis des Gewaltigen, der im Wetter segnet.

Unter dem Schein der ersten Sonnenstrahlen eilte Elsbeth aus dem Hause; sie wußte ihren Leupold noch auf dem Berge; sie hatte den Wetterstrahl gesehen in den Wald fahren, sie hatte gebebt bei dem gewaltigen Donnerschlag, und die Angst um ihr Kind trieb sie auf den Berg. Keuchend vor Angst und Anstrengung rief sie seinen Namen; aber sie bekam keine Antwort. Sie trat tiefer in den Wald hinein und verdoppelte ihren Ruf; da erst bekam sie Antwort; sie erkannte ihres Leupolds Stimme, aber wie aus der Tiefe schien die Stimme zu kommen. Jetzt hatte sie die Stelle erreicht, wo der Blitz die Tanne getroffen und aus dem Boden gerissen hatte. In der Tiefe der Grube, die sich da geöffnet hatte; kniete Leupold, und emsig wühlten seine Hände im Boden. „Mutter," rief er athemlos, „endlich hab' ich des Vaters Schatz gefunden; im Wetter hat ihn uns der liebe Gott geschenkt. Wir hätten lange suchen können, die Tanne hielt den Schrein mit ihren Wurzeln umschlungen. Seht nur das Eisenkästchen ist noch fast neu und wenig von Rost an-

gefreſſen! Ach Mutter, was mag drinnen ſeyn, helft mir, es herausſchaffen!"

Und unter Weinen und Danken hoben Elsbeth und ihr Sohn das Eiſenkäſtchen hinauf auf das feuchte Moos des Waldes; aber ſie öffneten es nicht. Scheu betrachteten ſie es von allen Seiten; aber ſie hatten den Muth nicht, hinein zu blicken, denn verſchloſſen ſchien es nicht zu ſeyn, ſondern nur durch Klammern gewahrt. Elsbeth band es in ihre vom Regen triefende Schürze, und den Phylax an der Spitze, der bellend vorausſprang, trugen ſie den Fund in das kleine Schäferhaus. Und dann ſtanden ſie davor und ſahen ihn an, und ſahen ſich an, aber Keines wagte die Hand an den Drücker zu legen. „Ich kann's nicht, Leupold," ſagte zitternd die Mutter, „wenn nur Dein Vater da wäre!" — „Ich kann's auch nicht, Mutter," ſagte der Leupold, „wenn nur mein Vater da wäre!" „Aber hier darf das Käſtchen nicht ſtehen bleiben und unter dem Bette iſt es auch nicht ſicher genug. Geht an's Fenſter, Mutter, und ſehet hinaus, daß uns nicht Jemand aus dem Orte unverſehens überfällt; ich will derweil vor dem Herde in der Küche ein Loch machen, und es da hineinſetzen, bis Vater kommt, der hat vielleicht den Muth dazu. Es könnt' auch ein Blendwerk des Böſen dahinter ſeyn, trotz Gebet und Kreuz an der Thüre." Die Mutter trat ſchweigend an's Fenſter und hörte, wie Leupold eine der Sandſteinplatten mit der Rodhacke aushob, die Oeffnung erweiterte, das Käſtchen hineinſtellte und dann die Platte darauf deckte, ſo behutſam und vorſichtig, daß kein Auge den Schatz vermuthen konnte, der da unten ruhte. Dann ſäuberte er die Küche von dem übrigen Schutte, und ließ ſich dann erſchöpft auf der Bank nieder, neben der Mutter und ſagte ſeufzend: „Wenn nur der Vater da wäre!"

Beiden wollte an dieſem Abend die Suppe nicht ſchmecken,

und ſie waren in ihre Gedanken ganz vergraben und ſprachen wenig mit einander. Dann giengen ſie ſchweigend zur Ruhe, als wäre der zurückgelegte Lebenstag ein betrübter geweſen. Und wenn auch Leupold am Morgen darauf die Geiſen austrieb, als wäre nichts vorgefallen, ſo hörte ihn die Mutter doch nicht mehr ſingen, wie er ſonſt zu thun pflegte. Er ſtand vielmehr Stunden lang oben auf dem Berge und ſchaute hinaus in die Ferne, und wenn er heim kam, dann war ſein erſtes Wort: „Wenn nur der Vater da wäre!“

---

## 4.

Das hatte ſo etliche Tage gedauert, da erwachte Elsbeth an einem Morgen ungewöhnlich ſpät; denn Leupold, der auf dem Boden ſchlief, hatte ſie nicht geweckt mit einem frommen Morgengeſang, wie er ſonſt wohl pflegte und auch Phylax war noch nicht laut geworden, wie er that, wenn er ſeinen Herrn hörte. Sie meinte, es müſſe dem Knaben etwas zugeſtoßen ſeyn und ſtieg auf den Boden; aber ſie fand ihn nicht; ſie öffnete den Stall des Hundes, aber auch der war nicht da. Da kochte ſie die Morgenſuppe und wartete lange; als aber Stunde um Stunde vergieng, und der Knabe nicht erſchien, da ward ihr bange. Sie eilte auf den Berg, immer noch in der Hoffnung, ihn da zu finden. Aber ſie hatte den ganzen Wald durchſtreift, ſie hatte ſeinen Namen vielmal gerufen; aber keine Spur war von ihrem Leupold vorhanden. Wie ſie ſinnend den Berg herabſtieg, da begegnete ihr der Kaiſerliche, dem klagte ſie ihre Angſt und ihre ſchwere Beſorgniß. „Elsbeth,“ ſagte der Kaiſerliche, „das Vöglein iſt flügge geworden und davon geflogen. Art läßt nicht von Art. Nun weiß ich, warum der Junge mich

neulich fragte, wo der Krieg ſey und wohin wohl der Vater gegangen? Der Junge will ſeinen Vater ſuchen, und meint, das könnte eben ſo leicht geſchehen, als wenn die Buben droben im Wald das Räuberſpiel ſpielen. Hab' auch in ſeinen Jahren ſo gedacht und bin davon gegangen ohne Abſchied. Aber ſeyd getroſt, Elsbeth, dem Jungen geſchieht nichts, der iſt ein Sonntagskind und dazu ein Gezeichneter; er wird bald wieder da ſeyn, wenn er die Karthaunen aus der Nähe krachen hört. Denn ſeinen Vater ſuchen und heim bringen wollen aus dem Krieg, das iſt eben Bubenfürwitz, ſonſt nichts; wer weiß, ob er am nächſten Kreuzweg nicht ſchon umkehrt!

In dem Wort des Kaiſerlichen lag Trübſal und Troſt zugleich für die arme Elsbeth; ſie trieb derweilen ſelbſt die Geiſen zur Weide und ſchaute nun Tag für Tage nach dem Wege, auf dem ihr Leupold zurückkommen ſollte und weinte und hoffte; aber es giengen Tage und Wochen vorüber, es verſchwanden endlich Monate, der Winter kam, aber ihr Leupold kam nicht und keine Nachricht von ihm.

Von da an lag Trauer auf dem einſamen Häuschen am Glaubergsborn. Elsbeth weinte um die Ihren und that alle kleinen Geſchäfte mit Widerwillen, und fiel ihr Blick auf den Stein, unter dem der erträumte Schatz ruhte, der Vater und Sohn hinausgetrieben hatte in die gefährliche Welt, dann verwünſchte ſie das eitle verführeriſche Gold und wandte ſchnell das Auge von der Stelle. Aber deſto öfter wandte ſie es hinauf zu dem, der der Wittwen und Waiſen Tröſter heißt, ſie betete für ihren Arnold, daß er heim kommen möge mit einem genügſamen, ſtillen Herzen, und für ihren Leupold, daß ihn Gott behüten und ihm die Welt verleiden möge, daß er lerne, in der Stille ſein täglich Brod verdienen; und durch ihr Gebet ſchimmerte wie

durch die Nachtwolken der Stern der Hoffnung einer beſſern Zukunft auf ſie nieder.

„Wohin, Schäfer?“ rief ein alter Fährmann unſerem Leupold zu, als dieſer am Abend des Sommertages, da er die Mutter verlaſſen hatte, den Hund an der Kette und den Schäferſtab in der Hand, am Mainfluß ſtille hielt und ſehnſüchtig hinüberſchaute. „Wohin, Schäfer,“ fragte der Alte noch einmal, „wollt Ihr übergefahren ſeyn?“ — „Ja,“ ſagte der Knabe, „wenn Ihr es thun wollt um Gottes willen, denn ich habe keinen Weißpfennig in der Taſche, Euch zu bezahlen und noch eine weite Reiſe vor mir.“ Der Alte ſahe ſich den Jungen vom Kopf bis zu den Füßen an, ſahe wie verwegen der Schäferhut auf dem blonden, wallenden Haar ſaß, wie er den Schäferſtab ſo feſt und zuverſichtlich vor ſich hin hielt wie ein Soldat ſeine Muskete, und ſagte dann: „Auf eine Ueberfahrt um Gottes willen mehr oder weniger kommt es mir gerade nicht an; aber ſag' mir, Schäfer, wo willſt Du hin?“ — „In den Krieg, meinen Vater zu ſuchen,“ ſagte kurz der Junge. — „Allen Reſpekt von Deiner Courage, Bürſchchen,“ erwiederte der Fährmann, „aber weißt Du denn auch, was ein Krieg iſt und was abſonderlich der Krieg iſt, den Gott über das deutſche Reich verhängt hat?“ — „Nun ein Krieg wird den andern ziemlich gleich ſeyn,“ ſagte Leupold; „den Donner der Kanonen hab' ich daheim von unſerem Glauberge gehört, und daß ſie die Kanonen nicht bloß mit Pulver laden, und daß manche ihren Mann trifft, glaub' ich auch; und daß die Reiter, wenn ſie auf einander loshauen mit den Säbeln, gerade keine Eieichen, ſondern Ohrfeigen geben, daß die Fetzen fliegen, das kann ich mir denken, das iſt Kriegsbrauch. Aber darum ſoll auch mein Vater nicht heim, denn der iſt wohl erfahren im Kriegshandwerk und in dem Schlachtgewühl, ſondern ich will ihn nur aufſuchen, daß

ich weiß, wo er iſt, und ihm ſagen, daß er nicht über Gebühr ausbleibt, wenn der Tanz da drüben zu Ende iſt, ſondern heimkehrt, damit er was Angenehmes erfahre.“

„Bürſchlein,“ ſagte der Fährmann, „haſt Du eine Mutter daheim, ſo kehr' hier am Main um, und denke, der liebe Gott habe Dir den erſten Schlagbaum vorgeſchoben, denn der Krieg iſt kein Ort, dahin man zum Beſuch geht, und der Krieg dort iſt zudem ein Höllenwerk. Du willſt in die Pfalz, meinſt Du denn, es gäbe noch eine Pfalz? Es giebt keine mehr. Denn es ſteht ſchier keine Stadt mehr und kein Dorf, der Mordbrenner, der Melac, hat Alles dem Boden gleich gemacht. Die Thürme und Feſtungswerke hat er in die Luft geſprengt, die Häuſer ausgeraubt und verbrannt, und die Einwohner ſind geflohen. Hier hab' ich manchen Hausvater mit den Seinen übergefahren und manch verirrt und weinend Kind, das den Eltern nacheilte. Jetzt ſitzen ſie da drüben die Mordbrenner, und haben Mainz inne, und kochen mit den Obſtbäumen ihr Sündenmahl und füttern mit den Weinreben ihre Pferde. Und was ſie an Schande und Gräueln an den armen Bewohnern thun, das iſt gar nicht zu ſagen. Kehr' um, Schäfer, ſag' ich, und danke Gott, daß er Dir in Deinen jungen Jahren ſolch' Kriegsſpiel zu ſehen erſpart. Geh' heim und bete für Deinen Vater, daß ihn der liebe Gott aus dieſem Heidenkrieg heraus zu Weib und Kind zurückbringe; ich führ' Dich nicht über, denn ich fürcht' mich Sünde.“

Der Leupold beſann ſich kurz. „Komm, Phylax,“ ſagte er, „wir wollen einen andern Fährmann ſuchen, der mehr Muth hat. Gehabt Euch wohl, Alter, ich ziehe meine Straße; mein Hund und ich, wir finden den Vater, trotz Melac und Franzoſen.“

Wohl fand Leupold einen willigeren Fährmann und willige

Hände dazu, die ihm um Gottes willen ein Stück Brod reichten, wenn er sagte, daß er ausgehe, seinen Vater zu suchen. Solche Kinder sprachen viele bei den Bauern ein, aber sie kamen aus dem Krieg, eins aber, das hinein wollte, war noch nicht erschienen. Man schüttelte überall die Köpfe, und hieß den Jungen horchen auf den Donner der Schlachten und das Krachen der gesprengten Mauern und Thürme, aber man ließ ihn ziehen. Und wie er weiter zog, so that sich die furchtbare Wirklichkeit vor ihm auf. Da lagen Städte am Wege, die waren in ihren Trümmern begraben, und Schlösser, die waren ausgebrannt und ragten mit ihren zerschossenen und gesprengten Mauern grausenhaft zum Himmel, und in vielen, vielen Dörfern, wenn sie auch noch theilweise standen, war nicht ein Hund und nicht ein Hahn. Es lag Todesstille auf der weiten Landschaft. Da begann ein Grausen den Knaben zu ergreifen, denn auch der Hunger stellte sich ein, weil keine gastliche Thüre sich aufthat in der grauenvollen Oede des Todes. Nur dann und wann sahe man eine scheue Gestalt aus einem Walde herauskommen, sie blickte sich erschrocken um und eilte dann hinab in's nahe Dorf, um wenigstens die Stelle noch einmal zu sehen, wo einst das Haus gestanden. Als Leupold sich mühesam weiter schleppte, und mit Wurzeln seinen Hunger stillte, indeß der Hund nach Mäusen grub und ekelhafte Dinge, die am Wege lagen, verzehrte, da las ihn eine französische Colonne auf und machte ihn, er mochte wollen oder nicht, zum Troßbuben. Gut gieng es ihm in dem neuen Amte nicht, aber er hatte doch Brod und sein Phylax auch, und wenn er des Abends auf dem Lagerplatz seinen Dienst gethan, Holz für die Soldaten gesucht und Feuer angemacht, auch den Soldaten die Kleider gereinigt hatte, dann legte er sich in einen Winkel des Zeltes, sein Phylax stets neben ihm, und träumte von seinem Vater und wie er ihn nun

bald finden würde; denn die Soldaten zogen dem Kriegsſchauplatz zu.

Und das Schlachtengetümmel begann um ihn her. Er hörte die Kanonen in nächſter Nähe; er ſahe ihre blutige Ernte. Von den Höhen herab, wo der Troß ſich aufhielt, überſah er manch Schlachtfeld, ſahe wie ſeine deutſchen Landsleute muthvoll zur Schlacht giengen, hörte das Schreien und Hurrarufen der Reiter, das Knattern der Gewehre, das Aechzen der Sterbenden; er ſahe die Schlachtfelder ſich an am Abend nach einem ſolchen Bluttage, ach, und er weinte und wäre für ſein Leben gerne daheim geweſen im Häuschen am Glaubergsborn bei der Mutter, die ſicher jetzt um ihn trauerte und die er in heilloſer Verblendung verlaſſen. Aber was half die ſpäte Reue; man ließ ihn nicht los. Entfloh er der einen Truppe, ſo fing ihn die andere auf, er mußte immer tiefer hinein ſchauen in das Elend des Krieges und in die Bosheit entmenſchter Soldatenherzen. Denn das Soldatenvolk, das der franzöſiſche König damals an den Rhein ſchickte, um an Deutſchland ſeinen Muth zu kühlen, das war leichtfertig wie ſein König und hochmüthig wie ſeine Diener und grauſam wie der gezähmte Wolf, der den General Melac als Wächter und Schlafgenoſſe neben ſeinem Bette liegen hatte.

Wie der Herbſt kam und die Vögel heimzogen, da ergriff auch den Leupold das Heimweh mit aller Gewalt, und es fehlte nicht an wiederholten Verſuchen zur Flucht aus Feindeshänden. Aber jedesmal kehrte er zu ſeinem Regiment zurück, denn wie ſollte er durch die leere, ausgehungerte Gegend kommen, in der er ohnehin keinen Beſcheid wußte, wenn auch Brod vorhanden geweſen wäre. Nur verſtummte jetzt, wo der Winter einfiel, der Kriegesdonner; die Franzoſen wurden in die nicht zerſtörten Dörfer und Städte gelegt, und ſein Regiment erhielt ſein

Winterquartier in den Straßen der ehemals so schönen Stadt Landau, die noch von dem Mordbrand übrig waren. Hier ward auch Leupold als Troßbube gehalten und gieng ihm sehr übel. Denn zu der Qual seines Dienstes und zum Heimweh gesellte sich noch der Widerwille gegen das Franzosenvolk, unter dem er seyn mußte. Noch hatte er zwar seinen Freund in der Noth, seinen Phylax bei sich, aber dem Hund gieng es wie seinem Herrn, er aß ungern das fremde Brod und schlich voll Erbitterung unter den Franzosen umher, die ihn wie seinen Herrn mißhandelten, wo sie konnten. Die Prügel waren reichlich und die Bissen schmal, und das arme Thier schlich bei Nacht um die verfallenen Häuser und über die Brandstätten, um etwas Genießbares zu finden.

Und er hatte etwas gefunden, das wollte er augenscheinlich nicht allein genießen. Denn an einem Abend kam der Hund ungewöhnlich erregt heim, sprang an Leupold empor, zerrte ihn an den Kleidern und kreiste bellend um ihn her, und das that er lange und immer lauter, so daß Leupold am Ende aufmerksam ward und dem Thiere folgte. Nun verdoppelte der Hund sein Bellen, lief bald voraus und bald kehrte er schmeichelnd zu seinem Herrn zurück und führte diesen endlich in ein elendes, verfallenes Haus ohne Thüre und nur mit schwachen Resten von Fenstern versehen. Daß hier kranke Gefangene verwahrt wurden, erkannte Leupold auf der Stelle, denn in allen Räumen des Gebäudes, sogar auf dem Boden der Hausflur, lagen auf Stroh verwundete deutsche Soldaten, schlecht gepflegt und noch schlechter verbunden. Der Hund verdoppelte hier sein Bellen, sprang einer morschen Treppe empor und in eine kleine Stube hinein, in welcher ein verwundeter Soldat auf Stroh lag. Leupold sah den Hund auf den Verwundeten losstürzen, ihm Hände und Gesicht belecken und dann zu ihm zurückkehren, um in seiner

Thierſprache ihm zu ſagen: „Siehe, hier liegt der, den Du ſuchſt!“ Leupold folgte dem Hund zu dem Strohlager und erkannte in dem matten Schein einer kleinen Oellampe ſeinen Vater. Da lag er, der große, ſtarke Mann, dem es zu eng geweſen war in dem kleinen Haus am Glaubergsborn, der ſich nach Ruhm und Ehre in der Welt geſehnt hatte, da lag er nun als ein armer verwundeter Soldat, krank und hülflos. Nur mit Mühe erkannte er ſeinen Sohn, und er war ſo matt und betrübt, daß er meinte, als er ſeines Leupold Stimme hörte, er ſey daheim, und leiſe ſprach er den Namen ſeiner Elsbeth.

Leupolds Auge weinte, aber ſein Herz jubelte. „Gefunden, gefunden!“ rief er, „nun weiß ich, warum mein Gott mich hieher geleitet und meine Flucht vereitelt hat! Vater!“ rief er, „ich bin bei Euch, Leupold iſt da und die Mutter daheim iſt wohl auf, nun faſſet Muth, nun wird Alles gut; ich will Euch warten und pflegen und dann heimgeleiten!“ — „Jetzt, Phylax,“ ſagte er zu dem Hunde, „bleib hier und bewache deinen Herrn, bis ich wieder komme und dem Vater Erquickung bringe.“ Und der Hund legte ſich gehorſam auf das Stroh neben den Kranken.

Und der Kranke genas, aber erſt nach Monaten, unter ſeines Kindes treuen Pflege, und als der Frühling kam, da kehrte die alte Kraft zurück und mit ihr der Muth. „Leupold,“ ſagte der Vater, „auf unſern Gängen um die Stadt her habe ich die Gegend erkundet und ſie iſt mir auch ſonſt nicht unbekannt, denn nicht fern von hier lag das Schloß meiner Ahnen. Das iſt verfallen und ich will's vergeſſen, ich habe jetzt nur Eine Heimath, und die iſt daheim am Glauberg. Dorthin laß uns die Flucht richten und dann nimmermehr an die Ferne denken, wenn wir mit Gottes Hülfe den Glauberg wieder ſehen. Als ich noch zu Roß ſaß, da hab' ich für die Zeit der Noth einen Zehr-

pfennig in meinen Koller eingenäht, der ſoll uns über den Rhein helfen und dann weiter in die Heimath. Und als nun wieder Nacht ward, da ſchlichen die Beiden und der Hund ſchweigend an den Schildwachen vorbei, durchſchritten rüſtig die Nacht und am Morgen fuhren ſie über den Rheinſtrom. Je mehr ſie ſich der Heimath näherten, deſto weniger ſahe man den beiden Schäfern in ihren grauen Röcken und mit den Schäferſtäben in den Händen an, daß ſie aus dem Kriege kämen; ſie ſchienen die Heerde eben verlaſſen zu haben; auch ſprachen ſie nur von dem Wiederſehen der Mutter, des gefundenen Schatzes ward kaum gedacht.

Und ſie kamen heim, als die Abendſonne den letzten Strahl auf den Glauberg warf und auf das Häuschen am Born, an deſſen Thüre Elsbeth ſtand und ihrer fernen Lieben dachte. Da lagen ſie einander weinend in den Armen; und als Elsbeth unter Schluchzen fragte: „Herzer Arnold, bleibſt doch jetzt daheim?“ Da ſagte der Bergſchäfer: „Elsbeth, ich bin geheilt von meiner Krankheit, die Dir viel Thränen gekoſtet; als geſunder Menſch bin ich heimgekehrt. Laß fahren dahin den großen Namen und die Ehre vor der Welt; über Weib und Kind und täglich Brod geht nichts auf Erden, und das hat mir mein Gott gegeben und ich will's dankbar genießen. Nun will ich ein Bauer werden, der Letzte derer vom Berge ein Bauer, damit Arbeit die Grillen vertreibe und den Hochmuth dämpfe. Der Bergſchäfer war noch ein fauler Schäfer, der Bergbauer ſoll ein fleißiger werden, damit ſein Leupold von ihm lerne:

„Schweiß an Händen hat mehr Ehre als ein güldner Ring am Finger.“

# Die Geißlerfahrt.

Von

Adolph Bube.

---

Es zieht durch Deutſchlands Gauen
Die bunte Geißlerfahrt,
Viel Männer, Kinder, Frauen,
Geſindel, dichtgeſchaart.

Sie tragen weiße Hüte
Tief in die Stirn gedrückt,
Vorn, wie mit rother Blüthe,
Mit kleinem Kreuz geſchmückt.

Sie ſchwenken Kreuz und Kerzen
Und Fahnen von Brocat;
Ihr Lied ermahnt die Herzen
Zu Buß' und blut'ger That.

Sie legen ab die Schuhe
Und Mäntel und Gewand
Und ſchwingen ohne Ruhe
Die Geißeln in der Hand.

Sie ſchlagen mit den Riemen,
Die ſcharfer Draht umſpinnt,
Sich auf dem Rücken Striemen,
Bis Blut zu Boden rinnt.

Sie heben Blick' und Hände
Zum Herrn der Welt hinauf
Und flehen brünſtig: „Wende
„Des ſchwarzen Todes Lauf!

„Sieh' unſ're Reu' und Buße,
„Vergieb uns alle Schuld,
„Neig' unſ'rem frommen Gruße
„Dein Ohr' in Gnad' und Huld!

„Wohl wäre ganz verſchwunden
„Dein Reich, Herr Jeſu Chriſt,
„Wenn länger uns gebunden
„Des Teufels Trug und Liſt."

Sie laſſen ſich entfalten
Den Brief, den ſie zum Pfand
Von Gottes Gnad' erhalten
Aus eines Engels Hand.

D'rin ſteht: „Maria's Flehen
„Hat meinen Zorn beſiegt;
„Die Welt ſoll nicht vergehen,
„Die reuig vor mir liegt."

Ernſt, wie der Zug gekommen,
So wallt er mächtig fort,
Ein Strom, der zugenommen
Im Lauf von Ort zu Ort.

Ihn grüßt mit Glockengruße
Der Geiſt der finſt'ren Zeit,
Der wähnt, daß blut'ge Buße
Von Schuld und Tod befreit.

# Beim Chriſtbäumlein.

## Eine Geſchichte,

erzählt

von W. O. von Horn.

---

### 1.

Es mögen nahezu acht oder zehn Jahre her ſeyn — etwas mehr, etwas weniger thut nichts zur Sache, — da führte mich der Wunſch, einen entfernten Verwandten kennen zu lernen, durch das ſchöne Thal der Kinzig gen Gelnhauſen. Ich war damals ein junges Blut, das ſich von Allem angezogen fühlte, was das Herz und die Einbildungskraft beſchäftigen mochte; dabei fröhlich und wohlgemuth, wie eben, nach dem alten Liedlein, das junge Blut auf und ab durch die Welt wanderte — vor Zeiten; denn heutzutage iſt ja alle fröhliche, ſelige Wanderluſt des jungen Blutes in dem Schnauben und Stöhnen der Locomotiven untergegangen. — Das allmählig zerbröckelnde Bruchſtück mittelalterlicher Herrlichkeit — ich meine eben Gelnhauſen mit den Ruinen ſeines Barbaroſſa-Palaſtes, wo die großen Hohenſtaufen raſteten, zechten und tagten, und wo Reichstage gehalten wurden; mit ſeinem ſchönen Dome und ſeinem ſchiefen Thurme, vielen Juden und hundert Schuſtern — liegt gar ſchön an den grünen Höhen, aus denen der bunte Sandſtein recht maleriſch herausſchaut. Wein, Obſt, Früchte, Wieſen, Wald, Berge und Waſſer — was fehlt da zu einem hübſchen Landſchaftsbilde, zumal eine untergegangene Herrlich-

keit mitten drinnen liegt, eine freie Reichsstadt, der es erging, wie dem heiligen, römischen Reiche deutscher Nation, seligen Andenkens?

Ich setzte mich an eine der Stellen, welche den freiesten Blick in das Thal gönnten, auf einen Sandsteinblock und sah in's schöne, grüne Thal hinein, auf die Stadt, die wie eine alte Chronik vor mir lag, vergoldet von dem Zauberlichte der untergegangenen Sonne, und beschaute mir das Bild vor mir mit der vollsten Theilnahme und Lust.

Aus meinen Gedanken weckten mich nahende Tritte. Ich blickte herum und sah eine Gestalt, wie sie in unsern Tagen kaum mehr dem Auge begegnet. Es war ein dicker, wohlgenährter Mann mit rundem, behaglichem Bäuchlein, unendlich gutmüthigem, heiterem Angesichte, mit Hängebacken, grauem Haare, darauf eine weiße, baumwollene, links herabhangende Zipfelmütze mit einer dicken Troddel dran. Er trug Kniehosen von dunkler Farbe mit Schnällchen an der Außenseite, weiße baumwollene Strümpfe, Schuhe mit einem wohlgepflanzten Schlupfe und ein langes Kattunwamms mit allerlei Rankenwerk und Blümlein im Grunde. Mit der rechten Hand hielt er eine lange holländische Thonpfeife, die lustig dampfte, und mit der linken ein hohes Meerrohr mit elfenbeinernem Knopfe, darauf er sich, langsam vorschreitend, stützte. In meinem Leben ist mir keine einnehmendere, behaglichere, gutmüthigere Spießbürgergestalt im Sonntagsnachmittagswamms vorgekommen, als diese. Mit dem mußte ich anbinden und mich nach meinem Herrn Vetter, dem Löwenwirth, erkundigen und über dieß und das, Gelnhausen betreffend; denn der sah mir unzweifelhaft aus, wie eine lebendige Chronica der weltberühmten Reichsstadt. Ich stand auf, lehnte mich auf meinen Ziegenhainer, schob mein Studentenränzel in des Rückens Mitte

und grüßte den freundlichen Alten zuvorkommend. Die kleinen, blitzenden Augen blickten mich freundlich an; er dankte und blieb ſtehen. Redſelig, wie ich's erwartet hatte, ging der Alte auf meine beſcheidenen, freundlichen Fragen ein; bald aber wurde er der Fragende, und ich mußte Beſcheid geben.

Wohl ein Gießener Studio?

Nein, ein Heidelberger.

So? — Was führt Euch denn in's Kinzigthal? Euere Mundart weist nach dem Rheine?

Richtig; bin daheim, wo der Rhein durch die Rebenberge rauſcht, wo die Bergruinen auf den Felſen und Mausthurm und Pfalz mitten im Rheine ſtehen.

Kenn's, das ſchöne Land! Hat Wein! Er ſchnalzte mit der Zunge dabei, um dadurch die qualitative Natur deſſelben hörbar zu bezeichnen, ohne Lobrede.

Was führt Euch denn zu uns hierher?

Will's kurz machen, ſagte ich; ich will einen lieben Vetter heimſuchen, der unſrer Familie ſchwer abhanden gekommen iſt. Mein Vater hat mir's zur Pflicht gemacht, indem er ſagte: Es iſt eine biedere, treue Seele allezeit geweſen!

Hm! das iſt eine gute Empfehlung. Wer iſt's denn? Vielleicht könnt' ich Euch zurechtführen.

Danke freundlichſt! Es iſt der Löwenwirth, ſo er noch lebt, heißt: ******!

Er lebt noch und wird ſich freuen, Euch zu ſehen. Kenne ihn ſehr gut. Hat Verwandte am Rheine, die ihn einſt mit Liebe aufnahmen. So Ihr aber ſein Vetter ſeyd, müßtet Ihr ****** heißen.

So heiß ich ja auch! Seht hier meinen Paß und den Brief meines Vaters an den Vetter.

Der Alte ließ mir den Paß und griff nach dem Briefe, den er haſtig aufriß.

Halt, Herr! rief ich, ſeine dicke Hand ergreifend.

Närrchen, ſagte er lachend — bin's ja ſelbſt! Warum ſollt' ich den Brief meines lieben Vetters nicht leſen? Schlag' ein, mein Junge! rief er fröhlich, mir die Hand bietend. Biſt mir willkommen, wie mein eignes Blut.

Ich war überraſcht, aber angenehm; denn der gemüthliche Alte hatte mich ganz erobert.

Ich will's kurz machen. Vierzehn höchſt angenehme Tage brachte ich im Hauſe meines lieben Vetters zu, den ich ſchon darum beſonders lieb gewann, daß er mir alle erdenklichen Geſchichten erzählte, die er erlebt, oder die in Gelnhauſens alten Mauern ihren oft wunderſamen Verlauf gehabt. Eine davon will ich hier erzählen.

Als wir eines Tages vergnüglich nach der Inſel pilgerten, auf welcher die ehrwürdigen Trümmer des Kaiſerpalaſtes ſtehen, machte er vor einem kleinen Hauſe Halt, das ſehr alt, aber ſehr wohl erhalten war und im Innern ſehr gut eingerichtet zu ſeyn ſchien. Hinter den klaren Spiegelſcheiben ſaß ein alter Herr, der mir ein alter Soldat zu ſeyn ſchien. Mein Vetter grüßte achtungsvoll. Der Gruß wurde erwiedert, und wir gingen weiter.

Haſt Du Dir das Haus angeſehen, Wilhelm? fragte der Löwenwirthsvetter.

Ich bejahte.

Auch den Alten?

Gewiß.

Nun, an dieß Haus knüpft ſich eine merkwürdige Geſchichte, die ich Dir erzählen will, wie ich ſie theils mit erlebt, theils aus dem Munde des alten Herrn kennen gelernt habe.

Doch laß uns damit warten, bis wir wieder daheim ſind; ich erzähle am Liebſten, wenn ich im Lederſeſſel ſitze!

So geſchah's denn. Eine Stunde ſpäter ſaß er behaglich im Lederſeſſel, ich bei ihm, und bei dampfender Pfeife hob er an: „Du haſt von mir gehört, daß hier in Gelnhauſen heute noch hundert Schuſter ſitzen. Das iſt ein Merkliches zu viel von dieſer Zunft für die Füße der Gelnhäuſer. Sie arbeiten für den Handel. Jetzt geht's ziemlich gut, aber anno 1808, 9 und 10 und daherum, als der Krieg das Leder theuer machte, ſtockte das Geſchäft, und unſerer Schuſter viele ſaugten am trockenen Hungertuche und darbten. Damals war das kleine, nette Haus ein altes, rauchiges, ſchwarzes Neſt, über deſſen Thüre in den Sandſtein die Jahreszahl 1684 eingemeißelt war, und wer das Haus anſah, glaubte an das Datum. Daß es nicht ſchon 1784 bei ſeiner Jubelfeier zuſammengefallen war, erſchien als ein Wunder; denn in den 100 Jahren hatten Zimmermann und Maurer nichts dran verdient. Gleich darauf kam der Sohn des Hauſes aus der Fremde, wurde Meiſter, heirathete ein gar braves Mädchen, das etwas Vermögen hatte, ließ das Haus ländlich repariren (ich erinnere mich deſſen noch ganz gut: der Zimmermeiſter, Keller und der Maurermeiſter Dieterich machten's), ſetzte ſich dann als Schuſter und begann ſtill und fleißig zu wirthſchaften. Der Peter Walter war ein gar fleißiger, braver Mann, und ſeine Frau paßte zu ihm, als hätten ſie die Tauben ausgeleſen. Dabei war er ein wackerer Bürger. Wenn's galt, irgendwo Hand anzulegen in der Noth, ſo war er der Erſte, der nicht lange Federleſens machte, ſondern mit Muth, Geſchick und Entſchiedenheit eingriff, beſonders bei Bränden oder anderm Unglück. Man konnte auf ihn zählen, und goldtreu, gottesfürchtig und rechtſchaffen war er, wie Einer. Darüber war eben in der Stadt nur Eine Stimme; dennoch

wollte es mit dem Manne nicht vorangehen. Nun, Du weißt, Wilhelm, Ein ungerechter Kreuzer frißt Tausend gerechte, und unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben, weil's nicht geweiht und Gottes Fluch drauf ruht in Ewigkeit. Der Großvater seiner braven Frau soll ein Wucherer und Pfandleiher gewesen sein, ein Blutegel der Armen. Ich hab ihn nicht gekannt, aber mein Vater erzählte mir's und sagte immer dabei: Gottlieb, der Herr sucht die Missethat der Väter heim an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Das steht felsenfest. Danke Gott, daß unter dem Wenigen, das ich dir einst hinterlassen werde, kein unrechter Kreuzer ist, und schreibe dir's hinter's Ohr, wo es kein Huhn auskratzet, wenn du es nicht selber thust! — Item, es scheint, als bewährte sich das an Walters Peter. Er hatte nur Ein Kind, einen prächtigen Buben. Die Haushaltung war einfach und bescheiden, und doch ging's nicht. Er wurde nicht reicher, und nicht vorankommen, heißt zurückkommen.

Ich hab' Dir's schon gesagt, die Kriegszeitläufte waren dem Schusterhandwerke ungünstig und dem Handel mit Schuhwerk noch mehr. Der Napoleon turbirte die Welt, und alle Welt litt. Mein goldener Löwe sah niemals trauriger in die leeren Gassen von seinem Schilde herab, als damals, und ich legte keinen Reichsthaler zurück, seit das Reich und die Thaler mit ihm abhanden gekommen waren. Die Schoppengäste waren so selten, wie die Störche im Winter.

So ging's fort, bis anno 1813 die Geschichte zusammenbrach. Der russische Winter hatte schauerlich aufgeräumt, und die Deutschen waren wach geworden vom langen Schlafe. Die Churhessen jubelten, weil nun ihr alter Churfürst wiederkommen sollte, und wir in Gelnhausen hatten wieder reichsstädtische

Gedanken und Hoffnungen, machten aber, wie man sagt, die Rechnung vor dem Wirthe.

Der Kriegsstrom wälzte sich unsern Gegenden zu. Die Franzosen waren wie gehetztes Wild. Wer hätte denken sollen, daß wir die Schrecken einer Schlacht noch ganz nahe erleben sollten! — Nun, du weißt, es geschah. Bei Hanau ging's Piff! Paff! Die Franzosen kriegten Schläge, daß es eine Art hatte, und wir zahlten die Zeche. Der Oktober 1813 war schon recht kalt und rauh, als einst der entsetzliche Kanonendonner den Boden unter den Füßen erbeben machte, als wir mitten in der Weinlese waren. Am 28. und 30. Oktober strömten Horden von Franzosen in die Stadt, wie Heuschreckenschwärme. Sie plünderten uns aus; sie mißhandelten uns gräulich. Es war eine Zeit schwerer Heimsuchung und um so entsetzlicher, als die dunkle Nacht die Greuel der Verwüstung einhüllte und nur das wüste Gebrülle der Plündernden, das Jammergeschrei der Geplünderten an das Ohr schlug und die Seele mit immer neuem Grauen und Entsetzen erfüllte. Wenige Häuser waren ungeplündert geblieben, darunter auch das Peter Walters. Die Plünderer mochten es ihm angesehen haben, daß da nichts zu holen sey. Das hätte dem braven Manne freilich auch den Rest und Gnadenstoß gegeben, wenn er geplündert worden wäre. Er dankte Gott inniglich dafür. Dem goldenen Löwen ging's nicht so gut. Wir hatten zwar versteckt, denn in meinem Hause ist ein heimlich Gemach, das Keiner ahnete; aber wer im Wege war, wurde auch sauber ausgefragt. Vergeß' es mein Lebtag nicht!

Wer hätte es denken sollen, daß es noch schrecklicher kommen sollte? — Der 31. Oktober 1813 war der entsetzlichste Tag meines Lebens! Schon frühe hörten wir wieder den Donner der Kanonen. Schreckhaft nahe tönte er. Immer näher kam

er. — Jetzt hörten wir das Knattern des Kleingewehrfeuers. — Kugeln flogen über die Stadt hin — und bald war kein Zweifel mehr, daß ein Gefecht in der Nähe der Stadt war — ja, daß es ſich, da die Franzoſen zurückwichen, bis in unſere Thore hereinzog. — Wilhelm, wenn ich dir die Angſt, den Schrecken, den Jammer ſchildern ſollte, der die Stadt erfüllte, ich fände dafür keine Worte! — Die Ereigniſſe drängten ſich mit einer Haſt, die Einem den Kopf wirbeln machte. Plötzlich hieß es: Die Koſacken! Die Koſacken! — Das war das Schreckbild der Franzoſen und — auch das unſre. Jetzt drängten ſich die Franzoſen in den Straßen der Stadt, daß ſie ſich zuſammenballten, wie Eine Maſſe. Mitten in dieſer Maſſe befand ſich eine junge, bleiche Frau, die ein zweijähriges Kind an ihrer Bruſt ſchützte und von dem Strome fortgeriſſen wurde. Gerade vor der Hausthüre Peter Walters ſtürzte mit einem entſetzlichen Schrei: Mein Kind! die Frau zu Boden, und ohne Rückſicht ging's über ſie hinaus. Die Koſacken waren ſchon in der Stadt. Wenige Minuten ſpäter zermalmten die Hufe das arme Weib und ihr Kind!

Das war zu viel für ein Menſchenherz, wie das Peter Walter's. Er hatte durch einen Spalt im Laden Alles mit angeſehen.

Das iſt eine Deutſche! rief er, und ohne an die Folgen zu denken, ſtürzte er die Stiege hinab, riß die Thüre auf, ergriff das ohnmächtige Weib, das mit ſeinem Leibe ihr Kind deckte, und zog ſie in's Haus. Die Thüre ſchloß er ſchnell wieder, und gleich drauf tönte das ſchreckenvolle Hurrah! in ſeine Ohren.

Seine Frau, die, den dreijährigen Conrad im Arme, zitternd am Ofen ſaß, rief voll Entſetzen: Peter, was gibt's? — als er ſo raſch die Stiege hinabſtürzte; aber da war kein Re-

dens zu machen, und der Peter Walter war Einer, der wenig auf's Plaudern, aber viel auf's Thun hielt. Es war so seine Natur!

Gleich drauf keuchte er die Stiege hinauf und trug zum Entsetzen der Frau einen blutenden, weiblichen Körper in's Zimmer. Koth und Fetzen bedeckten ihn. Ohne Weiteres legte er die leblose Frau auf das Bette, achtete nicht auf den Schrei seiner Frau, eilte noch einmal hinaus und brachte ein zitterndes, weinendes Kind.

Lieschen, sagte er, meine Arbeit ist vorüber; jetzt beginnt die Deine. Reinige die arme Frau, entkleide sie und lege sie in's Bette. Gott hat uns in der Plünderung verschont; nun fordert er Dankbarkeit von uns. Vergiß das nicht! Er ging hinaus, der kleine Conrad nahm gleich das kleine, liebliche Mädchen an der Hand und zog es an den Ofen, daß es seine rothkalten Hände erwärme, plauderte mit ihm so freundlich, daß das Kind sich bald beruhigte und Alles vergaß, was erst kurz vorher mit ihm geschehen war.

Peter Walter hätte nicht nöthig gehabt, seine Frau zu mahnen. Die war eine rechte Samariterseele und vergaß über dem Anblicke des unglücklichen Weibes ihre eigene Lage. Ihre Seele hatte jetzt nur Einen Gedanken, den, für die Leidende zu sorgen; denn todt war sie nicht, das fand sie gleich. Sie eilte hinaus, holte Wasser und Essig und begann, das Gesicht von Blut und Gassenkoth, in den sie niedergetreten worden war, zu reinigen. Mit Freuden sah sie, daß es eine hübsche, junge Frau war; mit noch größerer, daß sie zwei große, blaue Augen aufschlug und wirre sich im Zimmer umsah. Frau Walter beruhigte sie, und sie schloß darauf, da sie ihr Kind am Ofen fröhlich mit Conrad spielen gesehen, das Auge wieder in neuer Ohnmacht. Während draußen die Deutschen und Kosacken

in neuen Strömen sich durch die Gassen drängten, Gefangene machten und gar manche Kosackenlanze ihren Weg noch tief in's französische Leben fand, kochte Peter Walter in der Küche Kaffee für die arme Leidende, das einzige Labemittel, das ihm zu Gebote stand. Seine Frau übte ihren Samariterdienst ganz, zog der Ohnmächtigen mit Anstrengung aller Kräfte, nachdem sie sie gereinigt hatte, ein reines Hemde von ihr und eine Jacke an und legte sie dann in das Bette.

Die Arme hatte viele Wunden am Kopfe, im Gesichte und im Nacken. Sie war, als sie stürzte, auf das Gesicht gefallen, und die Davoneilenden hatten sie gräulich zertreten. Es war schlimm, daß an keine ärztliche Hülfe zu denken war, in dem Tumulte dieses schrecklichen Tages. Peter und seine Frau thaten Alles, was sie wußten und vermochten, die Wunden zu verbinden, und sie weniger schmerzhaft zu machen. Dennoch kam die Unglückliche nicht mehr zu sich, und ein Blutsturz endete gegen Abend ihr Leben. Wahrscheinlich war ihre Brust eingedrückt worden, als sie in der Straße lag.

Grade, als die Unglückliche den Blutsturz bekam, drangen Soldaten in das Haus, ein Quartier zu nehmen. Der Anblick aber schien so abschreckend zu wirken, daß sie sich wandten und weggingen. So blieb das Haus verschont, diese Samariterherberge der Armuth.

Peter Walter eilte auf das Rathhaus, machte die Anzeige und noch in der Nacht kam ein Arzt, leider zu spät. Die Frau war längst eine Leiche.

---

## 2.

Einige Tage später, als der nächste Sturm der Ereignisse vorüber war, und die Unglückliche ihre Ruhestätte auf dem

Gottesacker gefunden hatte, saßen an einem Sonntagmittage Peter Walter und seine Frau im warmen Stüblein. Conrad und das kleine Mädchen, das Grethchen hieß, spielten gar einmüthig mit einander, und Peter las in der heiligen Schrift. Plötzlich hielt er inne, blickte seine Frau an, als wollte er sagen: Jetzt paß' einmal absonderlich auf! — und las die heiligen Worte: Wer Eins dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf! — Er hielt inne.

Lieschen, sagte er weich, hast du das Wort unseres Heilandes gehört? —

Die Frau blickte ihn an, lächelte, und in den Augenwinkeln begann es zu glänzen. Sie nickte mit dem Kopfe und sagte: Der Herr lehrt uns, was wir thun sollen. Peter reichte seiner Frau die Hand und sagte: So sind wir einig. Gretchen ist unser Kind! Und wie in Einem Zuge beseelt, standen beide auf, traten zu den spielenden Kindern, zogen das liebliche Mädchen an ihre Brust und küßten es, und das Kind schlang seine Aermchen an ihre Nacken. Der Bund war geschlossen, und der Akt der Adoption war droben im Himmel versiegelt.

Damals, Wilhelm, fuhr der Löwenwirthsvetter fort, war eine Zeit, wo so recht eigentlich Keiner wußte, wer Koch oder Kellner war. Durchmärsche auf Durchmärsche, Einquartirung auf Einquartirung folgte. Die Beamten des weiland westphälischen Königreichs, die aus Frankreich stammten, waren mit den Landsleuten davon geeilt; denn sie sahen, daß es mit ihnen Matthäus am Letzten war. Die Uebrigen, deutschen Ursprungs, waren geblieben; aber das Herz, das früher trotzig gewesen, war verzagt geworden und in die Schuhe gefallen. Es war in der Stadt ein Regiment, wie niemals und die Hauptrolle spielte der Commandant, der für die Truppen zu sorgen hatte.

An das Kind dachte kein Mensch, und Peter Walter behielt's ohne Einrede.

Wie es aber hieß, außer dem Taufnamen, den das Kind selber schon aussprechen konnte, wußte keine Menschenseele; denn in den Kleidern der Frau fand sich keine Spur. Die erste Kleidung des Kindes, die nämlich, die es trug, als es in's Haus kam, und die Kleidung der Mutter hob Lieschen Walter wie Gold auf, weil sie die einzigen, möglichen Zeugen der Herkunft des Kindes waren.

Nach und nach kam übrigens das öffentliche Leben wieder in einen geregelten Gang. Die reichsfreien Träume zerrannen, wie Wasser in einer Seihe, und der alte Churfürst kehrte zurück. Wir blieben hessisch. Neue Beamte kamen und Niemand dachte an das Franzosenkind, als Walter, seine Frau und der kleine Conrad, die es alle Drei täglich lieber gewannen. Es war ein herzig Kindchen, sanft, gutmüthig, lieblich und hing an den Aeltern und dem Bruder mit vollem Herzen. Die Vergangenheit war dem Kinde todt. In der Liebe gedieh es herrlich; denn die ist der rechte Sonnenschein für solche Pflanzen. Mit den Zuständen in dem Hause Peter Walters ging es nicht besser. Wenn einmal ein Handwerker im Rückgange ist, hält es unendlich schwer, daß eine Aenderung zum Bessern eintreten kann. Mit seinem Kredit weicht auch die Kundschaft. Das erfuhr der brave Walter schmerzlich genug. Schulden drückten ihn, und er dankte Gott, daß er für einen reicheren Schuster, der die Messen und Märkte bezog, Jahr aus, Jahr ein arbeiten konnte. Lieschen, seine Frau, wurde Wäscherin, um nur auch etwas zu verdienen, und so drückten sie sich durch das Leben hin, zufrieden, daß sie ihr kärglich Brot hatten, ihre Zinsen zahlen konnten und öffentlicher Wohlthätigkeit doch nicht anheimfielen.

Die Kinder wuchſen heran und erfuhren erſt ſpät, daß ſie nicht leibliche Geſchwiſter waren. Conrad lernte das Handwerk ſeines Vaters und bei ſeinem Vater, und als er als Geſelle losgeſprochen war, ging er auf die Wanderſchaft. Da gab's viel trübe Augen. Die altgewordenen Aeltern vermißten ſchwer den wohlgerathenen Sohn, und Grethchen weinte gar heiße Thränen um den lieben Bruder. Dennoch mußte es ſeyn, wie weh auch Scheiden und Meiden that.

Mit der Zeit gewöhnten ſie ſich denn auch daran, ihn zu miſſen.

Conrad war zuerſt gen Frankfurt gegangen und nach einem halben Jahre nach Mainz, das berühmt iſt ſeiner feinen Schuhe wegen. Wie es kam, ich weiß es nicht, aber er ließ ſich von da verplaudern, mit einem Floß, der gen Holland fuhr, den Rhein hinab zu fahren und ſich in Holland Arbeit zu ſuchen. Dem Vater gefiel es, daß er die weite Welt ſah und etwas Tüchtiges lernte; nur der Mutter und Grethchen nicht; denn die meinten, er wäre jetzt ſchon aus der Welt, da er an der Küſte des Meeres wäre. Sie ſchrieben ihm das auch, aber ſein Vater gab dem Braten eine ſcharfe Brühe bei, indem er ſchrieb: Haſt Recht, Conrad, mein lieber Sohn! Du biſt kein Neſthutſch, wie manche Buben hier, die verzweifeln, wenn ſie den krummen Thurm nicht mehr ſehen. Nein, geh' Du in Gottes Namen in die Welt, wohin du willſt; nur hab' Gott allzeit vor Augen und im Herzen, dann hat's gute Wege nnd gute Weile. Behüt' dich Gott. Wer nicht hinaus kommt, kommt nicht heim.

Das war aber auch bei Conrad wahr geworden. Er hatte Gott vor Augen und im Herzen und blieb ihm treu. Er hielt zu Rathe ſein Verdienſt und ſparte es ehrlich; denn von daheim konnte er nichts hoffen, und fechten mochte er nicht. Sein Sinn

ſtand aber in die Ferne, und Paris hätte er gerne ſehen mögen. Dafür ſparte er zunächſt, ſchwieg aber mäuſeſtille davon, bis er ihnen endlich nach langer Zeit von Paris ſchrieb.

Als dieſer Brief kam, da ſtand's ſchlimm um Peter Walter und ſeine Frau. Sie war, wie es alten Waſchfrauen zu ergehen pflegt, von der Gicht heimgeſucht worden und die hatte ſie ganz gelähmt, daß ſie ſchon ein halbes Jahr ganz kontrakt im Bette lag, und kein Abſehen auf irgend welche Beſſerung war. Da zeigte ſich's, was das Grethchen für ein Segen für die alten Leute war. Eine leibliche Tochter konnte die liebe Mutter kaum ſo treu und hingebend pflegen, wie das junge Mädchen die Leidende pflegte. Von frühem Morgen bis in die halbe Nacht hinein wich es nicht von ihrem Bette; ja manche Nacht, wenn ſie gar ſo ſehr litt, wachte es bei ihr, hob und legte ſie, und die Leidende ſagte: Das Kind hat eine Hand des Segens; denn ich fühle es kaum, wo und wann ſie mich anfaßt und herumlegt. Gott ſegne das Kind, das uns recht zum Segen geworden iſt! Dabei las ihr Grethchen Gebete vor oder aus der heiligen Schrift und dem Geſangbuche; tröſtete ſie ſo liebreich und war allzeit ſo freundlich, daß die Leidende meinte, Gott habe ihr einen Engel geſendet.

Wie es aber kam, Gott weiß es allein, die Gicht muß ſich auf innere, edle Theile geworfen haben, kurz, die gute Mutter erkrankte immer ſchwerer, und ehe des guten Sohnes Brief aus Paris ankam, ſtarb ſie in dem Herrn, und Grethchen drückte ihr weinend die Augen zu.

Das war ein Leid in dem Hauſe! Der alte Mann ſiechte ſeitdem auch hin und gegen Weihnachten trugen ſie ihn zu Grabe.

Armes Grethchen!

Ich hab' früher geſagt, ihr Adoptionsakt war im Himmel beſiegelt; aber das gilt leider in dieſer Welt nichts. Das Greth-

chen konnte nicht im Hause bleiben. Blutenden Herzens verließ es die Stätte, wo Liebe und Treue gewohnt, und trat, verlassen von aller Welt, in fremde Dienste. Da lebte sie eingezogen, stille, treu und gottesfürchtig, ein Muster einer Dienstmagd, und die Herrschaft wußte nicht Rühmens genug von dem Mädchen zu machen und hielt sie recht in Ehren.

Conrads Haus wurde von Amtswegen vermiethet, weil Grethchen heimlich von ihrem Verdienste die Schuld abzutragen suchte, damit es frei sey, wenn Conrad heimkehre, und er selbst hatte von Paris aus Geld gesendet zu gleichem Behufe. Nun waren die drei Jahre nach und nach herumgelaufen, und eines Tages trat ein bildschöner junger Mann in des Amtsschreibers Haus, darin Grethchen diente, und fragte nach ihr. Sie erschrack auf den Tod, aber als sie ihm in die Augen sah, rief sie freudig: Conrad, grüß' dich Gott! Und dennoch fing sie an zu weinen; denn all' das Erlebte wurde wieder lebendig in ihrer Seele. Auch Conrad weinte und bat sie, wenn es die Herrschaft gestatte, ihn zu den Gräbern seiner lieben Aeltern zu begleiten.

Das geschah, und die Leute sahen dem schönen Paare mit Wohlgefallen nach. Beide beteten dort auf den theuern Gräbern, und als sie gebetet hatten, nahm Conrad des Mädchens Hand und sagte: Grethchen, ich bin nun am Meisterwerden, und ich denke, es soll mir nicht fehlen; aber was soll ich thun? Will ich mich als Meister setzen, so fehlt mir die liebe Meisterin, die für das kleine Hauswesen sorgt.

Das Mädchen erröthete, wie eine Essigrose; aber sie ließ ihm ihre Hand, und als Verlobte vor Gott und den Aeltern, die ihren Bund im Himmel segneten, kehrten sie heim.

Conrad machte sein Meisterstück mit Ehren, zog in sein Haus, wo die Schuld nahezu abbezahlt war, und Grethchen

wurde zu Weihnachten seine Frau, und in rechter Liebe und seliger Freude lebten sie glücklich.

---

## 3.

Du wirst mich fragen wollen, Wilhelm," sagte, nachdem er sich eine neue Pfeife gestopft hatte, der Löwenwirthsvetter, „ob denn gar nicht nach der armen bei Peter Walter verstorbenen Frau und dem Kinde geforscht worden sey? Ich sage: doch. Höre nur den Verlauf! Der Gatte der jungen Frau und der Vater des schönen Kindes war ein Sergeant in der jungen Garde Napoleons. Er war ein Wälscher, sie eine Deutsche aus Straßburg. Du weißt es ohne Zweifel, wie Napoleon seine Garden in Rußland überall geschont hatte. Sie waren seine Lieblinge. So kam es auch, daß die junge Frau mit dem Kinde glücklich aus den Gefahren des Russischen Feldzugs kam, um, so nahe der Heimath, ihren Tod zu finden. In der Verwirrung der Hanauer Schlacht, wo eben schon die Bande aufgelöst waren, die früher das Heer geeinigt und stark gemacht hatte, war sie von ihrem Gatten und seiner Compagnie getrennt worden und konnte sie nicht wieder finden. Sie schloß sich einem andern Regimente an, das gen Gelnhausen zurückgedrängt wurde. Wie es hier ging, hab' ich Dir erzählt.

Der Sergeant, der mit innigster Liebe an Weib und Kind hing und ein sehr braver Mensch war, suchte sie überall; aber die eiserne Pflicht des Soldaten band ihn. Er hoffte sie in Mainz, wohin man drängte, zu finden; allein sie ruhte schon im Grabe, als er mit Rastlosigkeit nach der Verschwundenen suchte und forschte. Niemand wußte von ihr. Der unglückliche

Mann war ganz trostlos, und er wünschte nichts mehr, als nun auch zu sterben, da er sie für todt halten mußte.

Von Mainz führte ihn der Befehl in's Innere Frankreichs und der Krieg von anno 1814 wieder in den blutigen Kampf. Aber der Tod ging an dem ihn Suchenden vorüber, und die Ehre suchte ihn. Er wurde Lieutenant, und ehe Paris von den Deutschen genommen wurde, Hauptmann. Das Kreuz der Ehrenlegion schmückte schon seit der Leipziger Schlacht seine Brust. Was galt ihm das Alles nun? Er hatte ja Niemanden mehr, der das Glück mit ihm theilte, das nun keinen Werth für ihn hatte. Als Napoleon das Heer seines Eides entband, eilte er nach Deutschland, nach Hanau. Ueberall forschte er, nur nicht in Gelnhausen, wo er die Verlorenen gar nicht suchte. Gebeugt kehrte er heim und ließ sich nun beikommen, Ludwig dem Achtzehnten Treue zu schwören.

Morin, so hieß er, war ein Ehrenmann, geprüft in schwerer Schule des Lebens und des Unglücks. Er blieb seinem Eide treu, als Napoleon von Elba zurückkehrte, und begleitete Ludwig XVIII. auf seiner Flucht. Nach der Schlacht bei Waterloo kehrte er mit dem Könige als Obrist nach Paris zurück und stand später mit seinem Regimente in Straßburg in Garnison.

Es war ein ernster, in sich gekehrter Mann, der der Welt und dem Leben keine heitre Seite mehr abgewinnen konnte, seit er auf eine so traurige Weise Weib und Kind verloren hatte.

Es war so am Ende der dreißiger Jahren, da ritt eines Tages der Obrist Morin, nur von einem treuen Diener begleitet, zum Thore Straßburgs hinaus, wie er es alle Tage zu thun pflegte. Heute wählte er die Richtung gegen Mühlhausen hin, und bald war er wieder in die tiefen, schmerzlichen

Gedanken versunken, daß er kaum gewahrte, was um ihn vorging. So ritt er weiter und weiter.

Mit Einem Male hört er den Gruß einer Stimme, die ihm bekannt vorkam. Er blickt um sich und sieht einen alten Stelzfuß, der eine Hacke auf der Schulter trägt. Das fehlende Bein, das vernarbte Gesicht macht ihn aufmerksam. Er hat so viel deutsch gelernt, daß er den Stelzfuß anredet.

Nun, Kamerad, sagt er, wo liegt Dein linker Fuß begraben? Im Hessenlande, mein Oberst, entgegnet der Gefragte mit Ehrerbietung, aber auch mit einem so zutraulichen Lächeln, daß es dem Obristen scheint, der Mann kenne ihn. Ehe er aber weiter fragen konnte, sagt der Invalide: Der Herr Obrist kennt mich nicht mehr. Glaub's wohl. Es ist lange her, daß ich als Flügelmann neben dem Sergeanten Morin ging.

Was? rief da der Obrist, hielt sein Pferd an, warf den Zügel dem Diener zu und trat vor den Bauern.

Kaum sah er ihn näher an, als er ausrief: Kappeler, seh ich dich so wieder? und ihm um den Hals fiel.

Der Bauer wischte sich die Thränen ab.

Immer noch der alte, brave Mann! sagte er dann. Ja, fuhr er fort, Gottes Wege sind nicht unsere Wege, Herr Obrist. Ich lebe hier im Dorfe still und vergnügt von meiner Pension und meinem Bißchen Land mit Weib und Kind.

Der Obrist seufzte tief auf.

Ach, sagte Kappeler, daß ich das sagen mußte!

Du kennst mein Schicksal? fragte der Obrist.

O ich kenne es, mein theurer Obrist, ich kenne es wohl, doch — schweigen wir davon. Darf ich Sie einmal in Straßburg besuchen?

Morgen frühe sende ich Dir einen Wagen! rief der Obrist.

Sage Deiner Familie, daß du einige Tage bei mir bleibſt. Wir wollen von den alten Zeiten plaudern.

Damit war's feſt, und Beide ſchieden.

Erſt als der Obriſt nahe an dem Thore Straßburgs war, fiel ihm das Wort des Stelzfußes ein: O ich kenne es wohl! Er hatte das mit beſonderm Nachdrucke geſagt, und damit ſchien die Bitte im Zuſammenhange, ihn beſuchen zu dürfen. Sollte Kappeler, der ein braver Menſch war, ihm vielleicht eine Kunde von ſeinem Weibe und ſeinem Kinde geben können? Morin entſann ſich, daß Kappeler ebenfalls von der Compagnie getrennt worden war, als ſie auf der Straße nach Frankfurt dem Main ſich zuwandte, daß er lange verſchollen blieb. Er hatte Gelnhauſen genannt. Der Obriſt ſah auf ſeinen Karten nach. Das lag in ganz andrer Richtung. Wie war er dorthin gekommen?

Das waren Räthſel, die ihm den Schlaf der Nacht raubten.

Der Tag graute noch nicht, ſo rollte ſchon der Wagen mit dem Bedienten, der Kappeler geſehen hatte, zum Thore hinaus. Der Obriſt konnte die Ankunft des alten Invaliden gar nicht erwarten. Endlich rollte der Wagen daher, und der Bediente half Kappeler'n aus dem Wagen, dem der Obriſt ſchon entgegen eilte und ihn auf's Herzlichſte willkommen hieß.

Er geleitete ihn in ſein Kabinet. Der Invalide mußte im bequemſtem Seſſel ſich niederlaſſen und ſich an einem köſtlichen Frühſtücke ſtärken; dann reichte ihm der Obriſt die Pfeife und ſagte: Nun, alter Kamerad, denke ich, geht Dir das Herz auf? Vor Allem aber ſage mir, wie ging es zu, daß du nach Gelnhauſen gerietheſt? Und — weißt — Du etwas von meinem Weibe?

Zwei Fragen auf einmal, mein Obriſt! Aber, wie nahe ſie zuſammenhängen, das wiſſet Ihr nicht. Gebt Euch in Ge-

duld und höret mir zu. Ihr ſollt Alles erfahren. Hätte ich gewußt, daß Ihr in Straßburg ſtündet, überhaupt noch lebtet, Nichts hätte mich abgehalten, zu Euch zu eilen und Euch das mitzutheilen, was Ihr vielleicht nicht wiſſet.

O beginne, beginne! rief der Obriſt und faltete krampfhaft ſeine Hände, um ſein ſtürmiſches Verlangen zu bemeiſtern.

Wenn Ihr Euch erinnert, mein Obriſt, ſo wurde ich mit einer Abtheilung kommandirt, den Troß unſres Bataillons zu decken, bei dem auch die wenigen Frauen und Kinder ſich befanden. Wir folgten ſo ſchnell dem Bataillon, als es die grundloſen Feldwege zuließen. Das war aber entſetzlich langſam; denn die Bauern, welche die Fuhren leiſteten, ſchienen, trotz unſres handgreiflichen Treibens, nicht Luſt zu tragen, ihre Heimath weit zu verlaſſen, oder hofften ſie auf Erlöſung durch die Baiern oder die vermaledeiten Koſacken. Wir theilten begreiflicher Weiſe dieſe Hoffnung nicht im Entfernteſten und unſre flachen Säbelhiebe bewirkten auf kurze Friſt, daß es ſchneller ging. In einem Walde, den wir erreichten, mußten wir die Thiere etwas ausruhen laſſen, weil ſie in der That nicht mehr weiter konnten. Dieſe Raſt war unſer Unglück. Kaum trat unſer Vortrab aus dem Walde heraus, als er eiligſt zurückſtürzte mit dem entſetzlichen Rufe: Die Koſacken! Dieſer Ruf wirkte zauberhaft. Im Augenblicke hatten die Bauern die Stricke gelöst, ſich auf die Pferde geſchwungen und jagten im Sturme zurück. Wir formirten eine Colonne, nahmen die Weiber und Kinder in die Mitte und zogen eilig den Bauern nach.

Wir waren noch in dem Walde, als wir das frohlockende Hurrah der Koſacken hörten, die über unſer Gepäcke wie gierige Raben herfielen. Das gab uns Zeit, uns zurückzuziehen. Wir eilten ohne Raſt weiter. Eure liebe Frau war die wackerſte im Zuge. Ich trug zeitweiſe Euer liebes Kind, und ſo kamen

wir auf einen guten Weg. Wo wir waren, wußte Keiner, ebensowenig, wohin der Weg führte. Endlich kamen wir in das Thal der Kinzig, und hier trafen wir zwei Bataillons Jäger, die den Weg nach Gelnhausen eingeschlagen hatten. Sie nahmen uns auf, als wir ihnen unser Schicksal erzählten, und mit dem Bewußtseyn größerer Sicherheit und erquickt durch Lebensmittel, die sie uns reichten, schritten wir getröstet weiter. Sie führten eine Batterie mit sich, und auf den Wagen brachten wir die erschöpften Frauen unter.

Es war noch früh am Tage, als wir eine Anhöhe erreichten, aber von hier auch feindliche Truppen, besonders Reiterei, wie es schien, Kosacken, erblickten, die uns anzugreifen sich beeilten.

Unser Commandant nahm eine gute Stellung, und unsre Artillerie begann ein heftiges Feuer auf den Feind. Trotzdem griffen diese Kerls, wie die wildesten Streiter, uns an, eroberten nach kurzem Kampfe unsre Batterie und warfen uns zurück. So viel Mühe sich auch der Commandant gab, einen geordneten Rückzug in die nahe Stadt Gelnhausen herzustellen, es war vergeblich. Der Schrecken ergriff Alle, und in regelloser Schlacht strebte Jeder, die schützenden Mauern der Stadt zu erreichen. In diesem wirren Treiben sah ich Eure Frau, ihr Kind auf den Armen, dahineilen. Ich erreichte sie. Sie war trostlos. Auch jetzt trug ich das wimmernde Kind eine große Strecke, und erst, als sich der Strom der Fliehenden am Thore zusammenballte, gab ich es ihr zurück, um vor ihr her zu gehen und ihr freie Bahn zu machen. Das ging ziemlich gut bis in die Mitte der Stadt. Da erschallte von hinten her der lähmende Ruf: Die Kosacken! Jetzt wurde das Nachdrängen fürchterlich. Plötzlich höre ich hinter mir den Schrei: Mein Kind! Ich blicke zurück. Eure Frau war zur Erde gestürzt, und

über sie weg eilten die aus Todesfurcht Erbarmungslosen. Ich drängte noch gegen die Häuser, um wieder zu ihr zu kommen und ihr aufzuhelfen. In diesem Augenblicke reißt ein Bürger die Hausthüre auf, stößt die Vorwärtsdrängenden zurück, erfaßt mit Riesenkraft die ohnmächtige Frau und zieht sie sammt dem Kinde, das sie krampfhaft umschlungen hält, in sein Haus. Er wirft hinter ihr die Thüre wieder in das Schloß.

Das war eine That der Menschlichkeit, und ich war beruhigt, merkte mir genau das Haus und folgte dem Strome willenlos. Auf dem Markte wollte der Commandant uns sammeln. Es war vergeblich. Niemand gehorchte. Ihr kennet ja den Geist, der in die alten Soldaten gefahren war. Erst jenseits des Ortes gelang es ihm, einen Kern zu bilden, der zum Widerstande bereit war. Die Kosacken hatten uns indessen umgangen, wie sie es so oft in Rußland gemacht; sie griffen uns in beiden Flanken an, und da war es, wo ich einen Stich in die linke Wade erhielt. Wir wurden alle gefangen.

Schonungslos trieben sie uns gegen Hanau hin. Dort am Thore brach ich zusammen vor unsäglichem Schmerze. Ich kam in das Lazareth, und ein Doctor nahm mir das Bein ab. Daß ich das überstand, ist ein Wunder; aber ich war immer eine derbe, kräftige Elsäßer Natur. Ich blieb dort, bis ich geheilt war, und wurde dann in das Innere von Deutschland transportirt. In Gotha blieb ich — bis zum Frieden von Paris. Dann kehrte ich heim in mein Dorf, wo ich seitdem gelebt habe.

Der Obrist hatte mit unaussprechlicher Spannung zugehört. O sie ist todt und wohl auch mein Kind! rief er dann, sich ganz seinem Gefühle überlassend.

Der Invalide schwieg eine Weile voll innigster Theilnahme an dem tiefen Schmerze des Mannes.

Dann ſagte er: Wenn ich auch ſelbſt glauben muß, daß die Mutter den Verletzungen unterliegen mußte, die ſie ohne Zweifel erlitten hatte, ſo fehlt doch nicht alle Hoffnung, daß das Kind gerettet wurde. Sie hat es mit ihrem Leibe gedeckt. Ich zweifle kaum! —

Wie? rief der Obriſt, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, Du glaubſt, daß mein Kind noch leben könne? Ich glaube es, ſagte der Invalide.

So laß uns hineilen! rief der Obriſt aufſpringend. Ich habe keine Ruhe mehr!

Wohl, mein Obriſt, ich begleite Euch, ſprach der Invalide, aber laßt mir nur das Eine zu, daß ich noch einmal zu meiner Familie zurückkehre. Ordnet Eure Urlaubsſache, bis Morgen frühe bin ich wieder hier, wenn Ihr mir Euren Wagen gönnen wollet. Dann ſey's in Gottes Namen!

Das glühende Verlangen des Obriſten mußte ſich indeſſen doch noch länger gedulden, und erſt gegen das heilige Chriſtfeſt konnte er mit ſeinem Begleiter die Reiſe antreten.

---

## 4.

Conrad Walter lebte zufrieden und glücklich mit Grethchen, der ſchönblühenden Frau. Es ſchien, als könne er einer freundlichen Zukunft entgegen gehen. Er hatte Arbeit in Fülle und wirkte unabläſſig. Aber der Menſch denkt's, und Gott lenkt's!

Mehrere Jahre blieb ihr Himmel heiter und ungetrübt. Zwei Kinder umſpielten die glücklichen Gatten und erhöhten ihre Lebensfreude. Da erkrankte Conrad bedenklich. Zu vieles Sitzen, zu angeſtrengte Arbeit legten den Grund zu einem andauernden, ſelbſt ſein Leben bedrohenden Uebel. Grethchens

Kummer war sehr groß. Sie pflegte den Gatten mit all der Hingebung, deren ihre Liebe fähig war; das Uebel war indessen langwierig. Der Verdienst fiel aus, und bald trat der Mangel ein mit allen seinen Schrecken. Jedermann kannte Conrads Ehrlichkeit, seinen Fleiß, seine Eingezogenheit und Sparsamkeit. Man wußte auch, daß keine Schulden mehr auf dem Hause hafteten. Daher erhielt die junge Frau unbedenklich Anlehen und konnte die Noth wieder entfernen; aber Conrads Krankheit währte über ein halbes Jahr. Die Kosten des Arztes und der Medikamente liefen auf, und, was noch schlimmer war, die Kundschaft verlor sich gänzlich, weil sie dazu genöthigt war. Das waren trübe, trostlose Aussichten, die nicht geeignet waren, des Kranken Genesung zu fördern. Es kamen die Kräfte nur sehr langsam wieder, und als er genesen war, trug er eine Schuldenlast, der ihn innerlich beugte, und es fehlte an Leder und Arbeit. Das Leder hätte der Gerber wohl borgen mögen; aber die Kunden fehlten. Sie waren andern Meistern zugefallen. Wie sollte es nun werden? Conrad entschloß sich endlich, zu seinen alten Kunden zu gehen und sie um die Rückkehr ihres Vertrauens zu bitten. Hier und da sagte man es ihm zu; aber Viele meinten, es wäre doch geradezu Unrecht, von dem Meister wegzugehen, der ihnen in der Zeit seiner Krankheit aus der Noth geholfen. Das mußte Conrad anerkennen; so wehe es ihm auch that, so gute Kunden als für immer verloren ansehen zu müssen. Er hatte zwar Arbeit, aber wenig, und diese wenige reichte kaum hin, seine Familie nothdürftig zu ernähren. Grethchen verbarg das Leid, das an ihrer Seele nagte, sorgfältig. Sie sann nach, was sie ergreifen möchte, um auch von ihrer Seite etwas verdienen zu können, was mehr abwürfe, als Stricken und Spinnen. Sie kam auf den Gedanken, als Feinwäscherin sich zu empfehlen. Es war ein guter

Gedanke, der recht erfreuliche Früchte trug. So wirkten beide Gatten unabläſſig fleißig, und der Erfolg war, daß ſich ihre Lage wohl etwas verbeſſerte, ohne aber ſie doch dahin zu führen, daß ihr früherer Wohlſtand hätte zurückkehren können; dem entgegen thürmten ſich die Schulden und ihre Verzinſung. Manchmal gieng Conrad mit dem Gedanken um, das elterliche Haus zu verkaufen, die Schulden zu bezahlen und in die Miethe zu gehen; aber Grethchens Thränen hielten ihn davon ab. Alle ihre glücklichſten Erinnerungen knüpften ſich an die Räume dieſes Hauſes, und ſie meinte, noch größeres Unglück würde ſie heimſuchen, wenn ſie dieſen geheiligten Räumen den Rücken kehren würden; darauf ruhte guter Eltern Segen. Wie es aber auch war, Conrad war ein armer Mann geworden, und es wollte ihm nicht gelingen, ſich in beſſere Verhältniſſe zu verſetzen. Das trübte oft das ſtille häusliche Glück der Familie, immer aber hob der lebendige Glaube Grethchens ihre Seelen wieder zu neuem Gottvertrauen. Ihr Gebet hob ſie oft über die Kümmerniſſe ihres Lebens hinaus zu ſeliger, zuverſichtlicher Hoffnung — doch die Hoffnung blieb unerfüllt und ihr Leben ein gedrücktes.

Einſt — ihre Kinder waren, der Knabe fünf, das Mädchen vier Jahre alt — nahte wieder das heilige Chriſtfeſt, das ſchöne heilige Feſt, da die Liebe Gottes ſeine Menſchenkinder ſegnete, und dieſe wieder ihre Kinder erfreuen mit dem Hinblick auf das heilige Kind, das einſt der Welt zum Heile geboren worden war.

Ueberall, wo Grethchen hinkam durch ihre Arbeit für die Frauen der Stadt, war ein Wetteifer gebender, erfreuender Liebe, gehüllt in das ſüße Geheimniß, und daheim ſah es ſo trübe aus. Conrad, der ſo gerne ein Lied bei ſeiner Arbeit ſang, war ſchon Tagelang ſtill und traurig; denn die Zeit der Zinsabtragung nahte, und die Theurung der Lebensmittel ließ

kaum eine Hoffnung, ſeine Verpflichtungen zu löſen. Grethchens Herz war gepreßt. Sie wußte ja, wie es ſtand, und warum Conrads frohes Lied verſtummt war. Eines Abends ſaßen ſie beiſammen in der Dämmerung, ſich einige Augenblicke Ruhe gönnend. Die Kinderchen ſchliefen ſchon, und Alles war rings ſo ſtille. Da öffnet ſich ſo gerne das Gemüth und läßt in ſeine Tiefen blicken.

Grethchens Thränen rannen heiß, nur ungeſehen, und dennoch hörte das aufmerkſame Ohr des Gatten, daß ſie weinte.

Er legte ſeinen Arm um ſie und ſagte: Weine nicht! Gott wird uns ja nicht verlaſſen! Ihm iſt es ja ein Leichtes, uns zu helfen, und er wird unſere Gebete gewiß nicht unerhört laſſen. Wie oft hat er uns ſchon in ſehr ſchweren Stunden ſeine gnadenreiche, helfende Hand gereicht. Grethchen, wankt Dein Glaube?

Ich weiß es, ſagte die junge Frau, und ich verzage ja auch nicht. Daß ich weine, Conrad, das entſpringt einer andern Quelle. Das heilige Chriſtfeſt nahet, und wir werden unſern Kindern die Chriſtfreude nicht bereiten können. Ueberall, wohin ich komme, wird mit unermüdlicher Thätigkeit geſonnen und gearbeitet für die Chriſtfreude und wir — ? O Conrad, die Armuth hat doch ihr Bitteres! Das Seligſte iſt ihr verſagt: das Geben!

Er ſchwieg einige Augenblicke, dann ſagte er: In der Armuth können wir reich ſeyn durch unſere Liebe, durch den Blick auf den Segen Gottes an unſern Kindern, auf ihre und unſere Geſundheit, durch das Bewußtſeyn, daß wir Gott lieben und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen. Meinſt Du, das Viele, was das Chriſtfeſt den reichen Kindern bringt, mache ſie glücklich? Denke doch an unſere Kindheit! Das Buchsbäumchen mit zwei Lichtlein, einigen Aepfeln, Bir-

nen und Nüssen war ja auch am Christbaum, und machten uns so glücklich, als jene ihre strahlende Tanne. Deine Puppe war Dein Glück, das vom Vater geschnitzte Steckenpferd das meine. Bedarf's mehr? Grethchen, ich meine fast, es sey Neid in Deiner Seele gegen die Reichen? O ich bitte Dich, reiß ihn aus Deiner Seele! Neid ist schnöder Undank gegen Gott.

Grethchen weinte fast laut. Sie vertheidigte sich gegen des Gatten Vorwurf, der sie tief schmerzte, und dessen Wahrheit sie doch fühlte.

Sieh, fuhr er fort, ich habe in der Ruhestunde für Conrad ein Steckenpferd geschnitzt, und der Tüncher Velbert, mein Jugendfreund, hat es gar schön lackirt. Ich sage Dir, Du wirst über meine Kunstfertigkeit erstaunen, und die Puppe, die Du für Clärchen in der Arbeit hast, wird prächtig. Unsere Kinder werden glücklich seyn. O laß es uns auch seyn. Vergiß die Sorge, die Dich drückt, Gott wird gewiß helfen!

Sieh', Wilhelm, „sagte der Löwenwirthsvetter," ich war Ohrenzeuge dieser Unterredung, die mir tief in die Seele ging, und das kam so: Ich war an diesem Abende (der Winter war ungewöhnlich schön für die Jahreszeit in selbigem Dezember) noch so ein Bischen spazieren geschleudert vor's Thor hinaus. Der schnellkommende Abend erwischte mich, und die Lichter brannten schon in den Stuben, als ich durch die Gassen ging. Nur Walters Fenster waren dunkel. Das fiel mir auf. Ich hatte gehört, es mangele dem braven, jungen Manne an Arbeit. Da lag der Beweis vor meinen Augen. Hm! denke ich: da mußt du helfen und trete in die angelehnte Thüre der Hausflur. Ich höre reden und stehe still. Lauern und Horchen ist mir ein Greuel; aber hier hörte ich Etwas, was mir wichtig war, weil ich in das Innere dieses Familienlebens hineinblickte.

Endlich klopfe ich an und trete ein. Die Leute erschrecken,

weil kein Licht brannte, und die junge Frau kann in der Eile gar nicht mit dem Zünden fertig werden. Sie entschuldigte sich.

Eilen Sie doch nicht, Frau Walter, sag' ich; ich kann's auch im Dunkeln abthun. Damit stoße ich mit dem Fuße gegen die Wiege des kleinen Mädchens, und das war mir gerade Recht; denn ich hatte einen Kronenthaler aus der Westentasche geholt und ließ ihn ganz unbemerkt unter die Decke der Wiege gelangen.

Zu Conrad sage ich: Komm' Er morgen zu uns, wir haben allerlei Schuhwerk nöthig: ich ein Paar Bändelschuhe, wie ich sie trage; meine Frau ein Paar Zeugstiefelchen; Julchen auch ein Paar ditto und Fritz Stiefel.

Zu welcher Stunde, Herr Löwenwirth, wünschen Sie, daß ich komme? fragte Conrad mit einer Stimme, die es im Tone ausdrückte, wie freudig seine Seele über die neue Kundschaft war.

Um acht, denke ich, war meine Antwort.

Während dieses kurzen Gespräches war es der Frau gelungen, das Licht zu zünden. Ich sah mich in der Stube um. Ueberall Ordnung und Reinlichkeit. Der Kinder Kleidchen sauber zusammengelegt. Das freute mich ungemein.

Aber, hob' ich an, weil ich ihm gerne heute noch Arbeit geben wollte, was hindert's, daß Er mir anmesse, Meister Walter? — Er kann dann vielleicht heute noch dran arbeiten?

Er sprang auf. Gewiß! sagte er. Sie haben sehr Recht. Es fehlt mir doch an Beschäftigung. Das Maß war bald genommen, und ich ging schnell. Denn das kleine Mädel war unruhig, und, hob es die Mutter auf, so mußte sie den Kronenthaler finden. Das wäre mir unbehaglich gewesen. Kann das Bedanken nicht leiden und komme dabei immer in Verlegenheit!

Also sag' ich, gute Nacht! und mache mich so schnell aus dem Staube als möglich; komme heim und finde da eine un-

gewöhnliche Thätigkeit. Vor dem Hauſe hält ein prächtiger Reiſewagen, und der Kutſcher parlirt franzöſiſch, und das Maul geht ihm, wie ein luſtig Mühlrad. Das Franzöſiſch hatten wir in Deutſchland alle gelernt, beſonders wir, im Königreich Weſtphalen, nur hatten uns Schule und Schulmeiſter niemals gefallen. — Ich eile herbei und bringe ſchnell die Sache in Ordnung, gehe hinein, lege mein Frieswammes ab und einen Rock an und gehe, die Herren zu begrüßen. Das war ein kurios Pärlein: ein Obriſt und ein Bauer mit einem Stelzfuß und Schmarre über das Geſicht, und Beide ſo vertraut mit einander, als hätten ſie die Vogelneſter mit einander geſucht. Warum auch nicht? Gott theilt's verſchieden aus. Ich fange an, franzöſiſch zu parliren, ſo gut ich kann.

Heda! ruft der Bauer auf gut, breitmaulig Elſäßiſch-deutſch aus; thuet Euch kein Herzeleid an, Herr Wirth. Redet, wie Euch der Schnabel gewachſen iſt. Ich weiß ſchon, die wälſch' Sprach' iſt Eure Liebhaberei nicht, von anno 11 her. Dabei lachte er über die Maßen, weil er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Setzet Euch ein Biſſel und laſſet die Weibsleute drunten handiren, ſie werden ſchon für uns ſorgen. Er drückte mich auf einen Stuhl nieder und ſetzte ſich zu mir. Der Obriſt war in ſeltſamer Aufregung und ging ſchweigend auf und nieder.

He, rief der Stelzfuß, denkt Ihr auch noch an den 31. Oktober 1813? Meiner Seel', den vergeſſe ich nicht! ſage ich.

Ich auch nicht, ſagte der Stelzfuß, der viel guten Humor hatte und eine ehrliche Haut zu ſeyn ſchien; dann, fuhr er fort, da iſt mein Fuß flöten gegangen. So ein vermaledeiter Koſacke gikte mich mit der Lanze in die Wade, daß er mußte abgenommen werden und begraben in churheſſiſcher Erde.

Und das geſchah hier?

Freilich. Ich war damals Beschützer einer jungen Frau mit einem Kinde, wurde aber dahinten in der Gasse, an der Thüre eines alten, spitzgiebeligen, vorn überhangenden Hauses von ihr getrennt und fortgestoßen. Gott weiß, was aus der Armen wurde!

War's Eure Frau? fragte ich.

Nein, sagte er; es war die Frau meines braven Sergeanten Morin!

Nun, wenn's Euch interessirt, kann ich Euch sagen, wie es mit der Frau ging, sagte ich; denn ich weiß es genau!

Der Obrist, der immer schneller auf und nieder gegangen war, blieb plötzlich vor mir stehen. Dann setzte er sich und starrte mich an.

O ich bitt' Euch, erzählt mir's doch! sagte der Elsäßer, und ich that's ausführlich. Als ich des Todes der jungen Frau erwähnte, stieß der Obrist einen tiefen Seufzer aus, bedeckte mit beiden Händen seine Augen, indem er sich vorneigte und die Ellenbogen auf die Kniee stützte. Seine Thränen träufelten zur Erde.

Es entstand eine Pause, und ich blickte mit gesteigerter Theilnahme auf den Obristen.

Der Stelzfuß berührte meine Hand, deutete mit geneigtem Kopfe auf den Obristen und schüttelte ihn dann. Ich verstand den Wink, der mir sagen sollte, ich solle keine Notiz von diesen Aeußerungen des Gefühls nehmen.

Wie steht's mit dem Kinde? fragte er weiter.

Es kam unverletzt davon, fuhr ich fort. Die arme Schusterfamilie, welche die leidende Frau mit aufopfernder Liebe aufgenommen hatte, behielt das Kind als das ihrige und erzog es in Liebe und Gottesfurcht. Es ist ein musterhaftes Mädchen geworden, ein Mädchen von blühender Schönheit. Sie heirathete

den braven Sohn des Hauses und lebt noch als Mutter zweier herzlieber Kinder. Vor einer Viertelstunde war ich noch in ihrem Hause, um mir Schuhe zu bestellen; denn die Familie ist arm.

Arm? rief da der Obrist und sprang auf. Führet mich zu ihr augenblicklich!

O ich bitte, mein Obrist, sagte sanft der Stelzfuß. Ihr habt so lange geduldet, nun nur noch kurze Zeit. Morgen werdet Ihr sie sehen und ihr die schönste Christbescheerung bringen — den Vater!

Der Obrist folgte blindlings dem Stelzfuße. Er setzte sich wieder, und nun enthüllte mir der Stelzfuß das Geheimniß.

Ich konnte meine Freude kaum bewältigen, aber auch kaum die Fragen alle beantworten, die nun auf mich einstürmten. Ich kannte Walters Lage, seine Schulden, genau und erzählte auch wörtlich die Unterredung zwischen den Ehegatten, die ich belauscht hatte.

Der Obrist war ungemein erschüttert. Freude, Schmerz, Verlangen, sein Kind an sein Herz zu drücken, rissen ihn abwechselnd zu den entsprechenden Aeußerungen hin.

Da ich nun eingeweiht war, besprachen wir genau die Weise, wie verfahren werden müsse. Ich wollte am andern Morgen zu Walters gehen und sie vorbereiten. Am Abend noch wurden die Gläubiger zusammenberufen und Walters Schulden alle bezahlt. Darauf wurde der Obrist ruhiger und gab meinen Vorschlägen seinen Beifall.

---

## 3.

Ich hatte durch mein Kommen am Abend große Freude in das Haus des armen Schusters gebracht durch die Bestellung

der Arbeit. Als ſie aber den Kronenthaler in der Wiege fanden, waren ſie überraſcht und kamen auf die Vermuthung, ich habe ihre Unterredung belauſcht.

Als ich am andern Morgen wieder hereintrat, war die Frau verlegen. Sie ſagte mir gleich, was ſie gefunden habe, und ich mußte es eben geſtehen, daß ich ſie belauſcht hätte, und ſie bitten, die Chriſtfreude für ihre Kinder mir nicht zu rauben. So beſchwichtigte ich ſie und fing dann mit ihr und Conrad ein zutraulich Geſpräch über die Ereigniſſe des 31. Oktobers 1813 an und kam dann auf Umwegen zu der Frage, ob ſie ſich denn gar nicht mehr früherer Umſtände entſinnen könne? Leider waren ihr keine beſtimmte Dinge erinnerlich, was bei den wechſelnden Ereigniſſen des Lebens ihrer Eltern anders kaum möglich war. Nur ihres Vaters glaubte ſie ſich entſinnen zu können und ſchilderte ihn. Ganz betroffen war ich, daß dieſe Schilderung in allen Stücken auf den Obriſten paßte. Sie merkte meine Betroffenheit, ſah mich mit großen Augen an, ſchwieg einige Augenblicke und rief dann plötzlich: Herr Löwenwirth, Ihr frühes Kommen hat einen Grund! Man forſcht nach mir? Iſt es ſo? O reden Sie!

Es iſt ſo, ſagte ich lächelnd. Habt Ihr, gute Leute, denn gar nichts, was auf frühere Zeiten zurückweist?

Doch, doch! rief die junge Frau, deren Wangen die Aufregung höher färbte. Ich beſitze noch die Kleidung meiner Mutter und meine eigene aus der Zeit, da uns Conrads Eltern retteten.

Wollten Sie mir die anvertrauen? fragte ich. Ich würde ſie nach Straßburg ſchicken, wo ein Herr Morin nach Ihnen fragt.

Morin! Morin! wiederholte die junge Frau; es ſteht im

Hemdchen, das ich damals trug, ein doppeltes M. und in dem meiner Mutter das Zeichen: E. L.

Sie eilte hinweg, brachte mir ein Päckchen, worin Alles lag. Ich nahm's an mich und ging mit dem Versprechen, bald Nachricht zu bringen.

Ich bin niemals schneller durch die Gassen geschritten, als damals. Der Obrist und sein Stelzfuß erwarteten mich sehnsüchtig. Als ich eintrat, lief der Obrist auf mich zu. Was bringt Ihr? fragte er stürmisch.

Vorerst erlauben Sie mir einige Fragen, begann ich. Wie hieß Ihre selige Gattin?

Elise Leipoldt, sagte er.

Richtig! fuhr ich fort. Werden Sie sich der Kleidung, welche Ihre Gattin an jenem Unglückstage trug, und der Ihres Kindes erinnern, welche dieß an dem Tage Ihres Verlustes trug? Entsinnen Sie sich einmal!

Er sann eine Weile nach; dann beschrieb er sie. Der Stelzfuß nickte mit dem Kopfe. Es ist richtig, sagte er bestätigend.

Ich öffnete den Pack und legte sie auf den Tisch.

Der Obrist starrte sie eine Weile an, bis Thränen seine Blicke verdunkelten. Dann warf er sich darüber hin und drückte sie wie heilige Reliquien an sich.

Sie sind's! rief er dann. Jetzt erst wird mir die Erinnerung klar. Auch der Stelzfuß war überzeugt.

An ein Halten war nun nicht mehr zu denken. Ich mußte sie zu dem Hause Walters führen.

Als die junge Frau den Obristen sah, wurde sie bleich und zitterte. O mein Gott, rief sie dann aus, mein Vater, ja mein Vater, ich erkenne ihn!

Der Obriſt öffnete ſeine Arme, und Vater und Tochter hielten ſich lange, lange verſchlungen; aber Beide weinten.

Sie iſt ihrer Mutter Spiegelbild! ſagte, ſeine Thränen abwiſchend, der Stelzfuß. Es iſt kein Zweifel.

Ich war der Zeuge eines Auftritts, der mich tief ergriffen hatte," ſagte der Löwenwirthsvetter.

„Conrad ſtand ſtille weinend im Hintergrunde, bis der Obriſt fragte: Wo iſt Dein Mann und Deine Kinder?

Grethchen führte ſie ihm zu, und nicht weniger innig drückte er ſie an ſein Herz. Der alte Mann war zu tief ergriffen, daß er ſich ſetzen mußte; aber Grethchen durfte nicht von ihm weichen, und ſie hielt des Gatten Hand und die Kinder in ihrem Schooß. Man hätte das malen können, ſagte mein Vetter, ſo ſchön, ſo rührend ſchön war die Gruppe.

Nun, ſagte ich, iſt das Troſtwort von geſtern Abend erfüllt, lieber Walter. Der Herr hat Euch einen Vater und Großvater beſcheert!

Ja, ſagte der Obriſt, ich kenne die ſchöne, deutſche Sitte. Grethchen, theures Kind, ſorge für den Chriſtbaum. Sie, Herr Wirth, laſſen ein Nachteſſen hierher bringen, ein Bett mir unter dieſem Dache bereiten. Ehe das aber geſchieht, haben wir zweie einen Gang zu machen. Grethchen verſtand ihn. Sie eilte, ein Tuch anzulegen, und an ihres Vaters Arm ging ſie zum Grabe der Mutter.

Sie kamen erſt ſpät zurück. Ihre Augen verriethen, was dort vorgegangen war, an der Ruheſtätte der Gattin und Mutter.

Am Abend war Beſcheerung unter dem Baume, den ich beſorgt hatte. Drunter lagen die Quittungen der Schulden Conrads und reiche Geſchenke, die der Obriſt am Abende noch angekauft hatte. Es war ein ſchöner, ſeliger Weihnachtsabend und

Beim Chriſtbäumlein.

überall fröhliche, selige Kinder; aber das glücklichste Kind war Grethchen, der der Herr den lieben Vater beschеert hatte.

Ich will's nun kurz machen, Wilhelm," sagte der Löwenwirthsvetter. „Der Obrist blieb mit dem ehrlichen Stelzfuß vierzehn Tage da. Sein Urlaub war zu Ende. Grethchen und ihre Kinder mußten ihn begleiten. Conrad mußte das Haus während dieser Zeit herstellen lassen, nicht verändern. Es sollte ein Heiligthum seyn; aber innerlich ließ es der Obrist sehr wohnlich und behaglich herrichten. Er nahm seinen Abschied bis zum Herbste hin und kehrte dann mit seiner Tochter und seinen Enkeln hierher zurück. Conrad mußte sein Handwerk aufgeben, blieb aber, wie seine Frau, in schlichtem bürgerlichem Wesen, läßt seine Weinberge bauen und erzieht seine Kinder gottesfürchtig. Der alte Oberst aber ist sehr glücklich, sehr zufrieden in seiner Ruhe nach so starken Strapatzen und Leiden. Mir ist er ein lieber Freund geworden, und Morgen Abend wirst Du ihn hier sehen und seinen Schwiegersohn, den er liebt und achtet.

Damit schloß der Löwenwirthsvetter seine Geschichte. Ich lernte den Obristen kennen und wurde von ihm eingeladen, ihn mit dem Vetter zu besuchen, und that da einen Blick in ein beneidenswerth schönes und glückliches Familienleben.

# Drei Skizzen aus der Natur- und Culturgeschichte.

Von

A. W. Grube.

## 1. Das Gummi elasticum in der neuesten Zeit.

Noch vor fünfzig Jahren war die Anwendung dieses Pflanzenstoffes fast nur auf die Schulen beschränkt, kleinen und großen Schülern war das elastische Gummi unschätzbar, um unliebsame Bleistiftstriche wegzuwischen, weßwegen es auch die Engländer India-rubber nennen. Nebenbei trugen die elastischen Gummibälle nicht wenig zur Belustigung der ballspielenden Jugend bei, die sich vom Zwange der Schulstunden im Freien erholte. Die Franzosen haben den indischen Namen Caoutschouc beibehalten, welches auch in Deutschland mehr und mehr in Aufnahme kommt. Gewisse Pflanzensäfte haben die Eigenschaft, an der Luft zu einem elastischen Stoff zu gerinnen; schon unsere Wolfsmilch- und Mohnarten geben einen dicklichen Saft, der Aehnlichkeit mit jener Pflanzenmilch hat, die von der tropischen Sonne in so großer Menge bereitet wird. Ficus elastica (der Gummi-Feigenbaum) in Ostindien und auf den Sundainseln, die Siphonia elastica in Brasilien und Mittelamerika, die Urceola elastica, eine riesige Schlingpflanze, von der man fünfzig bis sechzig Pfund Saft alljährlich abzapfen kann, die Vahea gummifera in Madagaskar, der Kuhbaum (Galactotendron) und der Hou-hya oder Milchbaum im tropischen Amerika, deren Saft wie Milch auch von den Eingebornen getrunken wird —

ſie bilden alle reichlich fließende Quellen für die Gewinnung des elaſtiſchen Gummi. Die merkwürdigen Eigenſchaften dieſes Stoffes wurden erſt 1735 in Europa bekannt durch Condamine, der eine Denkſchrift darüber veröffentlichte. Die Hauptbeſtandtheile ſind Kohlenſtoff und Waſſerſtoff; der flüſſige Saft wird durch Maſchinen gereinigt, um den Staub zu entfernen. Durch Vulkaniſirung verhindert man das Steifwerden. In dieſer Hinſicht hat ſich der Nordamerikaner Goodycur große Verdienſte erworben. Er ſättigte den Caoutschouc mit Schwefel, theils trocken unter der Preſſe, theils durch Auflöſung, und ſtellte die Maſſe dann in einen ſogenannten „Vulkan", d. h. in eine Hitze von etwa 120 Grad Fahrenheit.

Seitdem iſt die Anwendung in kurzer Zeit ganz außerordentlich vervielfacht worden. Schon in der Londoner Weltausſtellung gab es Badewannen, Ventile, Büchereinbände, Kiſſen und Matratzen, Schwimmgürtel, Beſchläge von Wagenrädern, Billardbande, Gasröhren, Thürfedern, Bogenſehnen, Eiſenbahnbuffer, Papier, Landkarten und Tapeten, Tiſchdecken, Filzteppiche, Rettungsboote, Schwimmbrücken (Pontons), Puppenköpfe — aus Gummi elaſticum. Derſelbe Amerikaner hat durch Zuſatz von Magneſia eine Methode gewonnen, dem Caoutschouc größere Härtegrade mitzutheilen, und ſo liefert es beſonders brauchbare Knöpfe, Meſſergriffe und Aehnliches.

In der Pariſer Weltinduſtrie-Ausſtellung lag ein Buch aus, das war auf Gummipapier gedruckt, in Gummi gebunden und enthielt die Geſchichte des Gummi. Auch ein Schuh war ausgeſtellt, mit ganz feinen Löchern durchbohrt, welche wohl die Ausdünſtung des Fußes hindurch-, aber kein Waſſer einlaſſen; ſo ſuchte man die nachtheilige Eigenſchaft des Erhitzens der Füße zu beſeitigen. Ferner waren da Röcke, Hoſen, Weſten, Hoſenträger, Strumpfbänder, waſſerdichte Tapeten, zum Theil

mit farbigem Sand beworfen zur Bekleidung der Außenwände; Landkarten, Zelte, Pontons, Rettungsboote, Schwimmgürtel, Taucherwerkzeug und Anzüge, Ringe, um Wagen in das Gestell zu hängen (anstatt der Sprungfedern), Bilderrahmen, Möbel (sehr dauerhaft und mit Furnieren versehen), Sattelgestelle, Büchereinbände, Hähne für Fässer, Knöpfe, Wasserkannen, Gewehrkolben, Säbelscheiden, Patrontaschen, Spuhlen und ähnliche Maschinentheile, Weber- und Toilettenkämme, Blankscheits und Stäbe für Schnürleiber, Sonnen- und Regenschirme, Spazierstöcke, Brillengestelle (sehr zart und haltbar), Griffe von Messern und Werkzeugen aller Art, Lineale für Reißzeuge, Hautreliefs mit und ohne Vergoldung, Schmucksachen, Präsentirteller, Kästchen aller Art, selbst rother Sammet mit goldenen Schnüren zu Vorhängen — von Gummi.

Man macht jetzt sogar die Hufbeschläge der Pferde von Gummi, und im Großen benützt man den merkwürdigen Stoff zur Belegung der Schiffe anstatt des Kupferblechs, vor welchem das Gummi das voraus hat, daß es elastischer ist und doch nicht oxydirt. So arbeitet das **Caoutschouc** mit der **Gutta percha** (einem noch neueren, erst 1843 aus Ostindien nach Europa gebrachten Stoffe, der gleichfalls ein Pflanzenmilchsaft ist) um die Wette, dem Menschen der Neuzeit dienstbar zu werden. Die Gutta percha ist außerordentlich zäh, aber gar nicht elastisch, erhält aber diese Eigenschaft durch einen Zusatz von Kautschuk.

Selbst die Wilden wissen die hart gewordenen Pflanzensäfte mannigfaltig zu verwenden. So fertigen die Kaffern aus dem Saft einer Euphorbie schwarze glänzende Perlen, und die Südamerikaner, namentlich die Karaiben, benützen das Kautschuk zu gleichen Zwecken, zu welchem auch die Araber das Harz anwenden, indem sie Ringe daraus machen, womit sie das Haupt umgeben.

## 2. Das Elfenbein bei den Alten.

Viel früher als der Elephant ſelber waren ſeine zwei Stoßzähne im Morgenlande wie in den Kulturländern des Abendlandes bekannt; nächſt dem Golde war das Elfenbein der bedeutendſte Handelsartikel und der werthvollſte Gegenſtand für die Kunſt. So heißt es im Propheten Ezechiel 27, 15. in der Rede gegen die berühmte Handelsſtadt Tyrus: „Du haſt allenthalben in den Inſeln gehandelt, die haben dir Elfenbein und Ebenholz verkauft.“ Für den Königsthron konnte man keine prächtigeren und koſtbareren Stoffe wählen als Gold und Elfenbein (vgl. 1 Kön. 10, 18.), aber auch die Säle und Prunkgemächer waren geziert mit dem reinen weißen Elfenbein. Pſalm 45, 9. heißt es: „Deine Kleider ſind eitel Myrrhen, Aloe's und Kezia, wenn du aus dem elfenbeinernen Palaſte daher trittſt in deiner ſchönen Pracht,“ und bei Homer (Odyſſ. IV. 73.) ſpricht Telemachos zu ſeinem Wirth Menelaos:

„Schaue doch, Neſtors Sohn, Du meiner Seele Geliebter,
Schaue das Erz ringsum, wie es glänzt in der hallenden Wohnung,
Auch das Gold und Elektron, das Elfenbein und das Silber!
Alſo glänzt wohl Zeus dem Olympier drinnen der Vorhof!“

Bekanntlich wählte Phidias zu ſeiner herrlichſten Statue des olympiſchen Zeus nicht Marmor, ſondern Elfeinbein und Gold; deßgleichen wurde die große Bildſäule der Pallas Athene aus denſelben Stoffen gefertigt. Aber man ging weiter und verfertigte auch die Gefäße zum Tempeldienſt, dann im Haushalt der Könige und Großen aus Elfenbein, und die Tyrier, welche den beliebten Stoff aus erſter Hand bezogen, trieben den Luxus ſo weit, daß ſie die Ruderbänke ihrer Schiffe aus Buxbaum mit eingelegtem Elfenbein machten. Seit Salomo, durch den im ganzen Volke große Kunſt- und Prachtliebe erzeugt wurde,

brauchten die Hebräer das Elfenbein zur Verzierung ihrer Möbeln, besonders der Divans, und der sittenstrenge Prophet Amos warf seinen der Verweichlichung zuneigenden Landsleuten auch das vor, „daß sie auf elfenbeinernen Lagern schliefen“ (Amos 6, 4.).

In welch' ausgedehntem Maaße die Assyrier das Elfenbein anwandten, erhellt aus dem Bericht des Engländers Layard über die Ausgrabungen von Ninive. Im Mittelpunkte des Palastes (von Nimrud) war eine große Halle, beinahe viereckig, mit Eingängen an den vier Seiten, die von riesigen menschenköpfigen Löwen und Stieren gebildet wurden. Südlich von dieser Halle war eine Menge von Zimmern, von denen eins in das andere führte. In einem dieser Zimmer wurden die schönsten Elfenbeinverzierungen entdeckt, die sich jetzt im brittischen Museum befinden. Diese interessanten Ueberreste hingen beim Bloßlegen so fest am Boden und waren in der Zersetzung so weit fortgeschritten, daß es die größte Mühe verursachte, sie auch nur in Stücken herauszubringen. Das Elfenbein sonderte sich in Blättern ab oder zerfiel zu Pulver. In Folge dessen ging manches werthvolle Stück verloren; die erhaltenen Stücke wurden aber durch ein sinnreiches Verfahren wiederhergestellt, indem man den gallertartigen Stoff wieder ersetzte und dadurch die einzelnen Theilchen so vereinigte, daß die Festigkeit des frischen Elfenbeins sich zeigte.

Die interessantesten von diesen Elfenbeinsachen waren zwei kleine Täfelchen, auf welchen zwei sitzende Gestalten geschnitten sind, die in der einen Hand das ägyptische Zepter oder Sinnbild der Macht halten. Zwischen den Figuren befindet sich eine Zierath mit hieroglyphischer Inschrift; auch Spuren von Vergoldung waren noch sichtbar. Auf einem der Basreliefs sieht man einen König abgebildet, dem seine Sklaven und Wagen folgen;

er ist eben abgestiegen, um eine Reihe von Gesandten zu empfangen, die ihren Tribut darbringen: Gefäße, Elephantenzähne und andere Kostbarkeiten. Aehnliche Bilder finden sich auch auf den Obelisken, ganz wie in Aegypten.

Das eigentliche Heimathland der Elephanten und des Elfenbeins war Indien, von wo es nach dem berühmten Handelsplatze Ophir gebracht ward, um dann durch die Phönizier in alle Lande übergeführt zu werden. Auch aus Afrika ward schon früh der kostbare Stoff bezogen, aber die wilden afrikanischen Horden brachten es nie zu jener kunstsinnigen Verarbeitung des Elfenbeins, wie die Asiaten, weil ihnen überhaupt die Bildung ein Fremdes blieb. Die östreichischen Missionäre hatten vor einigen Jahren zu den Bary-Negern eine Phisharmonika mitgebracht (zur Begleitung des gottesdienstlichen Gesanges). Staunend hörten die Eingebornen die Töne, dann näherten sie sich dem Instrument. Als sie das Elfenbein sahen, womit die Tasten bekleidet sind, fragten sie erstaunt, ob denn jeder Elephantenzahn, wenn er in das Land der Weißen gebracht würde, die Eigenschaft bekäme, so schön zu singen?

Bemerkenswerth ist, was Plinius über die Elephanten und das Elfenbein mittheilt. Er sagt unter Anderem (VIII, 4.): „Die Elephanten wissen's, daß die Beute, die man bei ihnen sucht, in ihren Waffen besteht." Juba nennt diese „Hörner", Herodot aber, welcher viel älter ist, und wir mit ihm „Zähne". Fällt ihnen durch Zufall oder Alters halber einer aus, so verscharren sie ihn. Das ist das eigentliche Elfenbein. Alles übrige (Bein), und selbst das, was an diesen Zähnen mit Fleisch bewachsen ist, ist nicht besser als schlechter Knochen, wiewohl man auch aus Mangel an Elfenbein angefangen hat, Knochen in Tafeln zu zerschneiden. Große Zähne sind, außer den Indischen, selten. Der in unserem Reiche herrschende Aufwand hat

die übrigen dahin genommen. Aus dem weißen Glanze der Zähne schließt man auf ihre Jugend, und die Elephanten bewahren sie mit größter Sorgfalt. Einen schonen sie zum Gewehr, daß er im Streit nicht stumpf sey, und der andere dient ihnen zur Arbeit, Wurzeln auszugraben und Lasten zu heben. Wenn sie von Jägern umringt werden, so stellen sie diejenigen voran, welche die kleinsten Zähne haben, damit es den Anschein gewinne, als sey der Streit nicht von Bedeutung. Ermüden sie aber, so beißen sie die Zähne in einem Baum fest, brechen sie ab und lösen sich durch diese zurückgelassene Beute." So die Meinungen der Alten.

---

## 3. Der Bernstein.

Der Name „Bernstein" soll von dem Worte „börnen" oder „bernen" herkommen, das so viel als „brennen" bedeutet; denn an die Flamme gehalten fängt er allerdings an zu brennen. Der wissenschaftliche Name ist succinum electricum; die Griechen nannten ihn electron, weil seine Eigenschaft, durch Reibung die Fähigkeit zu erhalten, leichte Körper anzuziehen und abzustoßen, schon den Alten auffiel und zur Entdeckung jener Kraft führte, die wir nun „Elektrizität" nennen. Unsere alten Vorfahren nannten den wunderbaren Körper „Glassum" oder „Gläsum", welches Wort vielleicht mit „Glas" zusammenhängt; die Franzosen nannten ihn anfangs ambre jaune (gelbe Ambra), weil diese wohlriechende zum Rauchen so vortrefflich geeignete Substanz mit der grauen Ambra, die vom Pottfisch kommt, wetteifern konnte, — jetzt nennen sie ihn gewöhnlich succin, die Engländer yellow mineral resin, gelbes Mineralharz.

In diesen Namen sind schon die Haupteigenschaften des

merkwürdigen „Steins“ zusammengedrängt, der kein Stein ist, einem Baumharz gleicht und doch nicht mehr bloßes Harz ist, zuweilen weißlich und trüb, zuweilen schön gelb und durchsichtig ist, wie Glas, aber mit dem Messer sich bröckeln und schaben läßt, wenn man ihn reibt, einen angenehmen Geruch und negative (der Glaselektrizität entgegengesetzte) Elektrizität entwickelt.

Bei 115 Grad Hitze wird der Bernstein weich, schmilzt aber erst bei 270 Grad; angezündet verbrennt er mit heller Flamme und angenehmem Geruch. Mit heißem Terpentinöl aufgelöst stellt er den geschätzten Bernsteinfirniß dar, der gegen Seife und Weingeist Stand hält. Unsere Chemiker wissen aber auch den Bernstein in zweierlei Harze zu zersetzen, und daß er nichts anders ist als ein verhärtetes zum Fossil gewordenes Harz, ist nun gewiß. Man fand in jüngeren Braunkohlenlagern Aststücke mit dem Gefüge des Nadelholzes, eingeschlossen in Bernstein, ferner Bernsteinbildungen zwischen Rinde und Holz an Nadelholzzapfen. Schon der römische Geschichtschreiber Tacitus bezeichnet den Stoff als ein Pflanzenharz. Lange hielt man ihn für das Harz einer einzigen vorweltlichen Fichtenart, die man pinus succinifer, bernsteintragende Fichte nannte; genauere Untersucher haben aber gezeigt, daß noch andere fichten- und cypressenartige Bäume der Vorwelt zur Erzeugung des Bernsteins beigetragen haben. Die Thiere, meist Insekten, welche im Bernstein eingeschlossen sind, haben viel Aehnlichkeit mit den jetzt lebenden Arten, woraus man schließt, daß das Alter des Bernsteins nicht sehr hoch sey. Manche Mücke oder Fliege ist mit ihren Flügeln so schön ausgespannt, als wäre sie noch im Fliegen begriffen; das flüssig herabtröpfelnde Harz muß sie also plötzlich überrascht haben.

Professor Göppert in Breslau, der schon das Holz auf künstliche Weise in Braunkohle zu verwandeln wußte, hat neuerdings auch den Versuch gemacht, den Bernstein künstlich herzu-

ſtellen. Er hielt Fichtenharz nebſt Fichtenzweigen drei Monate lang im warmen Waſſer von ſechzig bis achtzig Grad. Das Harz roch dann nicht mehr terpentinartig, ſondern angenehm balſamiſch, ähnlich dem Bernſtein; aber es ließ ſich noch in Spiritus auflöſen, was der Bernſtein nicht thut. Ein anderes Harz, der venetianiſche Terpentin mit Zweigen des Lerchenbaums ein ganzes Jahr lang fortwährend unter warmem Waſſer gehalten, zeigt ſchon mehr Widerſtand gegen die Auflöſung durch Alkohol, kam alſo dem Bernſtein noch näher.

Man hat Bernſteinſtücke in den Braunkohlenlagern Grönlands, in Frankreich, den Niederlanden, auf Sicilien, in Hinterindien, — in den verſchiedenſten Punkten der Erdoberfläche gefunden; bei Hermsdorf im Rieſengebirge 1250 Fuß, bei Tannhauſen 1350 Fuß über dem Meere; am ausgiebigſten und häufigſten ward aber ſchon ſeit vielen Jahrhunderten das koſtbare Foſſil am Oſtſeeſtrande geſammelt. Dort liegt der Bernſtein meiſt in kleinen Körnern im lockern Sande, wird durch die Meereswogen aufgewühlt und mit Seetang an's Ufer geworfen. Bei ruhigem Wetter ſieht man die hellen Stücklein auch am Meerboden liegen, fährt auf Booten in die See, bricht mit ſpitzen Stangen ſie los und zieht ſie mit Netzen heraus. Aber auch weiter im Innern des Landes gräbt man nach Bernſtein und gewinnt ihn auf völlig bergmänniſche Weiſe durch Schachte und Stollen.

Im Jahre 1803 wurde auf dem Gute Schlappachen zwiſchen Gumbinnen und Inſterburg ein großes ſchönes Stück gefunden von vierzehn Zoll Länge, acht Zoll Breite und ſechs Zoll Dicke (auf einer Seite), im Gewicht vierzehn Pfund ſchwer und im Werth zehntauſend Thaler. Es befindet ſich zu Berlin in der königlichen Mineralienſammlung. Ein ſolcher Fund iſt aber auch eine große Seltenheit, und man nennt „großen Bernſtein"

schon Stücke von acht Loth, im Werthe von fünfzig Thalern. Die allerkleinsten Stückchen, die nicht mehr verarbeitet werden können, werden zum Firniß und zum Räucherpulver benützt und heißen „kleine Waare“; die größeren, festen und reinen Stücke von dem Umfange einer Haselnuß an sind „Sortiments- oder Arbeitssteine“ und werden von den Bernsteindrehern auf vielfache Weise verarbeitet, und namentlich wird in Paris viel Bernstein geschliffen. Nach Konstantinopel werden vorzugsweise die bekannten Pfeifenspitzen abgesetzt; die kugelrunden und länglichrunden Bernsteinperlen gehen nach Aegypten, die großen platten ziemlich unförmlichen Korallen nach Indien. Eine Menge Bernstein wird aber auch zum Räuchern im ganzen Orient verbraucht; Chinesen, Japaner und Perser ziehen den Duft des Bernsteins allen andern Wohlgerüchen vor, und bei Gottesdiensten wie bei feierlichen Gastmählern und Festen darf die Bernsteinräucherung nicht fehlen. Wie bei den alten Juden dem Gaste vor und nach der Mahlzeit Haar und Bart mit Weihrauch und anderen Spezereien eingeräuchert wurde, so wird noch jetzt im Orient dem Fremden zuerst mit Bernsteinpulver geräuchert als Zeichen der Ehrerbietung, aber auch zum Genuß einer reineren Atmosphäre; denn im heißen Morgenlande ist die Ausdünstung des Körpers viel stärker als in unserem kühleren Abendlande.

Der Bernstein bildete zuerst das Band, das die rauhen unwirthlichen Küsten des deutschen Nordens an die sonnigen Küsten des Mittelmeers knüpfte, unseren deutschen Vorfahren den Blick öffnete auf die Kulturländer der alten Welt. Phönizische und griechische Kaufleute schifften nach den „Bernsteinküsten“ und brachten heimkehrend ihren Landsleuten Kunde von den mitternächtigen Menschen, von denen sie nicht ahnten, daß sie die Erben seyn würden der gesammten Bildung des Alterthums.

Daß sie das Elektron dem Golde gleich setzten, erhellt schon aus der oben angeführten Stelle Homers, und den Ursprung des räthselhaften Naturproduktes konnten sie sich nicht besser erklären als durch die Sage von Phaëthon, der, als er auf seiner verwegenen Fahrt vom Sonnenwagen herabgestürzt, durch Zeus Blitz in den Eridanus geschleudert war, von seinen am Ufer stehenden Schwestern so lange beweint wurde, bis die mitleidigen Götter diese in Erlen und Pappeln, nach Andern in Lerchenbäume verwandelten. Aber als Bäume weinten sie noch ein Harz, das mit der Zeit zum Bernstein verhärtete.

Auch unsere germanischen Altvordern schätzten den Bernstein hoch und machten allerlei Schmucksachen daraus, die wir häufig noch in den Grabhügeln antreffen, welche sich an der Ostsee hinziehen. Und noch heute gehört in Westphalen zum Schmuck einer Braut als nothwendiges Erforderniß eine Halsschnur aus Bernstein, die als Inventarium auf dem Hofe verbleibt.

---

# Der reiche Mann und das Nadelöhr.

Erzählung

von

**Gustav Nieritz.**

---

Wenn Herr Daniel Zeddel in seinem blauen Ueberrock vom feinsten Tuche, den theuern Biberhut auf dem Haupte und das dicke, spanische Rohr mit dem goldenen Knopfe in der Hand,

durch die Gassen und Straßen der Hauptstadt wandelte, so blickten gar viele Leute mit neidischen Augen ihm nach, schüttelten die Köpfe und sprachen gegen einander: „Das ist ein reicher, ein glücklicher Mann! Sein eigener Herr zu seyn, nicht arbeiten zu dürfen und bloß für sich und sein Vergnügen zu sorgen brauchen! Dem hat's unser Herrgott im Schlafe gegeben!"

Lag Herr Zeddel, angethan mit dem bequemen Hausrock von purpurnem Sammet und dem goldgestickten Sammetmützchen, schon am Morgen in dem Fenster seines schönen großen Hauses und rauchte aus der Pfeife mit dem langen Weichselrohr und dem silberbeschlagenen Meerschaumkopf echten Kanaster der theuersten Sorte, so lugten mißgünstige Blicke verstohlen hinauf zu dem glücklichen Manne und wiederum hieß es: „Wohl dem, der schon zum frühen Morgen sprechen darf: „Guten Morgen, Feierabend!"

Schritt Zeddels Diener mit einer großen Silberplatte voll aufgebrochener Austern oder mit einer Torte oder mit einem schweren Korbe voll verpichter Weinflaschen über die Straße und in seines Herrn Haus, so wischten sich die Leute den lüsternen Mund, seufzten und sprachen: „Da, wer es auch so gut haben könnte wie Herr Zeddel!" Aber dem glücklich gepriesenen Herrn Zeddel sah man das Glück eben nicht im Gesichte an. Dasselbe war von einer bleichgelben Lederfarbe, von Falten durchfurcht und von einem verdrießlichen, ja leidenden Aussehen. Gewöhnlich schlich er, gesenkten Hauptes und den finstern Blick zu Boden geheftet, dahin, ohne groß auf das zu achten, was um ihn vorging. Dabei bestand seine Beschäftigung darin, daß er mit seinem Stock die kleinen Steine, Holz- und Papierstücke und was sonst auf seinem Wege lag, bei Seite schlug oder forträumte.

Daheim ging's nicht besser. Dort freute sich Herr Zeddel

nicht mehr über die Reihe seiner glänzenden Zimmer und deren reicher Ausstattung an kostbarem Geräthe, an hohen Spiegeln, bunten Tapeten, blitzenden Kronleuchtern, seidenen Behängen, prachtvollen Gemälden, theuren Teppichen und anderen Zierden vornehmer Wohnungen. Er zankte nicht wenig, wenn der Kaffee nach einer falschen Bohne schmeckte, der Zwieback weniger scharf gebacken war, das Mittagsessen zu heiß oder zu lau aufgetragen wurde, die Tabakspfeife zu fest oder zu locker gestopft worden war. Die theuersten und seltensten Gerichte, welche sein Koch ihm bereitete, genaß er fast eben so unempfindlich wie der Vogel Strauß Kieselsteine, Glasstücke und Sägespäne verschluckt. Der Genuß des kostbarsten Weins erfreute ihn lange nicht so sehr, als den armen Holzspalter ein Glas einfachen Bieres. Obgleich Zeddels Bett aus den weichsten Eiderdunen bestand, so war dennoch sein Schlaf weder fest noch lange andauernd.

„Wenn nur unser Herr einmal von irgend einer Noth heimgesucht würde!“ sprachen Zeddels Dienstleute oft zu einander, „dann würde er eher erkenntlich gegen das Gute werden, das ihm unser Herrgott, ohne sein Verdienst, bescheert hat.“

Eines Morgens schaute Herr Zeddel aus dem Fenster seines Schlafzimmers auf die Straße hinab und rauchte seine Morgenpfeife. Es war nahe zur Winterszeit und daher ziemlich kalt. Da kam ein kleiner, ärmlich gekleideter Knabe daher, den die Schiefertafel unter dem Arme, ein Buch und ein Dreierbrödchen darauf als zur Schule wandernd erkennen ließen. Ein Dutzend Sperlinge saß in einer Reihe auf dem Mauerfimse, der das Haus des reichen Zeddel umgürtete und auf welchen dieser herabsah. Die Vögel, aufgeplustert in der Kälte und die Schnäbel in ihr warmes Federkleid gesenkt, schauten wie Herr Zeddel, nur mit ganz anderen Empfindungen, unverwandt hinab, um irgend ein Brosamlein für ihre hungernden Mägen zu erspähen.

Als drei der Spatzen ſich jetzt herniederließen, um ein Klümpchen Pferdedünger zu durchſuchen, und ſich dabei lebhaft um ein entdecktes Haferkörnlein ſtritten, blieb der Knabe ſtehen, zog ſein Brödchen unter dem linken Arme hervor, brach es an und freute ſich innig, als die Spatzen mit noch weit größerer Gier ſich um das hingeworfene Krümchen Brodes zankten, mit welchem der Sieger endlich davon flog. Darauf fiel noch ein zweites und drittes Broſamlein, und nun ſchwirrte die geſammte Spatzengeſellſchaft hernieder, um ihren Antheil von dem Brödchen zu empfangen.

„Einfältiger Junge!“ ſprach Zeddel vor ſich hin; „haben Deine Eltern Dir das Brödchen nur deshalb dargereicht, damit Du es an nichtsnutzige Spatzen vertheileſt? Die Brödchen ſind ohnehin jetzt klein genug und von der dünnen Rinde, die Dir überbleibt, kannſt Du unmöglich ſatt werden. Aber ſo iſt das arme Volk! Es denkt nie an die Zukunft, ſondern gibt ſich leichtſinnig dem Eindruck des Augenblicks hin.“ Der Knabe, welcher in der That die ganze Krume ſeines Brödchens vertheilt hatte, ſah nichts deſto weniger recht fröhlich auf die Spatzen hernieder, welche, nachdem die nährende Quelle zu fließen aufgehört hatte, auf ihren vorigen Platz zurückflogen und ihrem kleinen Wohlthäter ein munteres Dankgezwitſcher nachſendeten.

Dieſer unbedeutende Vorfall hatte jedoch zur Folge, daß Herr Zeddel am nächſten Morgen ein Stück Brod ſich reichen ließ und ſolches auf dem breiten Fenſterſtocke ſeines Schlafzimmers zerkrümelte. Bald hatte er die Genugthuung, zu ſehen, wie ein Schwarm hungeriger Spatzen ſich herbeifand und unter lautem Geplauder und Zanken die Brodkrümel aufpickte. Später ſtellten ſich auch einige Tauben ein und endlich gar eine Krähe, welche, ihre Menſchenſcheu überwindend, von der nächſten

Hausspitze herniederschwebte und sich unter die Esser mischte, die, dem fremden, schwarzen Patron die Nachlese gönnend, scheu vor ihm entflohen. Von nun an fütterte Herr Zeddel regelmäßig ein immer zahlreicher sich einfindendes Heer von Spatzen, Goldammern, Tauben und Krähen. Dem Schmause dieser gefiederten Almosenempfänger zuzusehen, gewährte dem reichen Müssiggänger die erste Zerstreuung, ja selbst ein stilles Wohlbehagen. Daher blickte Zeddel jetzt mit etwas günstigeren Augen auf den Veranlasser jenes kleinen Vergnügens, auf jenen armen Schulknaben, nieder, welcher zur bestimmten Zeit seinen Weg zur Schule vorbeinahm und nicht mehr nöthig hatte, sein Brödchen mit hungerigen Spatzen zu theilen.

Als Zeddel nach einiger Zeit durch die Straßen ging, erkannte er den Schulknaben wieder, welcher nebst seinem Vater, einem Holzmacher, rüstig die Säge bewegte und ein großes Holztheil nach dem andern zerschneiden half, während seine Mutter das bereits zerkleinte Brennholz in einen Korb packte und in das Haus trug. Ein kleines Mädchen von etwa neun Monaten saß in einem andern, umgelegten Tragkorbe und spielte mit ihrem leeren Milchtöpfchen und einem blechernen Löffel, während die Mutter ihre Aufmerksamkeit zwischen ihr Holz und ihr Töchterchen theilte.

Ein innerer Drang, über dessen plötzliche Entstehung Herr Zeddel sich keine Rechenschaft geben konnte, bewog ihn, zu dem Kinde in dem Korbe zu treten, sich rasch zu ihm niederzubeugen und einen Silberthaler in das Töpfchen gleiten zu lassen, worauf er sich eilig entfernte, ohne daß seine That von dem in seine Arbeit vertieften Holzsägerpaare bemerkt worden war. Hinter einem in der Nähe haltenden Bauerwagen verborgen, wartete Zeddel das Weitere ab. Die Holzmacherin kehrte mit ihrem geleerten Korbe aus dem Hause zurück, und ihr erster Blick voll

mütterlicher Sorge fiel auf ihr Kind, welches das erfaßte Töpfchen ſchüttelte und den darin umherhüpfenden Silberthaler luſtig erklingen machte. Betroffen über dieſen Ton, unterſuchte die Frau des Töpfchens Inhalt und ſtieß hierbei einen lauten Schrei der Ueberraſchung aus.

„Mann!“ rief ſie, „biſt Du ſo reich, daß Du unſerer Käthe blanke Thaler zum Spielen reichen kannſt?“

„Es hat ſich was zu thalern!“ verſetzte der Holzmacher ärgerlich, „und wenn ich die Thaler ſcheffelweiſe beſäß', würde ich ſie zu allerletzt unſern Kindern zum Spiele überlaſſen.“

„So ſieh' nur her!“ erwiederte die Frau, indem ſie dem deshalb aufſchreienden Kinde den blanken Thaler wegnahm und ihn hoch emporhielt.

„Alle Wetter!“ rief der Mann, ſeine Säge loslaſſend und nach dem Thaler greifend. „Willſt Du mich zum Beſten haben, Frau? Geſtehe, woher haſt Du den Thaler?“

„In Käthe's Töpfchen lag er,“ antwortete die Frau, „und wie er dahinein gekommen iſt, will ich eben von Dir wiſſen.“

„Das muß mit Kräutern zugegangen ſeyn,“ ſprach der Holzmacher kopfſchüttelnd. „Wenn es noch Feen oder Zauberer gäbe, ſo dächte ich, daß eine ſolche oder ein ſolcher den Thaler heimlich in den Topf praktizirt hätte. Aber, leider Gottes, dieſe Zeiten ſind vorbei.“

„Der reiche Herr Zeddel wird's geweſen ſeyn,“ rief eine Obſthöckerin herüber, welche bei ihrem Kram jenſeits der Straße ſaß. „Ich ſah, wie er vor einer Minute bei dem Kinde ſtehen blieb und ſich zu ihm herniederbeugte.“

„Der reiche Zeddel?“ entgegnete die Holzmachersfrau verächtlich. „Der ſäh' darnach aus! Eher will ich Alles glauben als das. Er und einen Thaler verſchenken! Schon für einen

Silbergroſchen läßt er ſich zehn Löcher in's Schienbein bohren. Nicht wahr, Gotthelf?"

„Es müßte kurz vor ſeinem Ende ſeyn," antwortete der Mann, „wenn Zeddel freigebig geworden wäre."

Dieſe Reden überraſchten und ärgerten den lauſchenden Zeddel nicht wenig. Wie? hatte er nicht bisher ſeine reichen Beiträge richtig an die Armenbehörde gezahlt, keinem der für ihn Arbeitenden den verdienten Lohn vorenthalten oder gekürzt, Niemanden mit Härte behandelt oder von ſich gewieſen? Und dennoch ein ſolches liebloſes Urtheil über ihn zu fällen!

„Wartet, ihr Läſterzungen!" ſprach er erzürnt vor ſich hin, „wie will ich euch beſchämen und euch eure kränkenden Reden bereuen machen!"

Am andern Tage ſtanden an allen Straßenecken der Stadt zahlreiche Menſchenhaufen verſammelt und laſen mit gerechtem Erſtaunen einen mit großen Lettern gedruckten Maueranſchlag folgenden Inhalts:

„Ich habe mich entſchloſſen, tauſend Thaler unter die Armen zu vertheilen und zwar in der Weiſe, daß ohne ihr Verſchulden herabgekommene Familienväter und Handwerker durch ausreichende Geldmittel in den Stand geſetzt werden, ihre Handthierung wieder zu betreiben und ſich nebſt den ihrigen redlich zu ernähren. Dergleichen Perſonen wollen ſich während der drei nächſten Nachmittage, zwiſchen zwei und ſechs Uhr in meiner Wohnung mit den nöthigen ſchriftlichen Ausweiſen einfinden und ſich des Weiteren gewärtigen.

Daniel Zeddel."

Ein Uhr war's, und Herr Zeddel noch an der Mittagstafel, als ein mehr und mehr anwachſender Lärm von der Straße

herauf zu ſeinen Ohren drang. Es war ein Durcheinanderſummen vieler Menſchenſtimmen, von denen eine die andere an lauten Ausrufungen überbot. Aus dem Fenſter ſchauend, erblickte Zeddel mit Verwunderung vor ſeinem Hauſe eine dicht zuſammengedrängte Menſchenmaſſe, welche die ganze Straßenbreite einnahm und jedem Fuhrwerk den Durchweg verſperrte. So harren und drängen ſich die Leute vor dem Schauſpielhauſe, wann ein neues und ſehnlich erwartetes Stück gegeben werden ſoll!. Zeddel erſtarrte bei dieſem Anblick. Eine flüchtige Ueberſchätzung der harrenden Menge ſagte ihm, daß, wenn er die den Armen ausgeſetzte Geldſummen in einzelnen Thalern vertheilen wollte, noch lange nicht ein Jeder etwas erhalten dürfte. Eben ſo wenig reichte der Raum in Zeddels ganzem Hauſe aus, um ſämmtliche Bittſteller in ſich aufzunehmen. Daher gebot er ſeinen Leuten, nicht mehr wie fünfundzwanzig der Bedürftigſten einzulaſſen, die übrigen aber auf die folgenden Tage zu beſcheiden. Wiewohl nun dieſer Ausſpruch Zeddels mit lauter Stimme verkündigt wurde, ſo wich doch kein Menſch von der Stelle, vielmehr wuchs der Andrang mit jeder neuen Minute. Als nun endlich mit dem Glockenſchlag zwei die Hausthüre geöffnet wurde, ſo erhob ſich ein verzweifeltes Ringen um den Eintritt, welches bald in einen erbitterten Kampf ausartete. Die empfangene Weiſung gänzlich bei Seite ſetzend, drängte die hereinbrechende Menge den Thürhüter hinweg, und der Menſchenſtrom füllte immer dichter und unwiderſtehlicher des Hauſes Räume. Im Nu waren Hausflur, Treppen, Gänge und Vorzimmer voll keuchender und ſich ſtreitender Männergeſtalten, die mit hoch erhobenen Händen ihre Papiere vorwieſen und Herrn Zeddel zu ſprechen begehrten. Jeder von ihnen gab ſich für den Hülfsbedürftigſten und Würdigſten aus, welcher darum auch die gerechteſten Anſprüche auf die zu vertheilende Geldſumme habe.

Dergleichen Anmaßungen fanden andrerſeits lebhafte Widerſprüche, und dieſe wiederum riefen ein mehr und mehr überhandnehmendes Gezänk hervor, das mit Schimpfreden, ja ſelbſt mit Thätlichkeiten gewürzt wurde.

Zeddel, in ſeinem Zimmer eingeriegelt, war ein erſchrockener Ohrenzeuge dieſes Streits. Wie bitter bereute er jetzt ſeinen unglücklichen Einfall, der ihm den tobenden Haufen auf den Hals gezogen hatte! Durch ſeine Leute ließ er die Menge bedeuten, wie unter den obwaltenden Umſtänden an eine Geldvertheilung nicht zu denken ſey, und daher ein Jeder ſofort das Haus zu verlaſſen habe. Vergebliche Worte das! Selbſt die herbeigerufene Polizei vermochte die Bittſteller nicht zu bewältigen, daher man endlich durch die Militärmacht das Haus räumen laſſen mußte. Nun verwandelte ſich aber die bittende Menge in eine ſchimpfirende und läſternde, welche die ärgſten Verwünſchungen über den reichen Zeddel ausſchüttete und eher nicht ruhete, als bis man die ſchlimmſten Schreier zur Haft nahm.

Nach bewirkter Säuberung des Hauſes von der Menge ähnelte dieſes einem Schlachtfelde, welches, anſtatt mit verwundeten und getödteten Menſchen und Pferden, mit Schmutz, mit umhergeſtreuten Papierſtücken und Kleiderfragmenten bedeckt war. Zeddels Leute ſtanden, mit Schweiß übergoſſen, erhitzt, ermattet, mit verwildertem Haupthaar und blutrünſtigen Schmarren im Geſicht und an den Händen, in beſchädigter und in Unordnung gebrachter Kleidung, vor ihrem Herrn, dem der Schreck über das eben Erlebte in allen Gliedern lag und der ſeine wohlgemeinte Abſicht gegen die Armen laut verwünſchte.

Noch deſſelbigen Tages überſendete Zeddel die tauſend Thaler an die Armenbehörde, mit der Bitte, die Summe in der von ihm gewünſchten Weiſe zur Vertheilung zu bringen. Von

dieſem Entſchluſſe benachrichtigte ein neuer Maueranſchlag das Publikum. Dennoch ſammelte ſich an den beiden nächſtfolgenden Tagen wieder die Volksmenge vor Zeddels Hauſe und mußte durch polizeiliches Einſchreiten fortgetrieben werden. Ueberdieß ſah ſich Zeddel mit einer wahren Fluth von Bettelbriefen überſchüttet, welche, ſein Mitleiden in Anſpruch nehmend, mit der Beſchreibung des unſäglichſten und unverdienteſten Elends gefüllt waren.

Endlich naheten ſich dem reichen Manne bei ſeinen Ausgängen von allen Seiten demüthig flehende Geſtalten, welche denſelben längſt ſchon abgelauert hatten und nun mit ihren Bittgeſuchen verfolgten. Da aber Zeddel weder auf die ſchriftlichen noch mündlichen Bitten einging, ſo hörte er allerorts Schimpf- und Schmähreden über ſich ergehen, welche ihm das Ausgehen verleideten und ſeinen Zorn gegen die Armen auf den höchſten Gipfel ſteigerten.

„Sie verdienen nicht“, ſprach er zu dem einzigen Freunde, den er beſaß, „daß man das geringſte Erbarmen mit dieſen Elenden hat. Hätte ich doch meine tauſend Thaler zu Beſſerem angewendet als durch ſie die Faulheit und Anmaßung unterſtützt!“

„An dieſem unglücklichen Erfolge Deiner Handlung trägſt Du ſelbſt die Schuld“, verſetzte der Freund. „Wer hieß Dich, gleich den Phariſäern, an die Gaſſenecken hintreten und Deine Wohlthaten öffentlich ausposaunen? Dadurch hatteſt Du Deinen Lohn dahin. Warum machteſt Du es nicht, wie uns der Heiland gebietet, welcher die Linke nicht wiſſen laſſen will, was die Rechte thut? Im Verborgenen thue Gutes, ſo wird Dir's der himmliſche Vater vergelten öffentlich.“

Aber Zeddel hatte ein ſolches Haar im Gutesthun gefunden, daß er der Rede ſeines Freundes kein Gehör gab. Vielmehr wurden ſeine Menſchenfeindlichkeit und ſein unfreundliches

Weſen ärger denn zuvor. Selbſt die von ihm bisher gefütterten Vögel litten darunter, indem Zeddels Hand weit ſeltener zum Ausſtreuen nährender Körner ſich öffnete.

Unterdeß war die Weihnachtszeit herangekommen, und der Chriſtmarkt hatte begonnen. Zeddel ſchritt durch die Budenreihen in ſeiner gewohnten Weiſe hin, indem er weder die ausgeſtellten Waaren, noch die Verkäufer und Käufer beachtete. Mochten die Kaufeinladungen noch ſo freundlich und bittend an ihn, den als reich bekannten Mann, gerichtet werden: er hörte nicht darauf. Erſt das freudige Aufjauchzen eines kleinen Kindes bewog Zeddel zu einem flüchtigen Aufblicke. Er ſah denſelben Knaben neben ſich und vor einer Bude ſtehen, der ſein Brötchen mit den Spatzen getheilt hatte und jeden Morgen ſeinen Weg zur Schule bei Zeddels Hauſe vorübernahm. Der etwa neunjährige Knabe trug ſein Schweſterchen auf dem Arme, daſſelbe Kind, welches Zeddel mit dem Thaler beſchenkt hatte. Offenbar gehörten die wollenen Fauſthandſchuhe, in welchen des Kindes kleine Händchen ſteckten, dem Knaben an, deſſen unbedeckte Hände die Kälte blauroth gefärbt und aufgeſchwellt hatte. Des Kindes Körper umhüllte ein altes, verſchoſſenes Umſchlagetuch, während ſein Träger in ſeiner dürftigen Kleidung um ſo mehr dem Froſte bloß geſtellt war, den der Knabe aber nicht ſonderlich zu fühlen ſchien. Neben ihm, dem Leichtbekleideten, nahm ſich Zeddel in ſeinem theuern Pelzrock, in ſeiner Pelzmütze, ſeinen Pelzhandſchuhen und pelzgefütterten Stiefeln aus, wie der verkörperte Winter neben dem luftigen Sommer.

Käthchens Aufjauchzen war durch eine lange Reihe ſchöner Puppen hervorgerufen worden, welche auf einer quer durch die Bude gezogenen Schnur ritten und gar ernſthaft in die kalte Winterluft darniederſchauten.

„Gelt?“ ſagte der Knabe, indem er ſein Schweſterchen auf dem ermüdeten Arme höher emporrückte, „das ſind ſchöne Püppchen? Aber für Dich ſind ſie noch viel zu groß, mein Käthchen! Auch verſtehſt du nicht, mit ihnen umzugehen. Nicht eine Stunde blieb ein ſolches Püppchen in Deinen Händen ohne zerſchlagene Larve, und das wäre jammerſchade. Nun ſieh' dich immer ſatt daran. Das haſt Du umſonſt, und mein Arm hält Dich ſchon noch ein Weilchen aus.“

Als der Knabe weiter ging, ſtreckte Käthchen die Arme verlangend nach den Puppen aus und ſchrie aus vollem Halſe. „Still!“ gebot der Bruder, „Du mußt hübſch artig ſeyn, Käthchen, und nicht Alles haben wollen, was Deine Augen ſehen. Sonſt muß ich Dich heimtragen. Sieh' doch, die anderen kleinen Kinder ſchreien auch nicht, wenn ſie nicht gleich bekommen, was ſie ſich wünſchen.“

Hier bückte ſich der Knabe nicht ohne Mühe zum Boden nieder, um ein kleines Brotſtückchen aufzuheben, das er ſorgſam vom Schmutze reinigte und dann in einen Winkel und auf eine Marktkiſte legte. „Dort kann ſich's ein hungriges Vogelmätzchen abholen“, ſprach er zu ſeiner Schweſter, obgleich dieſe nichts davon verſtand, „und ſich ſatt daran eſſen. He Madamchen! Madamchen!“ rief er laut einer wohlhäbigen Käuferin nach, „Sie verlieren Ihren Strickbeutel.“ Die Angerufene blickte betroffen um ſich, hob den ihr entfallenen, geldſchweren Beutel von der Erde auf, nickte dem ehrlichen Buben einen flüchtigen Dank zu und verlor ſich unter der Volksmenge. Fröhlichen Antlitzes trat der Knabe nun zur nächſten Bude, in welcher Pelzmärtel oder, wie man bei uns ſagt, Knecht-Ruprechte von weißer Watte, mit goldpapiernen Kronen und Fahnen und von allen Größen die Beſchauer anlockten.

„Der Bube iſt ehrlich“, ſprach Zeddel zu ſich ſelbſt,

„das findet man jetzt selten und freut mich daher. Daß er das Brotstückchen nicht umkommen ließ, ist gleichfalls ein gutes Zeichen. Nun, die Kinder können nichts dafür, daß mich ihre Eltern als geizig verschrieen haben und daß ich mir für einen einzigen Silbergroschen zehn Löcher in's Schienbein bohren ließe."

Nach diesem Selbstgespräch kaufte Zeddel eine niedliche Puppe und einen großen Pfefferkuchen. Die erstere drückte er in Käthchens Arm und den letzteren deren Träger, welchem er zugleich einen Silberthaler in die Westentasche steckte. Einen Augenblick weidete sich der Geber an der freudigen Bestürzung des von ihm beschenkten Knaben, dem die hellen Freudenthränen in die Augen schossen, dann entfernte er sich rasch. Als Zeddel am andern Morgen seine Pfeife aus dem Fenster rauchte, zog der zur Schule wandernde Holzmachersohn ehrerbietig und ließ seine Mütze vor dem reichen Manne, der nicht umhin konnte, diesen Gruß durch ein freundliches Kopfnicken zu erwiedern.

„Christian!" rief Zeddel seinen Diener an, „laufe dort jenem Knaben mit den Schulsachen unterm Arme nach und frage ihn um den Namen und die Wohnung seiner Eltern. Diese sollen den Schragen Holz zerkleinen, den ich morgen anfahren lassen werde. Sie haben es zwar nicht an mir verdient", fuhr Zeddel zu sich selbst fort, „allein um ihres ehrlichen Söhnleins willen sollen sie die Arbeit erhalten"

Am folgenden Tage hatte Zeddel hinreichende Gelegenheit, die Ausdauer des Holzmacherpaares zu bewundern, welches stundenlang die anstrengende Arbeit des Sägens ohne Unterbrechung fortsetzte. Bis zur Schulzeit half Albert, des Holzmachers Söhnlein, seiner Mutter beim Sägen, während sein Vater die bereits klein gesägten Holzscheite klar spaltete. Käthchen saß trotz der strengen Kälte abermals in dem umgelegten

Tragkorbe, spielte aber, anstatt mit ihrem Milchtöpfchen und Löffel, mit ihrer Puppe.

Um zehn Uhr des Vormittags überbrachte Zeddels Diener der Holzmacherfamilie eine große, braune Thonkanne vollkräftig gewürzten Warmbieres und zwei Semmelzeilen. Mit welcher Freude die unverhoffte Gabe aufgenommen und genossen wurde! Der lauschende reiche Mann beneidete die Leute um den Appetit, mit welchem sie eine Tasse nach der andern und ein Semmelweckchen um's andere verschwinden machten. Zunächst versorgte die Frau ihr Töchterchen im Korbe mit einer Tasse Warmbier und einem Semmelweckchen, welches beides das Kind unter lautem Schnalzen verzehrte. Ein Rest des Warmbiers und zwei Semmelweckchen wurden für den abwesenden Albert aufgehoben.

„Man soll ja feurige Kohlen auf das Haupt seiner Feinde sammeln", sprach Zeddel mit Zufriedenheit zu sich selbst. „Ich möchte wissen, ob die Holzmachersfrau mich noch immer zehn Löcher für einen Silbergroschen in mein Schienbein bohren läßt?

Diese Kohlen noch glühender zu machen, schenkte Zeddel dem Holzmacherpaare den Rinden- und Spänehaufen, welcher nach beendigter Arbeit verblieb und sonst gewöhnlich in das Haus des Holzeigenthümers getragen wird.

Am Weihnachtsheiligabend empfingen Zeddels Dienstleute ihren Lohn und zugleich reiche Christgeschenke. Sonst erlitt des reichen Mannes gewohnte Lebensweise keine weitere Abänderung, als daß Schnitte von rosinenreichen Butterstollen die Stelle des Zwiebacks und Kaffeekuchens einnahmen, so wie daß Zeddel einige Gerichte und Gläser Weins mehr als sonst genoß.

Anders war's bei der armen Holzmacherfamilie. In deren einzigem Stübchen im Hofe zu ebener Erde brannte ein grüner

Tannenbaum, um welchen große und kleine Menſchen fröhlich jubelten. Frau Schmiedel hatte ihrem Mann ein halbes Pfund des wohlfeilſten Rauchtabaks, eine kleine Thonpfeife nebſt Drahtdeckel, ein Päckchen Streichhölzchen, ein paar wollene Pulswärmer und ein Viertelkannenfläſchchen mit echtem Nordhäuſer beſcheert; der Mann dagegen ſeinem Weibe eine neue Sonntagshaube und ein pfefferkuchenes Herz; ſeinem Albert ein paar neue Fauſthandſchuhe, einen Bleiſtift, fünf Federpoſen, ſechs Bogen Schreibpapier — einen Pöckling für drei Pfenninge; ſeinem Käthchen endlich, als Geſellſchafter für ihre Puppe, einen bunten Zappelmann nebſt einer Mandel Pfeffernüſſe geſchenkt. Ein Butterſtollen für fünf Silbergroſchen, welcher inmitten dieſer Herrlichkeiten ſich erkenntlich machte, war für die geſammte Familie als Beigabe zu dem Feſtkaffee am erſten Weihnachtsfeiertage beſtimmt.

Zeddel, der reiche Mann, war ein heimlicher Augen- und Ohrenzeuge dieſer fröhlichen Chriſtbeſcheerung. Er verließ jetzt draußen ſeinen Stand an dem einen Fenſter des Stübchens, um zwei neue glühende Kohlen in Geſtalt eben ſo vieler Silberthaler auf die äußere breite Klücke der Stubenthüre zu legen. An dieſe klopfte er nun und entrann unter dem Schutze des abendlichen Dunkels.

„Das iſt wieder der gute Herr Zeddel geweſen!“ rief Frau Schmiedel, als ſie die beim Thüröffnen von der Klücke hinabgeklirrten Thalerſtücke auflas. „Unſer Herrgott ſegne ihn dafür tauſendfach am Leibe und an der Seele.“

„Amen!“ ſchloß der Holzmacher und nahm die Thaler in Verwahrung.

Das war ſeit langer Zeit die erſte Weihnachtsfreude wieder für den reichen Zeddel und eine wie wohlfeile dazu!

„He, Junge!“ rief Zeddel um das neue Jahr dem zur

Schule wandernden Albert aus dem Fenster herab entgegen, „ſage Deinem Vater, daß er morgen noch einen Schragen Holz bei mir klein mache."

„Sehr wohl, beſter Herr Zeddel!" war Albert's höfliche Antwort.

Am nächſten Morgen erſchien Frau Schmiedel in Begleitung ihres Sohnes und Töchterchens, welches Letztere im Tragkorbe auf dem mütterlichen Rücken ſaß, der Mann aber, welcher die Sägen, Aexte und den Sägeblock trug, war nicht Schmiedel.

„Mein armer Mann", berichtete Frau Schmiedel dem Diener Zeddels, welcher im Auftrage ſeines Herrn nach der Urſache des Perſonenwechſels forſchen mußte, „hat ſich geſtern mit der Holzaxt in das linke Schienbein gehauen und liegt deßhalb daheim feſt auf einer Stelle."

Bei dieſer Hiobspoſt wollte erſt ein ſchadefreudiger Gedanke in Zeddels Gemüth aufblitzen, der da ausrief: „Das iſt die Sündenſchuld für mein angebliches Löcherbohren in's Schienbein!" Allein ſchnell ſchämte er ſich deſſen, und eine bittere Empfindung verdrängte jene unchriſtliche. In der nächſten Viertelſtunde ſchon war Zeddel auf dem Wege nach der Wohnung des Holzmachers, den er in einem alten Lehnſtuhl und mit verbundenen Beinen ſitzen fand.

„Wie geht's, lieber Schmiedel?" redete Zeddel den über ſeinen Beſuch verwunderten Mann an, „habt Ihr große Schmerzen?"

„Ei nun freilich bohrt und wühlt es arg in dem Beine herum", verſetzte der Holzmacher; „aber das Schlimmſte iſt, daß ich hier ſtill ſitzen und faullenzen muß. Seit Kindesbeinen bin ich ſo etwas nicht gewohnt, und darum wird mir jede Stunde zu einer Ewigkeit."

Dieſe Worte waren dem reichen Mann ein in ſein Schien-

bein gebohrtes Loch; denn er hatte, im Gegenſatz zu dem Holzmacher, von Kindesbeinen an gefaullenzt und daher ſich gelangweilt.

"Iſt die Verletzung bedenklich?" fuhr Zeddel mit Fragen fort, „und was meint der Arzt dazu?"

„Der Arzt?" lächelte Schmiedel. „Gar nichts ſagt er dazu, denn — über meine Schwelle kommt keiner. Ich habe arge Buſſade (Arquebuſſade) aufgelegt, und das Weitere ſtelle ich unſerem Herrgott anheim."

„Welche Thorheit! Welch' ein Leichtſinn!" eiferte Zeddel. „Wie? wenn der Brand zur Wunde tritt, oder der Knochenfraß daraus entſteht? In beiden Fällen macht Ihr Eure Frau zur Wittwe und Eure Kinder zu Waiſen."

„Wie unſer Herrgott will!" ſprach Schmiedel mit Ergebung. „Einen Arzt und ſeine theuren Recepte zu bezahlen, das erſchwingt meine Art und Säge nicht. Wir ſind froh, wenn wir nothdürftig Nahrung, Kleidung und Wohnung haben. Schon das Schulgeld für unſern Albert fällt uns ſchwer. Dennoch ſind wir lange noch nicht die Unglücklichſten und darum mit unſerm Schickſal immer zufrieden geweſen. Da wohnt aber oben in unſerm Hauſe auf dem Dache eine alte ſiebenzigjährige Frau, die den Himmel nicht mehr anblicken kann, ſo krumm iſt ihr Hals und Rücken geworden. Dennoch ſpinnt ſie noch fleißig für die Leute Zupfſeide und plagt ſich in ihrer kalten Stube, um ein paar Pfenninge zu verdienen. Vor einem ſolchen Looſe bewahre mich und die Meinen unſer Herrgott. Lieber ſterben als ſo hülflos leben."

„Warum wendet Ihr Euch nicht an den Armenarzt?" fragte Zeddel, „wo Ihr unentgeltlich Rath und Arzneien erhaltet?"

„Lieber Herr!" verſetzte Schmiedel, „laſſen Sie ſich etwas

erzählen. In eine Barbierſtube kam einſtmals ein armer Mann und bat den Barbier, er möchte ihn doch um Gotteswillen barbieren. Nun, der Barbier wies zwar den armen Bittenden nicht ſchnöde ab; allein er nahm das ſtumpfeſte unter ſeinen Meſſern, kaltes Waſſer zur Seife und ſchund den Armen dermaßen, daß dieſem unter dem Barbieren die Schmerzenstränen aus den Augen liefen, und er an gar vielen Stellen blutete. Noch war der Barbier nicht ganz zu Stande, als draußen ſich plötzlich das klägliche Wehgeſchrei einer Katze hören ließ. „Was mag nur mit der Katze ſeyn?“ fragte der Barbier ſein Weib. Für dieſe nahm der Arme das Wort, indem er antwortete: Sie wird ebenfalls um Gotteswillen barbirt werden, wie ich. Sie verſtehen wohl, lieber Herr, was ich mit dem Gleichniß ſagen will? Ich mag von dem Armendoctor nicht um Gotteswillen curirt werden.“

„Ich werde Euch einen geſchickten Arzt ſchicken“, ſprach Zeddel, „der Euch auf meine Unkoſten und nicht um Gotteswillen curiren ſoll. Aber dafür erwarte ich von Euch, daß Ihr ſeinen Anordnungen pünktliche Folge leiſtet und nicht vor der Zeit Euer Bein anſtrengt.“

„Sie ſind gut, Herr Zeddel!“ entgegnete Schmiedel dankbar. „Unſer Herrgott ſegne Sie für Ihre Großmuth. Wenn der Doctor verſpricht, mir bald wieder auf die Beine zu verhelfen, ſo will ich ſtill halten wie ein Wochenkindlein.“

Zeddel ging. In der Hausflur aber erinnerte er ſich der armen Seidenſpinnerin, von welcher ihm der Holzmacher erzählt hatte. Da ſtieg der reiche Mann viele, viele Treppenſtufen hinauf, bis dieſe aufhörten. Hier erblickte er der Thüren mehrere, welche in die verſchiedenen Dachräume führten. Auf einer derſelben ſtand mit weißer Kreide der Name „Benedix“

geſchrieben, und an dieſe klopfte Zeddel in Ermangelung eines Klingelzugs.

„Immer herein!“ ſprach drinnen eine heiſere Stimme. Als Zeddel aufblickte und in eine kleine Dachſtube mit einer ſchiefen Wand trat, konnte er wegen der hier herrſchenden Dämmerung, hervorgebracht durch die kleinen, dick gefrorenen Fenſterſcheiben, anfänglich faſt keinen Gegenſtand unterſcheiden. Nach einigen Secunden entdeckte er ein Ding, das, aus mannigfachen, übel zuſammenpaſſenden Theilen beſtehend, einen Ofen vorſtellte. Hinter demſelben trippelte jetzt eine Geſtalt, ein Geſpenſt hervor, welches einem kopfloſen, weiblichen Weſen ähnelte, ſo tief lag der Kopf vorn auf die Bruſt niedergeſenkt. Seine Beſitzerin war daher nicht im Stande, ihren Blick vom Boden zu erheben, daher ſie nur an der unteren Körperhälfte Zeddels erkannte, daß ein Mann vor ihr ſtehe.

„Was wünſchen Sie?“ fragte die Greiſin, deren körperliche Beſchaffenheit, Anzug und Wohnung im ſchreiendſten Widerſpruche mit dem Namen „Benedix“ (Geſegnete) ſtand.

Zeddel vermochte nicht zu antworten, ſo ſehr fühlte er ſich von dem Jammerbilde vor ſich ergriffen. Ein Menſch von ſo hülfloſem Zuſtande war ihm noch nie im Leben begegnet. Sprachlos ſtarrte er auf die gekrümmten Achſeln des Weibes hernieder, von welchen der noch tiefer geſenkte Hals ausging und in einem Haupte endigte, das man für einen fremdartigen Auswuchs hätte halten mögen. Und dieſes arme, elende Weſen arbeitete noch trotz ſeiner Gebrechlichkeit! Denn daß Zeddel die Seidenſpinnerin vor ſich hatte, erſah er an dem Spinnrade neben dem Ofen, ſo wie an den Knäueln bereits geſponnener Zupfſeide. Daß dieſe Seidenſpinnerin ſprüchwörtlich keine Seide ſpann, war aus Allem erſichtlich. Dort die dick mit einer Eisrinde überzogenen und theilweiſe durch vorgeklebtes Papier aus-

gebeſſerten Fenſterſcheiben, hier der nicht einmal laue Ofen; dort ein alter, wurmſtichiger Tiſch, hier ein einziger, wackeliger Stuhl neben dem Spinnrad und dabei ein wollener Lappen ausgebreitet, um die frierenden Füße darauf zu ſtellen; dort eine elende Lagerſtätte, und hier an einem einzigen Nagel die ganze Garderobe der Greiſin!

„Bekommt Sie keine Unterſtützung von der Armenbehörde?“ fragte Zeddel gepreßt.

„O ja, lieber Herr!“ erwiederte die Alte. „Wöchentlich zehn Silbergroſchen, das gerade für den Miethzins und das Geleuchte ausreicht; außerdem alle zwei Jahre einen wollenen Rock oder vielmehr nur den Stoff dazu; jährlich ein Hemde, ein Paar Schuhe und zwei Paar Strümpfe, das eine von Wolle und das andere von grauem Zwirn; alle vier bis fünf Wochen während des Winters einen Kübel voll Steinkohlen und ein halbes Schock kleine Holzſcheitchen, die ich mir freilich von Jemandem herbeitragen laſſen muß, was mich auch jedesmal einen alten Groſchen koſtete, bis die braven Holzmacherleute unten im Hofe mir dieſe Ausgabe erſparten. Zweimal in der Woche erhalte ich durch den Frauenverein warmes Gemüſe zum Mittageſſen, und bei außerordentlichen Feſtlichkeiten beſchenkt mich mein Herr Armenpfleger in der Regel mit einer Speiſemarke. Freilich will noch viel ſeyn, um nothdürftig leben zu können; beſonders bei der jetzigen Theuerung. Mit dem Verdienſt ſtockt's auch manchmal. Einmal wollen die alten Knochen nicht mehr gern an die Arbeit, und zweitens fehlt's an Zupfſeide, weil jetzt nur noch wenige Frauen in Seide einhergehen können. Aber unſer Herrgott läßt demungeachtet keinen Chriſtenmenſchen ganz unterſinken. Wenn die Noth am größten iſt, ſo ſchickt er uns einen Helfer und Tröſter. Einen ſolchen beſitze ich an den Holzmacherleuten unten, obgleich dieſe ſelbſt auf

ihrer Hände Arbeit angewiesen sind. Erst kürzlich erfreuten sie mich durch einen Tragkorb voll schöner Holzrinden und am Weihnachtsfeste durch einen blanken Thaler, den sie selbst erst von einem guten Herrn geschenkt bekommen hatten. Solche Liebe erquickt und erhält das Gottvertrauen. Sind Sie etwa der Herr Armenvorsteher, lieber Herr?"

Während die alte Frau sprach, brennten glühende Kohlen auf Zeddels Haupte. Die hochbejahrte, gebrechliche und in kalter Stube frierende Greisin arbeitete, und er, der kräftige, gesunde und im unverdienten Wohlstande schwelgende Mann, faullenzte! Er hatte, wie der reiche Mann im Evangelium, bisher alle Tage herrlich und in Freuden gelebt und sich nicht um die vielen armen und kranken Lazari vor seiner Thüre bekümmert, von denen der hilfloseſten einer jetzt vor ihm stand! Ein einziges, kleines Scheitchen Holz und eine handvoll Steinkohlen nur dürfte die Greisin täglich ihrem dicken Kachelofen zu verzehren geben, wenn sie mit der empfangenen Gabe dreißig Tage ausreichen wollte. Und er, Zeddel, dagegen verbrannte das theure Holz schragenweise, um fortwährend in seiner Zimmerreihe einen gleichmäßigen Wärmegrad zu erhalten. Wöchentlich an zwei Mittagen erfreute sich die arme Seidenspinnerin eines warmen Gemüses ohne Fleisch, das während des Heimtragens fast ganz erkaltete, und er hatte Mittags und Abends die Auswahl unter einer Menge theurer Gerichte, an welchen sich ein Dutzend hungriger Mägen sättigen könnten. Ein einziger Wandnagel reichte für das Aufbewahren der Kleider für die gebrechliche Frau hin, während Zeddels Kleiderschränke eine Unzahl von Anzügen aus allerlei Stoffen und für jede Jahreszeit in sich faßten. Eintausend Thaler hatte Zeddel den Armen geschenkt. Was aber war bei seinem Reichthume diese Summe gegen die Großmuth des armen Holzmachers,

welcher die Hälfte seiner Güter der armen Seidenspinnerin zugetheilt hatte? Zorn und Scham über sich selbst stritten mit einander jetzt in Zeddels Innerem, und er verließ die Seidenspinnerin mit dem Entschlusse, fortan ein anderer Mensch werden zu wollen.

In der darauf folgenden Nacht träumte dem reichen Zeddel ein Traum, welcher nach dem heutigen Tage ein ganz erklärlicher war. Er sah vor sich ein weißes und hoch überwölbtes Thor, welches den Eingang zu einer paradiesischen Gegend bildete. Dieselbe schien der Himmel selbst mit seinen seligen Zuständen und jenes demnach die Himmelspforte zu seyn, obgleich kein Petrus mit den goldenen Himmelsschlüsseln als Hüter davor stand. Und von den vier Himmelsgegenden der Erde wallten die Menschenschaaren herbei, um durch jenes Thor in das Paradies einzugehen. Es naheten sich Bettler, Krüppel aller Art, Kranke, an Krücken schleichend oder von den Ihrigen auf Betten umhergetragen, und Alle pilgerten durch das Thor ungehalten. Auch ein Kameel schritt mit seinem langen, geschweiften Halse und seinem höckerreichen Rücken unter der Menge daher, und auf dem letzteren saß die arme Seidenspinnerin, deren tief gekrümmter Nacken mit dem auf die Brust niedersengenden Haupte plötzlich kerzengerade sich emporrichtete, so wie das Kameel mit seiner Bürde zum Thore trat. Durch dasselbe heraus vernahm Zeddel das Jauchzen und die Jubelgesänge der im Paradiese sich beseligt Fühlenden, und mit unwiderstehlicher Macht trieb es ihn, Antheil an der Himmelswonne zu nehmen und deßhalb durch das offene Thor einzugehen. Wie ward ihm aber zu Muthe, als er bei jedem seiner gegen das Thor gerichteten Schritte dasselbe mehr und mehr zusammenschrumpfen und immer kleiner werden sah, so daß er zuletzt bei einer winzigen Oeffnung anlangte, die sich in einer hohen, das Paradies un-

überſteiglich einfaſſenden Stahlmauer beſtand und ihm nur wie durch ein Nadelöhr oder Fernrohr die bloße Ausſicht in jenes verſtattete! Indem er, in Schmerz und Betrübniß verſunken, vor dem verſchwundenen Himmelsthore ſtand, ertönte über ihm eine laute, ernſte Stimme, die ſprach: „Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Himmelreich komme.“ Hier zuckte Zeddel beſtürzt zuſammen und erwachte. Noch in derſelben Nacht faßte er den Entſchluß, mit ſeinem Mammon ſich ewige Hütten zu erbauen, die ihn aufnehmen möchten, wann er durch den Himmelsherrn von der Erde abgerufen werden würde. Nicht länger wollte er als ein fauler und ungetreuer Knecht das Pfund im Schweißtuche vergraben, womit er betraut worden war und wuchern ſollte. Zeddel hielt, was er in jener Nacht angelobt hatte. Zwar verkündeten keine neuen, großprahleriſchen Maueranſchläge an den Straßenecken Zeddels wohlthätige Abſichten und Entſchließungen. Dafür aber ſuchte er die Armen und Nothleidenden in ihren Jammerhöhlen und dunkeln Verſtecken auf. Nicht begnügte er ſich damit, nur die äußeren Ritzen und klaffenden Riſſe des menſchlichen Elends durch bloße Geldgeſchenke zu übertünchen, ſondern legte ſeine helfende Hand an des Uebels Hauptwurzel. Als ſolche erkannte er die Arbeitſcheu und Genußſucht. Darum mußte, wer auf Zeddels Beiſtand rechnen wollte, ein Jeder nach ſeinen Kräften arbeiten und keinen Genüſſen fröhnen, welche ſeiner Einnahme und ſeinen Verhältniſſen unangemeſſen waren. Nur die Kranken und zu jeder Arbeit Unfähigen empfingen von ihm unmittelbare Unterſtützung, die aber in den ſeltenſten Fällen aus baarem Gelde beſtand. Mit jedem Tage faſt vergrößerte ſich das Feld ſeines Wohlthuns, deſſen Früchte ihm die reinſten und ſeligſten Freuden gewährten. Jetzt erſt erkannte er die Wahrheit des Bibel-

ſpruchs, daß Geben ſeliger ſei als Nehmen. Fortan flohen Langeweile, üble Laune, Ekel am Leben, Ueberſättigung durch ſinnliche Genüſſe und andere Verbitterer des Erdenlebens den reichen Zeddel. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend war er thätig im Dienſte ſeiner nothleidenden Nebenmenſchen, und wenn es dabei natürlich nicht ohne Aerger, ſchlimmen Erfahrungen und ſchweren Undank abging, ſo tröſtete ſich Zeddel mit dem Gedanken, daß auch der Heiland unter zehn vom Ausſatz geheilten Männern nur einen einzigen Dankbaren gefunden und doch darum ſein Wohlthun nicht eingeſtellt hatte.

Beſondere Obhut und Pflege widmete Zeddel der Holzmacherfamilie Schmiedel, welcher er die Leitung auf den richtigen Lebensweg verdankte. Nachdem Schmiedels Bein durch ſorgſamen ärztlichen Beiſtand geheilt worden war, ging der Holzmacher wieder rüſtig und fröhlich an ſein ſaures Tagewerk, und wann der reiche Zeddel dann bei ihm vorüberging und dem fleißigen Arbeiter freundlich zunickte, ſo floſſen nur Dankesergießungen über deſſen Lippen, und aus dem Gedächtniß ſeines Weibes war die Erinnerung an jenes Gleichniß von dem Löcherbohren in's Schienbein gänzlich verſchwunden. Albert, deſſen Schulgeld Zeddel bezahlte, und Käthchen wurden deſſen Lieblinge, welche ihn fleißig heimſuchen mußten. Allmonatlich kam Albert in Zeddels Wohnung, um ſeinem Wohlthäter ſeine empfangenen Schulcenſuren zu zeigen und je nach deren Beſchaffenheit Lob oder väterlichen Tadel dafür einzuärndten.

Frau Benedix war von dem reichen Zeddel des Seidespinnens enthoben worden, ſpann aber nichts deſto weniger jetzt beſſere Seide denn je, indem ſie ſich einer freundlichen und geſunden Wohnung und der Enthebung aller Nahrungsſorgen erfreute.

Drei Jahre vergingen, nach deren Verlauf Frau Benedix,

ihren Wohlthäter noch im Sterben segnend ihres gebrechlichen irdischen Leibes entkleidet wurde und in den Himmel einging. Zeddel und die Holzmacherfamilie bildeten das Grabgeleite, hierdurch der Todten den letzten Liebesdienst erweisend. Albert Schmiedel war jetzt 12 Jahre alt und ein kräftig herangewachsener Knabe, der in seinen schulfreien Stunden theils seinen Eltern arbeiten half, theils seinem Wohlthäter Zeddel dienend zu Händen ging. Der Knabe hatte gut schreiben gelernt, und darum trug ihm Herr Zeddel oftmals kleine Schreibereien auf, welche das von dem reichen Manne jetzt umfänglich betriebene Armenwesen erheischte.

An einem Nachmittage saß Albert ebenfalls wieder in Zeddels Arbeitszimmer an dessen Schreibpulte und fertigte eine Liste über alle die Armen, welche jener mit Rath und That unterstützte. Zeddel selbst war den ganzen Vormittag in Armenangelegenheiten auf den Beinen gewesen und ruhte daher ermüdet auf dem Sopha seines Wohnzimmers aus. Plötzlich wurde er durch das Oeffnen der Zimmerthüre aus seinen halbwachen Träumen aufgeweckt. Zeddel lag mit dem Rücken der Thüre zugewendet und war über die Störung seiner Ruhe unwillig. Er hatte seinem Diener nicht geklingelt und dieser dennoch die ungewöhnliche Dreistigkeit gehabt, ohne erst anzupochen, in das Zimmer seines Herrn zu treten. Ohne seine Lage zu verändern, rief Zeddel verdrießlich aus: „Was giebt's, Christian, daß Du mich in meiner Ruhe zu stören Dich unterfängst?"

Wie ward aber dem Frager zu Muthe, als er hierauf keine Antwort erhielt, sondern ein schlecht bekleideter, wild aussehender Kerl dicht an ihn herantrat und seine derbe Faust ihm auf die Schulter legte.

„Ruhig, Herr Vetter!" sprach der Kerl mit hämischem Zähnefletschen, „lassen Sie sich nicht stören. Ich freue mich,

daß ich ein paar Worte ungestört und unter vier Augen mit Ihnen sprechen kann. Sie kennen mich doch noch?"

Zeddel war tödtlich erschrocken aufgesprungen, von seinem Besuche aber mit Gewalt wieder auf das Sopha niedergedrückt worden. Trotz dem starken, schwarzen Barte, dem verworrenen Haupthaar und dem schmutzigen Antlitze des Kerls hatte Zeddel in ihm einen Menschen wieder erkannt, der ihn zwar Herr Vetter nannte, jedoch nur in dem entferntesten Grade wirklich mit ihm verwandt war. Dieser saubere Vetter war von jeher ein liederlicher, arbeitscheuer und böswilliger Taugenichts gewesen, der vor drei Jahren auf Zeddels Unkosten nach Amerika sich übergeschifft und da er dort nicht fleißiger gewesen war, sein Glück ebensowenig wie in Europa gemacht hatte. Daß dieser Vetter in keiner guten Absicht gekommen war, ging aus seinem frechen Auftreten und seiner gewaltthätigen Behandlung Zeddels hervor.

„Rühren Sie sich nicht von Ihrem Sitze", sprach er befehlend zu Zeddel, „und hören Sie mich in Ruhe an. Sie streuen, erzählt man mir, Ihr Geld jetzt mit vollen Händen unter das arme Volk aus. Das ist recht löblich von Ihnen und gegen Ihre sonstige Gewohnheit. Denn an mir haben Sie eben nicht vetterlich gehandelt, da Sie mir so wenig Geld zur Ueberfahrt schenkten, daß ich als eine arme Kirchenmaus in Neuyork anlangte und zum Steinklopfen an der Landstraße gezwungen wurde. Nun bin ich wieder da, was Ihnen vielleicht nicht ganz lieb seyn dürfte. Ich will Ihnen aber einen Vorschlag thun, der, wenn Sie darauf eingehen, Sie auf immer von mir befreien soll. Gegen die Summe von lumpigen zehntausend Thalern in Gold oder Papiergeld verspreche ich Ihnen, nie wieder vor Ihr Antlitz treten zu wollen. Was sind zehntausend Thaler für einen Crösus, wie Sie sind! Also ent-

schließen Sie sich kurz, denn meine Zeit ist gemessen. Sagen Sie mir, in welchem Behältnisse Sie Ihren Mammon verwahren, und geben Sie mir die Schlüssel dazu her. In ein paar Minuten habe ich die Sache abgemacht und Sie von meiner Gegenwart erlöset."

„Undankbarer, frecher Mensch!" versetzte Zeddel unwillig, „hebe Dich rasch von hinnen, wenn Du nicht willst, daß ich Dich durch meine Leute der Obrigkeit überantworten soll, die Dir den verdienten Platz im Zuchthause anweisen wird."

„Sie vergessen ganz und gar, lieber Herr Vetter", höhnte der Bösewicht, „daß Sie in meiner Gewalt sind. Ihren Diener sah ich ausgehen, und Ihre übrigen Leute stecken hinten in der weit entfernten Gesindestube, wie ich mich vorher überzeugt habe. Niemand wagt Sie in Ihrem Mittagsschläfchen zu stören, und da ich überdieß die Vorsicht gebraucht habe, dort Ihre Klingelschnur zu zerschneiden und die Thüre von innen zu verriegeln, so können Sie keine Seele zu Ihrem Beistande herbeirufen. Endlich habe ich diesen gewichtigen Hammer zu mir gesteckt, der Ihnen nöthigenfalls den etwa zum Schreien geöffneten Mund für immer verstummen machen wird. Sie sehen hieraus, daß ich mich auf alle Fälle vorgesehen habe. Und nun sperren Sie sich länger nicht. Ist Ihnen Ihr Leben noch etwas werth, so rücken Sie ohne Säumen die Zehntausend heraus."

Zeddel ersah aus dem entschlossenen, zu jeder Gewaltthat fähigen Wesen des Bösewichts, aus dessen unheimlich funkelnden Augen und dem vorgezeigten Hammer, daß hier jeder Widerstand ebenso unnütz, wie unmöglich sei. Er sagte daher dem Elenden, in welchen Behältnissen seine Geldvorräthe und die dazu nöthigen Schlüssel zu finden wären. Damit begnügte sich aber jener noch nicht, sondern erwiederte auf diese Auskunft: „Ich will hoffen, daß mich mein geliebter Herr Vetter nicht be-

Der reiche Mann und das Nadelöh

Der reiche Mann und das Nadelöhr.

logen hat. Aber zu meiner Sicherheit iſt es unumgänglich nothwendig, daß, während ich das Geld hebe, Sie nicht etwa um Hilfe rufen oder entſpringen können. Deßhalb erlaube ich mir, Ihre Füße und Hände mit dieſem hierzu eigens mitgebrachten Strick zu feſſeln und Ihnen ein dickes Tuch vor den Mund zu binden. Ein andrer Bittender als ich würde nicht ſo gelind mit Ihnen umſpringen, ſondern Ihnen einen tüchtigen Knebel in den Mund legen. Aber das wäre nicht vaterlich gehandelt."

Wenn Zeddel geduldig und widerſtandlos mit ſich jetzt vornehmen ließ, was der Räuber ausgeſprochen hatte, ſo geſchah es in der Erinnerung an den Erlöſer, der von einem ſeiner Jünger verrathen, von rohen Kriegsknechten gebunden, von Schriftgelehrten und Phariſäern verſpottet und verſpeiet, von Henkern gegeißelt und gekreuzigt worden war.

Nachdem der Elende den reichen Mann in einen hilfloſen Zuſtand verſetzt hatte, machte er ſich eilig über die Hebung des Schatzes her. Mit welcher Gier und Haſt er die Schubkäſten aufzog und ausleerte! Wie er, nur nach dem verführeriſchen Golde und dem Papiergelde ſtrebend, die gewichtigſten Silberrollen bei Seite ſchob oder klirrend auf den Fußboden fallen ließ! Schon ſtrotzten ſeine Taſchen von dem Raube und noch immer forſchte er, an die erſt geforderte Summe keineswegs ſich bindend, nach neuen Schätzen.

Da wurde plötzlich eine Seitenthüre halb geöffnet und ein Knabenkopf in derſelben ſichtbar, welcher verwundert fragte: „Haben Sie denn ſchon ausge —"

Der ſchreckliche Anblick, welcher ſich dem Knaben zeigte, machte ihn ſchnell verſtummen und erſchrocken zurückprallen. Ueber das, was er geſehen hatte, war er keinen Augenblick in Zweifel. Mit großer Geiſtesgegenwart und ohne einen Augenblick ſich zu beſinnen, ſprang er zum Fenſter hin, riß einen

Flügel deſſelben auf und ſchrie mit laut gellender Stimme hinaus: „Vater! Vater! zu Hülfe! zu Hülfe! Räuber! Mörder!“

Doch Albert war nicht der einzige bis zum Tod Erſchrockene. Derſelbe Elende, welcher die Gegenwart des heiligen und allmächtigen Gottes nicht ſcheuete und ſich durch dieſelbe nicht von ſeinem Verbrechen abhalten ließ, war durch den Anblick und die Stimme eines ſchwachen Knaben wie vom Schlage getroffen worden, den er hier nicht vermuthet hatte. Die um Hilfe rufende Stimme Alberts erinnerte den vor Schreck wie vernichteten Räuber an die Wahrung ſeiner Sicherheit. Eilig den weggelegten Hammer aufraffend, ſprang er in das Nebenzimmer und ſchleuderte denſelben in maaßloſer Wuth nach dem Kopfe des ihm entgegentretenden Knaben. Doch dieſer wich beſonnen dem Wurfe aus und ſtürzte ſich muthig auf den Räuber, welchen er, wie David gegen einen Goliath, zu bekämpfen begann. Dieſer bekam keinen leichten Strauß mit dem kräftigen, im höchſten Grade erregten Knaben zu beſtehen, welcher ſich mit ſeinen Armen und Beinen an den Räuber feſt anklammerte, ja ihn förmlich umſtrickte und dadurch ſeine Bewegungen lähmte. Gleichwie ein von der Rieſenſchlange überfallener Tiger durch wildes Schütteln ſeiner rieſenſtarken Glieder des ihn feſt umſchlungen haltende Gewürm abzuſchütteln bemüht iſt, alſo ſtrebte auch der Räuber den Knaben von ſich abzuſchütteln. Doch ebenſo vergebens wie beim Tiger. Alberts ſcharfes Gebiß und Fingernägel bohrten ſich ſchmerzend in jedes unbedeckte Glied ſeines Gegners, der wiederum durch Fauſtſchläge, durch Raufen an Alberts Haaren, durch Stöße gegen harte Gegenſtände denſelben von ſich abzubringen bemüht war. Vergebens ermahnte Zeddel mit dumpfer Stimme unter ſeinem mundverhüllenden Tuche hervor, daß Albert ſein Leben ſchonen und der Uebermacht weichen möge. Gleichwie der Soldat in der heißen Schlacht der

empfangenen Wunden weder achtet, noch deren Schmerzen fühlt, sondern fortkämpft, so lange ein Rest von Kraft ihm verbleibt; ebenso ließ Albert von dem Räuber nicht los, obschon sein Haar, in dichten Flocken ausgerauft, umherflog, sein Haupt und Antlitz von Faustschlägen geschwollen und in Blut gebadet waren, seine Rippen und sein ganzes Knochengerüste unter wiederholten Stößen gegen das Zimmergeräth dumpf prasselten und seine Kleidung stückweise von ihm fiel. Welch' ein Schmerz für Zeddel, welcher unthätig diesem ungleichen Kampfe zusehen mußte!

In dem Augenblicke, wo die ausdauernde Manneskraft über die rasch verlodernde Jugendhitze den Sieg davon trug, und Albert fast bewußtlos zu den Füßen des Räubers niedersank, krachte die verriegelte Zimmerthüre unter einem furchtbaren Axtschlage herein, und es zeigte sich der Holzhacker mit der hochgeschwungenen Holzaxt in der Hand. In derselben Sekunde stürzte auch der Räuber mit zerschmetterter Hirnschale entseelt zu Boden, und seinen Fall begleitete Alberts vergehender Ruf: „Das war gut von Euch, Vater!" bevor der Knabe ohnmächtig wurde.

Schmiedel hatte glücklicherweise in der Nähe des Zeddelschen Hauses Holz zu kleinen gehabt und daher seines Sohnes Hülferuf vernehmen können. Nur zu wahrscheinlich war es, daß der Räuber, nachdem er Zeddels Barschaft an sich genommen, auch denselben noch zu seiner eigenen Sicherheit umgebracht hätte, damit der Beraubte nicht den Räuber hätte verfolgen lassen können. Daß dieses Bubenstück nicht gelungen war, hatte Zeddel besonders der muthvollen Aufopferung des Knaben zu verdanken, welcher so beharrlich gegen den Räuber angekämpft hatte. Als Albert aus seiner Ohnmacht erwachte, fand er sich in Zeddels Wohnung und in einem schönen, weichen Bette wieder, um welches seine Eltern, Herr Zeddel und dessen Dienstleute ver-

ſammelt ſtanden. Käthchen ſaß auf dem Arme ihrer Mutter und verlangte durchaus zu ihrem Bruder auf das Bett.

„Armer Knabe!“ ſprach Herr Zeddel bewegt, „wie befindeſt Du Dich? Leideſt Du große Schmerzen? Ach, meinetwegen haſt Du Dich ſo arg mißhandeln laſſen! Wie kann ich Dir das je vergelten?“

Jetzt bemerkte Albert, daß ſeine Hände und ſein Haupt verbunden waren und daß ſein ganzer Körper wie zerſchlagen ſchmerzte. Dennoch verſuchte er zu lächeln, indem er auf Zeddels Fragen antwortete: „Ich befinde mich ganz wohl, nur daß es hier und da ein wenig ſticht und brennt. Aber, Vater,“ fuhr er zu demſelben fort, „das war recht gut von Euch, daß Ihr noch zur rechten Zeit dem Spitzbuben einen Treff verabreichtet. Sonſt hätte er mich ſicher noch kalt gemacht und Herrn Zeddel dazu.“

„Ja,“ verſetzte Schmiedel, „ich freue mich auch darüber und wollte, daß ich allen Mördern, Räubern und undankbaren Vettern, wie derjenige des Herrn Zeddels war, in gleicher Weiſe die Hirnſchale einſchlagen könnte, damit die Erde frei von ſolchem Ungeziefer würde; wiewohl die Obrigkeit ſolches nicht zugeben will und mich bereits mit Strafe bedroht hat, weil ich nicht recht ſäuberlich mit dem Mörder meines Kindes und Herrn Zeddels verfahren bin. Aber wenn ich auch wirklich eine Zeit lang im Gefängniſſe brummen müßte, ſo bereue ich doch nicht, was ich gethan habe. Man macht ſich ja kein Gewiſſen daraus, wenn in einem Kriege hunderttauſend unſchuldige Soldaten und mehr noch einen weit langſameren und ſchmerzlicheren Tod erleiden müſſen.“

„Ihr ſeyd im Unrecht, Schmiedel,“ bemerkte Zeddel ernſt, „niemals muß man ſich nach dem ſchlechteren Beiſpiel richten, ſondern nach dem beſſeren. Nicht der blutige, unchriſtliche Krieg

soll uns ein Vorbild seyn, sondern das Beispiel unsers Heilands, welcher noch am Kreuzesstamme für seine Mörder bat. Ich gäbe viel darum, wenn mein angeblicher Vetter nicht unter Eurer Art sein Leben eingebüßt hätte, sondern zur Sinnesänderung und Buße gebracht worden wäre. Nun aber der Fall nicht mehr zu ändern ist, so werde ich sorgen, daß man Euch mit jeder Strafe verschone. Ich will nur wünschen, daß Euch später Euer eigenes Gewissen nicht noch geheime Vorwürfe über Eure rasche That mache."

„Sie sind zu gut für diese Erde voll böser Menschen, Herr Zeddel!" antwortete der Holzmacher. „Ich bleibe dabei, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre, und ein solcher war der saubere Herr Vetter."

Zeddel schüttelte mißbilligend das Haupt, sagte aber jetzt nichts weiter. Dagegen unterzog er sich in Gemeinschaft mit Alberts Eltern der Pflege seines Lebensretters, für welchen er den geschicktesten Wundarzt angenommen hatte. Zum Glück waren Alberts Wunden und Beschädigungen nicht von der Beschaffenheit, daß sie bleibende Nachtheile zurückgelassen hätten. Des Knaben kräftige und gesunde Natur kam den ärztlichen Bemühungen auf halbem Wege entgegen, und nach etlichen Wochen konnte Albert das Bette verlassen, in welchem er bitterlich über Langeweile geklagt hatte. Nicht lange, und er war so frisch und munter wie zuvor.

Wenn diese Erzählung einem Roman entlehnt wäre, so würde Herr Zeddel seinen jugendlichen Lebensretter zu seinem Sohne und Universalerben ernennt und dessen Vater mit den zehntausend Thalern beschenkt haben, deren Erhaltung er dem Holzhauer verdankte. Doch war Herr Zeddel ein viel zu verständiger Mann, als daß er einen solchen dummen Streich begangen hätte, aus welchem wahrscheinlich mehr Schädliches als

Nützliches hervorgegangen wäre. Zwar nahm Zeddel sich Alberts als ein guter Vater an, indem er für alle seine Bedürfnisse sorgte und ihn namentlich in allen denjenigen Wissenschaften unterrichten ließ, zu welchen der Knabe Lust und Anlage besaß und wodurch er einmal in der Welt es weiter bringen konnte als sein Vater, der Holzhauer. Auch verbesserte er großmüthig und auf die Dauer die Lage der Holzhauerfamilie, ohne sie jedoch in Reichthum zu versetzen, durch welchen sie wahrscheinlich zum Müssiggang und zur Verschwendung verleitet worden wäre.

Wenn Alberts Vater mehr dem jüdischen Gebote zugethan war, welches spricht: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Wunde um Wunde, Beule um Beule, so war Zeddel dagegen bemüht, seinen Pflegesohn desto empfänglicher für die erhabeneren Lehren des Christenthums zu machen, welche uns sogar die Feinde zu lieben gebieten. Zeddel erlebte die große Freude, in Albert einen geschickten Arzt aufwachsen zu sehen, welcher ihm bei seinem menschenfreundlichen Streben für die Armen und Nothleidenden thatkräftig und helfend beistand. Als endlich Zeddel nach langem, segensreichem Wirken in einem hohen Alter den Todesengel an sein Lager treten sah, so durfte er, obschon er noch immer ein Reicher war, demselben gar freudig in's milde Antlitz schauen, denn des Herrn Wort: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme," trifft nur solche Reiche, welche keinen löblichen Gebrauch von ihrem Reichthum machen und mehr dem reichen Manne im Evangelium gleichen, welcher den armen Lazarus ohne Beistand vor seiner Thüre liegen ließ. Und als man den todten Zeddel hinaustrug zu seiner Ruhestätte, da folgte ein endloser Zug durch ihn geretteter und beglückter Armen seinem Sarge, und des Dichters Hölderlin Worte erfüllten

sich, welche da im Schlußverse seines schönen Liedes: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit" lauten:

Dann segnen Enkel Deine Gruft
Und weinen Thränen d'rauf,
Und Sommerblumen voller Duft
Blüh'n aus den Thränen auf.

---

# Gedichte

von

## Julius Krais.

### Wer weiß, wozu es gut ist?

Bartholomäusnacht; die Glaubenswuth
Zum wilden Höllenfeuer angeblasen,
Vergießt in Strömen Hugonottenblut,
Färbt in Paris Thürschwellen, Häuser, Straßen.
Wie grimmig lechzende Bluthunde, zieh'n
Umher die Banden der entmenschten Schlächter;
Der Ketzer viele, die noch möchten flieh'n,
Sind schnell umgarnt, durchbohrt mit Hohngelächter.

O Mordnacht, die des Wahnsinns Gräuel füllt!
Gefesselt liegt mit eh'rner Schmerzenkette,
Indeß der Feinde Rotte draußen brüllt,
Ein frommer Prediger da krank im Bette.

Hier klirren Schwerter, Schüſſe fallen dort,
Er hört von fern die Todesopfer ſtöhnen;
Doch bleiben muß er, feſtgebannt am Ort,
Kann nicht entrinnen bei den Schreckenstönen.

Jüngſt ward der treue Hirt um Mitternacht
Heraus zu einem Sterbenden gerufen;
Die morſche Trepp' im Haus des Armen kracht'
Und brach, er fiel herab die jähen Stufen.
Zerbrochen hat der Sturz ihm Arm und Bein,
Doch gieng aus ſeinem Mund kein Wehklagen.
Sein Wahlſpruch iſt: Wozu es gut ſoll ſeyn,
Wer weiß? — Geduldig ließ er heim ſich tragen.

Nun liegt er hier; ſchon rennen fort entſetzt
Die Hausgenoſſen; wilder Stimmen Krächzen
Und Mordgetümmel nah und näher ſetzt,
Wehlaut von Sterbenden, Geſchrei und Aechzen.
Wie an der Thür des treuen Dieners Arm
Für den geliebten Herrn auch kämpfte muthig,
Herein zu dieſem bringt der Mörderſchwarm,
Und jener ſinkt dahin von Dolchen blutig.

„Vollbringt's, wohlan!" ſpricht ruhig und gefaßt
Der Prediger; „wozu auch das ſoll frommen,
Wer weiß?" — Gleich Tigern ſind in grauſer Haſt
Wuthſchnaubend ſie in das Gemach gekommen.
Ha, ſeht die ſilberlockige Geſtalt,
Wie ſcharf und tief die Schmerzen ſie zerreißen;
Plötzlich gebeut der Anblick ihnen Halt
Und lähmt in der gehob'nen Fauſt das Eiſen.

So stehen sie, gehemmt von tiefer Scheu;
Wer wagt, den Stahl ihm in die Brust zu stoßen?
Mit wunderbarer Macht hat Leid und Reu
Ergriffen schnell die sonst Erbarmungslosen.
„Sey ohne Furcht!“ ruft ihrer einer mild
Dem Greise zu, „wir wollen gern Dich schirmen!“
Gerettet wird er so als Hort und Schild
Für Tausende in den Verfolgungsstürmen.

---

## General Schuyler.

Aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege.

Der Wind in Amerika's Urwald rauscht,
Ein Paar von Kriegern im Dickicht lauscht.

Ein Mohawk der eine, hier heimisch im Land;
Ein Britte der andere, roth von Gewand.

Sie kauern am Boden und flüstern, die Zwei:
„Da kann es nicht fehlen, da muß er vorbei.“

Die finstern Gestalten, was wollen sie dort?
Was brüten sie heimlich? Sie lauern auf Mord.

Wem droht aus den Büchsen der Donnerstrahl?
Ha, Schuyler, dem tapferen General.

Hoch ragt er empor im Befreiungskampf
Aus Waffengeklirr und aus Pulverdampf.

Drum haben die Feinde voll Grimm und Neid
Schon lange sein Haupt dem Verderben geweiht.

Ihn ſuchten die Kugeln umſonſt in der Schlacht;
Erreichen ſie jetzt ihn in Waldesnacht?

Ausblicken durch grünlichen Dämmerſchein
Die Beiden; da kommt er zu Pferd und allein.

Die blanken Gewehre, bereit in der Hand,
Nun legen ſie an, und der Hahn iſt geſpannt.

Noch eine Minute, ſo ſtürzt ihr Geſchoß
Todt, blutig und bleich ihn herunter vom Roß.

Da ſchlägt in dem furchtbaren Augenblick
Der Mohawk die Büchſe des Britten zurück:

„Todtſchießen den Mann? Nein, nimmermehr!
Ich kann nicht; o Schmach! wie doch komm' ich hieher?

Ich habe ſo oft ſchon gegeſſen ſein Brod;
Er half ſchon ſo oft meinem Volk in der Noth!"

Der Held ritt vorüber gar unverſehrt;
Er war mit dem ſicherſten Harniſch bewehrt.

Rothhäuten bewies er erbarmende Lieb';
Sie war es, die ferne den Tod von ihm trieb.

---

## Der Handwerksburſche.

Ein Handwerksburſche gieng von Thür zu Thür,
Fechtend nach altem Brauche dort und hier.

Nun ſteht er auch vor einer Thüre dort,
Doch zeigt ſich Niemand, und er hört kein Wort.

Er tritt hinein; krank, einsam schmachtend, lag
Drinn eine arme Wittwe manchen Tag.

Im Hause fast an Allem ihr gebricht's;
Matt spricht sie: „Seht, ich habe selber nichts."

Doch nach drei Stunden ist er wieder da:
„Ach, leider nichts Euch geben kann ich ja!"

Er aber tritt vor ihren kleinen Tisch;
Was zieht er aus den beiden Taschen frisch?

Viel Stücke Brodes legt er ihr zu Hauf',
Viel Münz', indeß erbettelte, darauf.

„Euch, arme kranke Frau, gehört das hier,"
So spricht er freundlich lächelnd nun zu ihr.

Dann geht er schnell hinaus in guter Ruh,
Zieht leise hinter sich die Thüre zu.

Sie kann nicht danken mehr; doch himmelwärts
Hebt sie für ihn still segnend Aug' und Herz.

Ein Engel, auf Goldwolken schwebend, sah,
Was in der armen Hütte dort geschah.

Des Handwerksburschen That als Edelstein
Trägt er dann in das Buch des Lebens ein.

# Aus Friedrich Perthes Jugendleben.

Von

Eduard Eyth.

Die Quelle, aus welcher wir in den folgenden Blättern eine kurze Jugendgeschichte des edlen Fr. Perthes mittheilen, ist dessen Biographie, welche wir Dr. Clemens Perthes verdanken. Wie schön muß uns schon der Umstand dünken, daß ein Sohn dankbar genug ist, um seinem längst heimgegangenen Vater ein solches Denkmal zu setzen, und der Vater würdig genug, es von seinem Sohne zu verdienen!

Uebrigens hoffen wir, daß unsere jungen Leser (von den Leserinnen setzen wir es voraus) die großen Männer nicht bloß auf den Thronen oder auf den Schlachtfeldern suchen. Nicht minder groß ist ein gewöhnlicher Bürger, der sich von Kindheit an durch alle erdenklichen Mißlichkeiten, Druck und Armuth durchkämpfen muß, den Muth dennoch nicht verliert, sich zu einem tüchtigen Menschen und unvergleichlichen Berufsmanne ausbildet, der in seinem Fache bisher ungeahnte Fortschritte herbeiführt, dabei aber sein Vaterland bis zur größten Aufopferung alles Eigenen liebt und über alles dieß, als ein frommer Christ, das Reich Gottes auf Erden und im Himmel zu seinem höchsten Ziele erwählt. Ein solcher Mann wurde Fr. Perthes, den wir jedoch zunächst nur als Kind und Jüngling werden kennen lernen. Wir hoffen aber, daß auch schon das Wenige, was wir erzählen können, für manchen jungen Leser ein kräftiger Antrieb

zu allem Guten und insbesondere zu jener Zufriedenheit mit den eigenen Verhältnissen seyn werde, an der es leider so oft fehlt, und ohne welche doch der Mensch auf keiner Altersstufe glücklich seyn kann. Doch zur Sache!

Friedrich Perthes wurde am 21. April 1772 in Rudolstadt geboren.

Sein Vater, Christoph Friedrich, war das vorjüngste von sieben Kindern. Seit 1741 besuchte derselbe das Gymnasium zu Rudolstadt und bezog 1755 die Universität Jena, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Später wurde er Sekretär an der Rentkammer und verwaltete die Gerichte auf mehreren adeligen Gütern. Nur 37 Jahre war er alt, als seine Frau, Margaretha, am Sterbelager ihres Mannes stand.

Seinem Sohne, dem oben genannten Friedrich, zeigten sich keine Wege, auf welchen er sorgenfrei zum Jünglingsalter hätte gelangen können. Vermögen hatte der Vater nicht gehabt, und die 21 Gulden Wittwengehalt reichten nur spärlich. Die Mutter fand in befreundeten Familien, welche zur Krankenpflege Jemand bedurften, hiedurch selbst ein Unterkommen. Ihr Kind nahm die alte Großmutter, eine gleichfalls mittellose Frau, in's Haus. Als diese aber starb, erbarmte sich des nun siebenjährigen Knaben ein Bruder seiner Mutter, Friedrich Heubel. Letzterem wurde, um ihm einen Ruhesitz zu verschaffen, das Amt eines Stallmeisters und Oberaufsehers auf dem alten Schlosse Schwarzburg angewiesen. Nach mehr als fünfzig Jahren besuchten ihn dort noch die Kinder und Enkel jenes verlassenen Knaben.

Friedrich Heubel war ein Mann von unerschütterlicher Rechtlichkeit und strengem Sinn. Für seinen Fürsten hätte er jeden Augenblick Gut und Blut geopfert; für ihn scheute er keine Mühe. Jede Freundlichkeit seines Herrn erfreute ihn; gegen

jeden Angriff nahm er ihn in Schutz; sein ganzes Wesen war von der hingebendsten Treue eines Unterthanen.

Dieser Mann war jedoch 1779, in jener früheren Zeit, in die wir zurückkehren, wie alle seine Geschwister, in völlig mittellosen Umständen. Eine Anstellung im fürstlichen Dienst war ihm zwar zu Theil geworden, doch zunächst ohne Gehalt. Damals noch unverheirathet, hielt er mit seiner ebenfalls unverheiratheten Schwester, Caroline, Haus. Die Schwester war nicht schön, aber von großer Kraft des Charakters.

Von diesem Geschwisterpaar wurde der siebenjährige Knabe nicht nur aufgenommen, sondern auch mit wahrhaft elterlicher Liebe und Zärtlichkeit großgezogen. Die Jugendeindrücke, die er dort empfing, geleiteten ihn durch das Leben. Ihnen verdankte er bei einem sehr leicht erregbaren Temperament die Scheu vor allem Unsittlichen, ihnen den strengen Sinn für das Recht Anderer, obschon ihm die Neigung zum durchgreifenden Handeln angeboren war.

Den ersten Unterricht empfieng Perthes vom Oheim selbst; auch durfte er öfters an Stunden, welche die Kinder der adeligen Familien erhielten, Theil nehmen; zuletzt als er kurze Zeit die Lehrstunden der fürstlichen Pagen mitgenossen hatte, kam er im zwölften Jahr in das Gymnasium zu Rudolstadt.

Dort hatte er viele Mühe, seinen Lehrern zu folgen. Bei seiner lebhaften Phantasie und nur geringem Sprachtalent lernte er sehr schwer, auch blieb ihm späterhin von dem daselbst Gelernten wenig. Weder für die deutsche oder eine andere Sprache, weder für Geschichte und Geographie, noch für Rechtschreiben und Rechnen wurde eine tüchtige Grundlage gelegt.

Dagegen suchte ein unersättlicher Trieb zum Lesen seine Befriedigung und fand sie durch die Gunst des fürstlichen Bibliothekars. In seinem zehnten bis vierzehnten Jahr las er

unter Anderem Heinrich den Seefahrer, Don Quixote und Campe's Robinson; Schröckhs Weltgeschichte, welche er selbst besaß, brachte einige Ordnung in das Viele, was er unordentlich in sich hineingepfropft hatte. Sein Oheim, in dessen Haus er lebte, bemerkte bald an ihm, daß er nicht gehörig von geistig strenger Arbeit in Anspruch genommen sey. Er sorgte deßhalb dafür, daß die Thätigkeit seiner Phantasie eingeschränkt, der Sinn für das Leben aber erweckt wurde. Dieser Oheim ließ ihn zuweilen Monate hindurch bei sich in Schwarzburg wohnen und nahm ihn dann in die Forsten und Vogelhütten mit, was ihm oft große körperliche Anstrengung verursachte. Doch hat sich diese Erinnerung nie bei ihm verwischt: mit großer Freude dachte er noch in späteren Jahren an die düstern Tannenwälder, durch welche sich die Schwarza so lustig hindurchschlängelte.

Für Perthes rückte nun die Zeit heran, sich irgend einem Berufe zu widmen, da er mit der Confirmation die Kinderschuhe ausgetreten hatte. Zum Studiren waren aber keine Mittel vorhanden, und zu dem, was man in Rudolstadt Kaufmann nannte, fühlte er keine große Lust. Da seine Begierde, Bücher zu lesen, ungemein groß war, so entschied er sich zuletzt für den Buchhandel, weil er eben bei diesem Geschäfte „Bücher" zu bekommen hoffte. Ueberdieß war der jüngere Bruder seines Vaters Buchhändler in Gotha, und da es diesem gut ging, hoffte man, Perthes späterhin bei ihm unterzubringen.

Um einen Lehrherrn für ihn zu finden, nahm ihn der Buchdruckereibesitzer Schirach mit auf die Leipziger Messe. Als er zuerst Ruprecht von Göttingen vorgestellt wurde, ließ Letzterer sich amo von ihm conjugiren, wollte ihn aber nicht nehmen, da die Probe keineswegs zum Besten ausgefallen war. Nun wurde er Herrn Siegert aus Liegnitz zugeführt; aber vor diesem langen, hageren Mann mit seinem bis an die Ferse rei-

chenden rothen Ueberrock bekam er ſolche Furcht, daß er lautlos daſtand und deßhalb von Siegert für „zu blöde“ erklärt wurde. Zuletzt zeigte ſich Friederich Böhme bereit, ihn zu nehmen; „doch ſey er jetzt noch zu ſchwach und müſſe noch ein Jahr nach Hauſe.“

Als dieſes Jahr verfloſſen war, wurde zwiſchen ſeinem bisherigen Erzieher, Friederich Heubel, und ſeinem künftigen Prinzipal, Böhme, ein feierlicher Contrakt abgeſchloſſen. Dieſer wies darauf hin, daß Perthes ſechs Jahre zu lernen habe, alſo es ihm ſowohl in geiſtlicher als leiblicher Hinſicht an nichts mangeln ſolle, und wann er ausgelernt, ihm Böhme nach guter Aufführung mit Empfehlungsſchreiben an die Hand gehen wolle. Sein Oheim verſprach dagegen, ihm ein gutes Federbett zu geben, welches nach Verlauf von ſechs Jahren Herrn Böhme als Eigenthum anheimfallen ſolle. Ferner machte ſich der Oheim verbindlich, des Jungen Wäſche reinigen zu laſſen und ihn mit den nöthigen Kleidungsſtücken zu verſehen, auch ihn immer in ſeinen Briefen ernſtlich zu Fleiß, Gehorſam, ſolidem Betragen und fleißigem Kirchgang zu ermahnen.

Auf dieſen Vertrag hin reiste der nun 15jährige Perthes am 9. September allein in die Fremde. Im Regen und ſcharfer Kälte fuhr er über Neuſtadt, Gera, Zeiz und kam am Dienſtag am 11. September bei ſeinem neuen Lehrherrn an. Dieſer begrüßte ihn mit den Worten: „Mein Gott, Junge, Du biſt ja noch ſo klein wie voriges Jahr; doch wir wollen's einmal verſuchen!“

Die Familie, welche aus der Frau, ſechs Töchtern und einem Sohne beſtand, nahm ihn ſehr freundlich auf. Gleich nach ſeiner Ankunft ſchrieb er ſeinem Oheim: „In Leipzig gefällt es mir ſehr gut, zumal da mein Kamerad (Böhme hatte nämlich noch einen älteren Lehrjungen) ein recht guter Menſch iſt. Auch

die Mamsells scheinen sehr gütig zu seyn. Die zweite Tochter, Friederike, kam zu mir auf mein Zimmer, um mir, wie sie sagte, die Grillen zu vertreiben."

Was er an Geld mit sich brachte, bestand aus 1 Thaler 20 Gr.; dieß ließ sich sein Prinzipal von ihm einhändigen, damit er es nicht in schlechter Gesellschaft verbrauche. Tags darauf wurden ihm von Böhme folgende Verhaltungsbefehle gegeben: „Du mußt Dir Deine Haare vorne kurz, hinten lang zu einem Zopf wachsen lassen! Ferner mußt Du Deinen runden Matrosenhut bei Seite legen und Dir einen dreieckigen anschaffen. Ohne mein Wissen darfst Du Dich nie aus meinem Hause entfernen. Jeden Sonntag hast Du dem Gottesdienst beizuwohnen u. s. w.

Verwöhnt wurde nun Perthes nicht im mindesten. Das Haus Böhme's stand in der Nicolaistraße. Perthes hatte mit seinem Kameraden ein Stüblein oben im vierten Stockwerke, aber das Stübchen war so klein, daß nur ihre nöthigsten Bedürfnisse darin Platz fanden. Das Tageslicht kam nur spärlich zu einer kleinen Oeffnung oben an der Decke herein. Zu der Heizung eines Windöfchens wurden ihnen jeden Abend bei kühler Witterung 3 Stückchen Holz gegeben. Als Frühstück erhielt jeder von ihnen eine Tasse Thee. Sonntags bekamen sie für die künftige Woche 7 Stückchen Zucker und 7 Dreier zu Brod. Dieß schien Perthes nicht gehörig gesättigt zu haben; er schrieb an seinen Oheim: „Da ich früh nur eine Dreiersemmel habe, so werde ich knapp satt; da heißt es hungern, doch, denke ich, wird es sich geben." Von 8 — 1 Uhr Mittags bekamen sie nichts. Zu Tisch aßen sie mit der Familie reichlich und gut; doch mußte Alles, was kommen mochte, gegessen werden.

Daß Perthes mit „Er" angeredet wurde, wollte ihm anfangs nicht recht behagen; doch gewöhnte er sich nach und nach

daran. Zu niederen Dienſten, wie Stiefelputzen, Tiſchdecken u. ſ. w. wurde er jedoch nicht gebraucht, was ihn ungemein freute.

Böhme war kein Mann der Wiſſenſchaft, doch ſehr verſtändig, ſtreng und redlich, auch nicht gerade ohne Sinn für etwas Höheres. Von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends arbeitete er unausgeſetzt, die Mittagsſtunde ausgenommen. Zu Hauſe trank er nur Waſſer, auch betrat er nie ein Wirthshaus.

Die zwei Ausflüge, welche Böhme im Sommer mit ſeiner Familie machte, und woran die beiden Lehrjungen Theil nehmen durften, waren nach Eutritzſch (dort wurde dann eine Flaſche Gaſe getrunken) und dann nach Störmthal, unweit Leipzig.

Böhme war äußerſt gutartig, konnte aber, wann er Anlaß fand, auch ſehr jähzornig werden und in einen Strom von hitzigen Worten ausbrechen. Schwer litt Perthes, namentlich in den zwei erſten Jahren, unter dieſer Leidenſchaft; er ſchreibt deßhalb einmal an ſeinen Oheim: „Mein Herr Principal iſt außerordentlich hitzig. Macht man nicht Alles recht, ſo iſt der henker los.“ War aber dieſer Zornanfall vorüber, ſo brachte Böhme dem zitternden Perthes wieder Obſt, oder theilte er ſeine Taſſe Kaffee mit ihm. Etwas Anderes, unter dem Perthes gleichfalls leiden mußte, war der Umſtand, daß Böhme's Gattin dem Trunke ergeben war. Sie benützte nun auch öfters die Lehrjungen zu Herbeiſchaffung von geiſtigen Getränken, was natürlicher Weiſe, wann es entdeckt wurde, von Böhme beſtraft werden mußte.

Perthes' Stübchen wurde nur Abends gebraucht, da er von Morgens früh bis Abends 8 Uhr in dem Gewölbe war. Dieſes Gewölbe befand ſich außerhalb des Hauſes, auf dem alten Neumarkt. Da nun Böhme nicht immer diejenigen Bücher vorräthig hatte, welche gerade gefordert wurden, ſo belief ſich

das Hauptgeschäft für den jüngeren Lehrling, also für Perthes, auf das Herumgehen in den verschiedenen Buchläden, um ein gewünschtes Werk zu erhalten. Im Winter war dieß eine harte Arbeit für ihn; doch durfte er bei mitleidigen Buchhändlern, durch sein stilles Wesen empfohlen, öfters in das Comtoir eintreten, um sich daselbst zu erwärmen. Kam er aber nach dem Gewölbe zurück, so mußte er noch Stunden lang auf den eiskalten Steinplatten stehen, um zu vergleichen, ob die Bücher mit dem Verzeichniß im Einklang wären. Böhme fragte ihn öfters auch nach einem Buche, gab aber dabei den Titel nur zur Hälfte an. Wenn nun Perthes nicht alsbald Bescheid wußte, so fuhr ihn Böhme an: „Verstehst Du denn kein Deutsch, Bursche?"

Der nächste Winter sollte vollends eine harte Zeit für den noch zarten Perthes werden. Böhme, welcher nie krank gewesen, auch an die Kälte gewöhnt war und dieselbe sich nur durch Reiben und Stampfen zu vertreiben suchte, ließ das Gewölbe niemals heizen. Perthes erfror nun, weil er an solche Temperatur nicht gewöhnt war, beide Füße. Doch blieb Böhme ungerührt, bis sich Perthes kaum noch fortschleppen konnte. Nun wurde zwar nach dem besten Arzte geschickt, aber dieser erklärte, daß der Fuß hätte abgenommen werden müssen, wenn es noch 24 Stunden gedauert hätte. Neun lange Wochen mußte jetzt Perthes das Bett hüten; doch war er nicht ganz ohne Trost. Friederike, die zweite Tochter Böhme's, erst 12 Jahre alt, saß unermüdlich an seinem Bette, tröstete ihn und erzählte ihm. Trotz dem Halbdunkel des kleinen Dachkämmerleins las sie ihm eine Uebersetzung von Muratori's Geschichte Italiens vor. Auf diese Weise lernten sich die Kinder immer mehr kennen und klagten sich jede Noth.

Daß das Heimweh unter den oft so mißlichen Umständen

nicht ausblieb, ist leicht denkbar. Perthes schrieb öfters an seinen Oheim, er fühle eine gewisse Trauer in sich und vermisse seine glücklichen Kinderjahre. Dann erkundigte er sich aber auch wieder, was Vogelheerd und Fischerei mache ꝛc. Besonders ein Kuhhirte, den er von seinem Dachkämmerlein aus auf entfernten Bergen sein Horn blasen hörte, regte das Heimweh stets auf's Neue in ihm auf. Doch benahm ihm diese Sehnsucht nach seinem Schwarzburg keineswegs das Interesse für das, was er las, oder was sonst in seiner Nähe vorging. Bald ergötzte er sich an ein paar Scenen aus Siegfried von Lindenberg oder an der schönen Komödie „Friederich mit der gebissenen Wange;" oft war es auch ein Zug lustiger Studenten, welche auf Pferden einherritten und sechs Postillone als Vorreiter hatten, was sein Auge auf sich zog. Am Anziehendsten aber war für ihn die berühmte Leipziger Messe. Obwohl er über diese Zeit anstrengender arbeiten mußte, so durfte er sich doch auch auf seinen Oheim aus Gotha freuen, welcher alljährlich bei dieser Gelegenheit nach Leipzig kam. „Jedes Viertelstündchen," schrieb er seinem Schwarzburger Oheim, „das ich mit meinem Oheim aus Gotha zubringen darf, ist eine Freude für mich. Ich liebe ihn wie einen Vater und kann ihm Alles vertrauen. Einen Sonntag Nachmittag nahm er mich mit nach Raschwitz, einem benachbarten Orte; an demselben Tage kommen dort alle Buchhändler des römischen Reiches zusammen. Da durfte ich gar viel mit genießen, an das andere Bursche nicht denken dürfen." Perthes beschreibt sodann in diesem Briefe die verschiedenen Vergnügungen, welche er hatte genießen dürfen, noch näher. Namentlich hatte er eine außerordentliche Freude an fremdartigen Thieren gehabt. Er bekam nämlich von seinem Oheim 6 Groschen, um damit in die Komödie zu gehen; da aber die Zeit hiezu zu kurz war, so zog er es vor,

eine Thierbude zu beſuchen. Wie er nun Alles, was er that, recht that, ſo wollte er auch jetzt lieber ſein theures Geld daran geben, um auf den erſten Platz zu kommen. Hier bot ſich ihm ſo viel Merkwürdiges dar, daß er nicht Worte genug fand, es ſeinem Schwarzburger Oheim zu ſchildern. Der Vogel Strauß, ein afrikaniſcher Löwe, ein Panther und Tiger begeiſterten ihn ſo, daß er ſagte, er ſey ganz betäubt worden vor Freude.

Die erſten anderthalb Jahre, welche Perthes in Leipzig war, ließen ihm keine Zeit übrig, um für ſich etwas zu arbeiten und ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Doch waren ſie auch nicht gänzlich für ihn verloren: er durfte manche Lebenserfahrung machen, und namentlich konnte er in ſittlicher Beziehung fortſchreiten. An ſeinem Kameraden Rabenhorſt hatte er ein Vorbild im Wiſſen und in der Geſchäftsbildung. Rabenhorſt ſtand ihm als treuer Freund an der Seite, belehrte, warnte und liebte ihn. Daß Perthes Gott für dieſen Freund recht dankbar war, entnehmen wir einem Briefe, in welchem es heißt: „Ich danke Gott, daß ich hier in Leipzig bin, und das nur meines Kameraden wegen, der mir durch ſeine Aufführung ein gutes Beiſpiel iſt; wäre dieſer nicht, ſo hätte mir unfehlbar die Welt Zeitlebens zur Hölle werden müſſen.“ Ein andermal ſchreibt er ſeinem Oheim, daß es in ſeiner Lage ſchwer ſey, eine gute Geſellſchaft zu finden. Die gewöhnlichen Buchhändlerburſche ſeien Wirthshausläufer und Kartenſpieler; die höheren (unter welchen er die Kaufmannsſöhne verſtand) ſehen bloß auf das Geld, und nur mit dieſem ſey es möglich, ſich ihnen zu nähern. Wäre ihm nicht, fährt er fort, von ſeinem Oheim und ſeiner Tante ein ſo ſtrenger Sinn gegen alles Unreine, Unſittliche eingepflanzt worden, ſo wäre er unfehlbar in die eine oder andere dieſer Geſellſchaften hineingerathen. In einem andern

Briefe ſchreibt er: „Wenn ich mich jetzt und künftig gut halte, ſo habe ich's nur Ihrer und der Tante Erziehung zu danken.“

Bei dem verworrenen Verhältniſſe, das in Böhme's Hauſe herrſchte, ſtand Rabenhorſt dem unerfahrenen Perthes treu zur Seite; namentlich ließ er es nie an Aufmunterung fehlen, das Viele, was Perthes nachzuholen hatte, durch fleißiges Arbeiten allmälig zu erringen. Beſonders aber wurde Perthes durch Rabenhorſt im Umgange mit andern Menſchen geübt; er mußte lernen, Andern nachzugeben und ſeine Meinung nicht immer als die richtige zu behaupten. Dieß mußte man in der That ohne Widerrede thun können, wenn man mit Rabenhorſt gut Freund bleiben wollte; denn derſelbe war neben ſeinen guten Seiten zugleich äußerſt reizbar, hitzig, ſtolz, halsſtarrig, wenn er etwas behauptete. Dabei war er auch höchſt mißtrauiſch und empfindlich. So ſchwer es nun für Perthes war, ſich in alle dieſe Untugenden zu ſchicken, ſo lernte er doch auf dieſe Weiſe die Welt in Einem Menſchen kennen.

Perthes ſchrieb deßhalb an ſeinen Oheim: „So ſehr ich Rabenhorſt liebe, ſo ſchwer wird mir's oft, mit ihm auszukommen. Es iſt nicht nur das Nachgeben, was er verlangt, und was ich beſtändig thun muß, auch wenn ich beſtimmt weiß, daß ich Recht habe, ſondern es kann ihm öfters einfallen, wann ich ihm Recht gebe, zu äußern: „Wie können Sie zu Allem ja! ſagen? Sie glauben wohl, ich laſſe mich dadurch betrügen? Ich werde mir das aber verbitten!“ Ich weiß wohl, lieber Oheim, „fährt er fort,“ Sie werden ſagen, das ſey für mich gut und nützlich; denn ich war, durch den Umſtand, daß ich allein erzogen wurde, im Umgang mit Andern oft ſehr widerwärtig; nun aber habe ich gelernt, wie man mit ſeinen Nebenmenſchen umgehen muß. Jedermann wundert ſich darüber, daß

ich mit Rabenhorſt ſo gut auskomme; aber weil er mich lieb hat, ſo iſt Alles gut."

1789 mußte Perthes ſich von ſeinem wunderlichen Freunde trennen, da dieſer einen Ruf nach Berlin in eine Buchhandlung erhielt und dem zufolge Leipzig verließ. Von dieſer Zeit an ſtand Perthes mehr als bisher auf eigenen Füßen.

Eine weſentliche Veränderung des Buchhandels fand 1789 ſtatt. Bis jetzt mußten die Buchhändler mit aller Vorſicht ſolche Bücher auswählen, von denen ſie ſo ziemlich gewiß glauben konnten, daß ſie Abgang finden würden. Die Zuſendung der neueſten Bücher von Seiten der größeren Buchhandlungen an die geringeren war noch völlig unbekannt. Hingegen kamen die Verleger auf der Leipziger Meſſe, welche zweimal (an Oſtern und an Michaelis) regelmäßig ſtattfand, zuſammen, beſuchten dort einander und zeigten ſich gegenſeitig die Titel ihrer Bücher, worauf eine Beſtellung gemacht wurde. Dieſem beſchwerlichen Uebelſtande wurde dadurch abgeholfen, daß jetzt etliche unternehmende Männer zuſammenſtanden und große Lager errichteten, aus denen jede deutſche Buchhandlung die Werke, deren ſie bedurfte, auf einmal verſchreiben konnte. Einer dieſer Männer war Böhme. Drei große Gewölbe wurden theils mit koſtbaren alten Werken, theils mit neuen guten Büchern angefüllt. Wurden nun Bücher verlangt, ſo mußten ſie im Inventar abgeſchrieben und in das Abgangsbuch eingetragen werden. Dieſe Arbeit fiel nach Rabenhorſts Entfernung dem jungen Perthes anheim. Er verrichtete ſie mit lebhafter Freude und großem Intereſſe. Aus den Beſtellungen, welche von den verſchiedenſten Theilen Deutſchlands einliefen, entwarf er ſich ein Bild ihres Charakters; an den von ihnen verlangten Büchern ſah er die Bildungsſtufe, auf der ſie ſtanden, und lernte ihre Intereſſen kennen. Wach und lebendig, wie er war, ſah er gar wohl ein, daß der Buch-

handel keine Maschine sey, die man gedankenlos gehen lassen könne, sondern daß er einen Scharfblick erfordere, der die Verhältnisse und Wünsche verschiedener Menschen richtig beurtheilen und verstehen lernen müsse. Aus jenen vielen wissenschaftlichen Werken aber, welche bei dieser Arbeit durch seine Hände gingen, lernte er die Namen der bedeutendsten Schriftsteller vorigen Jahrhunderts kennen. Hierauf bekam er große Lust, nicht nur die Titel äußerlich anzusehen, sondern auch in das Innere dieser Bücher mehr und mehr einzudringen.

Böhme besaß neben seinem Commissionsgeschäfte zugleich einen nicht unbedeutenden Verlag. Ein alter Antiquar, welcher durch seine geistige Schärfe und reichen Kenntnisse großen Einfluß auf Böhme hatte, liebte Perthes sehr. In kluger Weise wußte er es Böhme beizubringen, wenn Perthes ihm bei übergroßer Härte der Behandlung seine Noth klagte.

Schon nach einem Jahre, seit Rabenhorst abgegangen war, genoß Perthes das Vertrauen seines Principals in solchem Grade, daß Letzterer ihm das Geschäft während seiner oft mehrwöchigen Abwesenheit übertrug. Die Verwaltung desselben, welche er nach bestem Wissen und Gewissen besorgt hatte, wurde jedesmal mit einem Paare seidener Strümpfe belohnt. Aber Perthes sah wohl ein, daß er doch an Bildung zu wenig gewann, und daß er durch dieses Geschäft nur zu einem Diener der Buchhandlung werde, anstatt später selbst eine solche mit Verstand betreiben zu können. Er schrieb deßhalb einmal an seinen Oheim: „Mein Principal handelt nur, wie es ihm gerade einfällt; warum gerade so und nicht anders, weiß er nicht zu sagen. Frage ich ihn, so antwortet er: „Ich will es eben einmal so machen!“ aber einen Grund weiß er gewiß nie anzugeben.“

Völlige Befriedigung fand Perthes in seinem alltäglichen

Beruf nicht; deßhalb ſuchte er ſich ſolche durch eigene Beſchäftigung zu verſchaffen. 1790 hatte er ſein 18. Jahr erreicht, und nun erwachte in ihm erſt eine rechte Begierde nach wiſſenſchaftlichem Treiben. So ſehr aber dieſe auf der einen Seite ſich kund gab, ſo ſchroff ſtanden auf der andern Seite zwei gewaltige Gegner: der Zeitmangel und die Armuth. Wohl hatte er, da ein jüngerer Lehrjunge angeſtellt wurde, nicht mehr hin und her zu rennen; aber die Zeit, die ihm eigen war, fand er nur vor 7 Uhr Morgens und Abends nach 9 Uhr. In dieſen freien Stunden Privatunterricht zu nehmen, war ſein ſehnlichſter Wunſch; aber großer Geldmangel ließ es ihm nicht zu. Seine Mutter gab ihm Alles, was ſie hatte; beſonders verwendete ſie von ihren 21 Gulden Wittwenpenſion gar nichts für ſich; aber dieß reichte doch für Perthes nicht weiter, als zur Anſchaffung der Schuhe. Abgelegte Kleider erhielt er von ſeinem Oheim, und die Wäſche beſorgte ihm die Tante. Zu Weihnachten bekam er von ſeinem Lehrherrn einen Speciesthaler als Taſchengeld für das kommende Jahr. Ein außerordentlicher Glücksfall war es, wann von dem Oheim aus Gotha ein Geſchenkchen kam.

Im Sommer 1789 ſchrieb er ſeiner Tante: „Würden Sie mich jetzt ſehen, liebe Tante, Sie würden mich nicht mehr erkennen; denn ich bin ſehr groß geworden und gehe durch die Güte des lieben Oheims ſehr gut. Gar ſtattlich ſehe ich in meinem grünen Rock mit hoher Taille, meinen Beinkleidern von neuem engliſchen Nanking und meiner weißen Weſte aus. Aber zu Michaelis werde ich wohl einen neuen Ueberrock bedürfen; da werden die alten Thaler ſpringen, heiſaſa! Nur zwei habe ich noch; aber die will ich alsdann nimmer ſehen!“

Da ſeine Umſtände, wie ſchon oben erwähnt wurde, nicht geſtatteten, einen Sprachlehrer zu halten, ſo verſuchte er es,

sich selbst, vermittelst guter Bücher in den Sprachen und Anderem weiter zu bringen. Aber trotz des willigsten Eifers, welchen er in hohem Grade besaß, wollte es ihm doch nicht gelingen, um 9 Uhr Abends nach mühevoller Tagesarbeit noch ernstlich englisch oder französisch zu treiben. Meist war er so ermüdet, daß er, die Grammatik in der Hand haltend, sanft einschlief.

Da er jedoch entschiedenes Talent für Geschichte und Erdkunde hatte, so widmete er sich auch diesen Studien, soweit es thunlich war, mit großer Liebe. Aber es wurde in jener Zeit von einem jungen Manne, der sich nur ein wenig unter die Gebildeten rechnen wollte, noch überdieß gefordert, daß er ein „Philosoph" sein solle, wie man es dazumal nannte. Ein Philosoph wurde Perthes nun zwar nicht, aber durch dasjenige, was er las, schärfte er sich doch seinen Verstand und sein Urtheil.

Die guten Eindrücke, welche er als Kind von seinem Oheim erhalten, und welche sich noch nicht verwischt hatten, dazu die Ergebnisse seiner Lektüre drückten sich dabei auffallend in seinem Umgang aus.

Alle Gedanken und Gemüthszustände, sie mochten dieser oder jener Art seyn, legte er übrigens ganz offen seinem Oheim dar. So schreibt er einmal an ihn: „An ein Uebel kann ich nicht glauben, weil jedes uns bessert und jedes, wann es vorbei ist, uns die Freude in höherem Grade schmecken läßt. Umsonst wird demnach auch Niemand gequält; wer könnte solch' schreckliche Begriffe von der Gottheit haben? So lange wir aber Untugenden an uns tragen, werden wir nie wahrhaft glücklich seyn können." Wie von sich selbst, so verlangte er auch von Andern, daß sie darnach strebten, immer vollkommener

zu werden. Oft konnte er ganz aufrichtig behaupten, er sey darin jetzt eine Stufe weiter gekommen.

Am Jahresschluß 1791 schrieb er an seinen Oheim: „Der nur kann himmlische Freuden genießen, der an seiner Besserung arbeitet, und ich habe solche Stunden schon oft gehabt, in denen ich durch das Anschauen der Vollkommenheit Gottes einen Vorschmack bekommen habe von dem künftigen mir bestimmten Ziele. Alles war dann Freude in mir, alle Menschen sah ich mit mir der Vollkommenheit entgegenarbeiten und liebte sie alle als Brüder, die das gleiche Ziel sich gesteckt haben." In andern Briefen bekennt er wieder niedergedrückt, daß er nicht immer im Stande sey, das, was er für gut und richtig halte, zu befolgen. Er schrieb daher an seinen Oheim, welcher ihn ermahnte, seinen Grundsätzen treu zu bleiben: „Ein Heuchler müßte ich seyn, wollte ich Ihnen, bester Onkel, versprechen, Alles das zu halten, was ich für gut halte. Bald siegt die Leidenschaft, bald Gewohnheit, bald der Leichtsinn, der mit der Bedenklichkeit meines Kopfes so ganz im Widerspruch steht."

Einer seiner innigsten Wünsche war der, einen wahren Herzensfreund zu besitzen. Er äußerte eben diesen Wunsch in folgender Stelle eines Briefes an seinen Oheim: „Mein herzlichster Wunsch, den ich jetzt habe, ist ein Freund, dem ich mich ganz und gar hingeben könnte, der mich stärkte, wenn ich schwach und matt werde, mir Muth einflößte, wenn ich an meiner Besserung verzweifle; aber noch bis jetzt bin ich ohne welchen geblieben." Doch bald sollte ihm dieses sehnliche Verlangen in reichem Maße befriedigt werden. Zufällig wurde er mit einer Gesellschaft bekannt, die aus „sieben Schwaben" bestand. Obgleich diese sämmtliche Mitglieder älter als er waren, zogen sie ihn doch an sich, weil sie ihn liebgewonnen hatten. Da es aber nicht nur Männer von guter Laune, sondern auch von

vielem Verstande und poetischem Geiste waren, gereichte dieser Umgang unserem Perthes zu besonderem Vergnügen und Nutzen. Durch sie wurde er erst mit den Werken von Herder, Schiller und Göthe bekannt. Es dauerte nicht lange, so war er jede freie Stunde bei seinen neuen Freunden. Seinen Jubel über diesen Freundesfund theilte er in folgenden Worten seinem Oheim mit: „Ich bin einer der glücklichsten Menschen; Freundschaft, Achtung und Liebe begegnet mir auf all meinen Wegen. Sie können sich nicht vorstellen, lieber Oheim, was die Schwaben für eine eigene gute Laune haben; ich bin gewißlich, was die Fröhlichkeit anbetrifft, nicht der Letzte, aber vor der Schwaben Witz muß ich die Segel streichen."

Durch den Umgang mit solchen wackeren Freunden wurde sein Sinn für alles Edle und Gute weiter ausgebildet, und er hatte jetzt nicht mehr wie früher über seine Leblosigkeit und sein kaltes Naturell zu klagen. 1793 schrieb er an seinen Oheim, daß er stets mit Liebe auf die Lehrjahre in Leipzig zurückblicken werde. „Ich war (heißt es in einem andern Brief) ein leichtsinniger Bursche, als ich hieher kam; aber durch Gottes Beistand konnte der Leichtsinn nicht Herr über mich werden!" Mit großer Freude sagte er sich, daß er, ohne Vater und Vermögen zu besitzen, sich dennoch bis jetzt ehrlich durchgebracht habe und in wenig Wochen selbstständig in der Welt stehen sollte.

An Ostern 1793 wurde er von Böhme entlassen. Bei dem letzten Mittagessen kam sein Principal zu ihm heran, gab ihm nach alter Sitte noch einen Backenstreich, überreichte ihm dann einen Degen und nannte ihn: **Sie!** Einige Tage nachher reiste Perthes nach Hamburg ab, um seine neue Stelle als Gehülfe anzutreten. Somit war seine Lernzeit für den Buchhandel zu Ende, aber die für das Leben noch lange nicht.

# Der Bankerott.

## Erzählung

von

**Marie Nathuſius.**

---

Ich war zur Tanzſtunde gerüſtet, noch einmal ſchaute ich, mich prüfend, in den Spiegel, der Scheitel war kunſtgerecht, die Glacehandſchuhe noch hinreichend ſauber, mein kleiner engliſcher Herrenhut glänzte wie Seide. Ich ging in das Wohnzimmer, um meine jüngere Schweſter Thereſe abzuholen. Es war ſonderbar, auf dem Tiſche brannte die große Aſtrallampe; aber Niemand war darin, es war ganz unheimlich ſtill, und plötzlich fiel es mir ein, daß ſchon ſeit einigen Tagen eine ſonderbare Stille im ganzen Hauſe herrſchte. Die Dienſtboten flüſterten ſo viel mit einander, die Eltern verſtummten, wenn ich und meine Schweſter in das Zimmer traten, und Tante Dorette, des Vaters Schweſter, die ſtets guter Laune war, hatte ſeit einigen Tagen keinen Scherz für uns. Für den Augenblick war mir aber die Tanzſtunde wichtiger als die Geſichter der Hausbewohner, und da ich glaubte, Thereſe werde noch angezogen, ſetzte ich mich in die Ecke des dunkelrothen Sammetſopha's und hing meinen Gedanken nach. Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieſe Gedanken mich auf die prächtige Ausſtattung unſeres Zimmers führten. Ich betrachtete mir Alles ſehr genau, die goldverzierten Tapeten, die koſtbaren Oelgemälde, die ſeidenen Vorhänge, die in reichen, ſchweren Falten an den hohen Fenſtern herab-

hingen, die Kronleuchter, die Konsolen und Marmortischchen mit den Vasen und Statuen und die vielen kleinen Nippessachen auf den Servanten. Den türkischen Teppich, die Sammetsopha's und Sessel, bunt durcheinander, die üppigen Schling- und Blattpflanzen an künstlichen Gittern und die beiden hohen Trümeaux, in denen das strahlende Licht der Lampe alle diese kostbaren Gegenstände zu verdoppeln schien. Ein solches Zimmer können deine Freunde nicht aufweisen, dachte ich mit nicht geringem Stolze, sie sind freilich alle nicht so reich, als wir es sind! Diese angenehmen Betrachtungen wollte ich eben weiter ausspinnen, als Therese, die zwölfjährige Schwester, in das Zimmer hüpfte. „Gefalle ich Dir?" fragte sie herausfordernd, indem sie in ihrem Rosamuslinkleide eine Contretanztour zu tanzen begann. „Wo ist Mama und Tante Dorette?" unterbrach ich sie ungeduldig, „wir haben keine Zeit zu verlieren." — „Sie werden im Kabinett seyn," entgegnete Therese. — „Im Kabinett nicht, da ist's muksmäuschen still," war mein Einwand. Aber Therese hatte die Thür schon geöffnet und wirklich, Mutter und Tante saßen beisammen. Tante Dorette war noch eben dabei, einige Worte zu flüstern; bei unserem Eintreten verstummte sie. Die Mutter hatte sich fest in einen großen bunten Shawl gehüllt, sie sah bleich und verweint aus; Dorette schaute ernst auf eine Bibel, aus der sie wahrscheinlich eben vorgelesen hatte. Ich war etwas erschrocken; aber Therese rief unbesorgt: „Mama, jetzt wollen wir zur Tanzstunde." — „Zur Tanzstunde?" fuhr die Tante verwundert auf. — „Ja wohl zur Tanzstunde," entgegnete die Mutter hastig; „geht nur, Kinder, geht." Tante Dorette schüttelte den Kopf. „Ich glaube aber, daß es etwas schneit," sagte Therese bedenklich, „wir können nicht gehen, Friedrich muß anspannen." — „Hat Euch Papa nicht gesagt," begann die Mutter verlegen. — „Was gesagt?" fragten wir neugierig, „daß

er die Pferde verkauft hat." — „Die Pferde verkauft!" rief ich ganz verwundert. „Ja," sagte die Mutter, „weil wir bald auf's Land gehen und dort Pferde finden." — „Aber, Mama," fuhr ich sehr naseweis heraus, „ich begreife nicht, was wir jetzt auf dem Lande wollen, es ist kaum Mitte März, kein vernünftiger Mensch geht jetzt schon auf's Land." — „Geht nur jetzt in die Tanzstunde, es ist hohe Zeit," unterbrach mich die Mutter abwehrend. Tante Dorette aber verließ sichtlich aufgeregt das Zimmer, und in Besorgniß, sie möchte unbegreiflicher Weise unserer Tanzstunde etwas in den Weg legen, nahm ich Theresens Hand und beeilte mich mit ihr das Haus zu verlassen. Die Frau Justizrath Strombeck empfing uns im Vorzimmer, aber sonderbar genug, sie war befangen und schweigsam, wie die Leute in unserem eigenen Hause; sie fragte weder nach den Eltern, noch nach der Tante, war uns nur eilig beim Ablegen behülflich und führte uns in das Zimmer zu unseren Tanzgenossen. Auch hier wurden wir von sonderbaren Gesichtern empfangen. Luischen, die vierzehnjährige Tochter des Hauses, wollte mit uns reden, sie war aber sichtlich verlegen und zerstreut, sie redete von der unerträglichen Hitze im Zimmer, aber Mama werde bald für Thee sorgen. Die anderen Kinder kicherten über diese wunderliche Rede, sie kicherten aber sicher auch über etwas Anderes, sie sahen mich und meine Schwester neugierig an und wollten das wieder verbergen durch alberne Redensarten. Kurz und gut, mir wurde das immer unheimlicher, und selbst Therese war im Begriff, ihre Unbefangenheit zu verlieren, als der Tanzmeister mit der Geige erschien, und die Sache ihren Anfang nahm. In dem allgemeinen Vergnügen bekamen unsere Spielgenossen auch wieder ihre alten Gesichter, und ich suchte mich zu überreden, daß sie auch im Anfang nicht anders gewesen wären, und daß überhaupt mit uns gar in der Welt nichts passirt seyn

könne, was die Leute ſo ſonderbar mache. Am Schluß ſaßen wir Alle wie gewöhnlich ruhig plaudernd in einem Kreiſe, um uns abzukühlen. „Ich finde es eigentlich noch ſehr früh, um auf das Land zu gehen," ſagte Thereſe zu Luiſchen, der ſie ihre Betrübniß mittheilte, daß ſie ſo bald die Stadt verlaſſen müſſe. „Das finde ich auch," war Luiſchens Antwort. — „Der Doctor hat es der Mama verordnet," fuhr Thereſe harmlos fort. Luiſchen nickte nur mit dem Kopfe; aber ich ſah deutlich, wie meine Nachbarn ſich anſtießen und wie ein ſpöttiſches Lächeln unverholen um ihre Lippen ſpielte. Das ärgerte mich, und aus Aerger und Verlegenheit nahm ich ſehr altklug das Wort: „Wir werden übrigens bald Ende März haben, dann blühen die Veilchen, die Bäume fangen an, grün zu werden, und ich finde es ganz beſonders ſchön, den Frühling nach und nach ſich entfalten zu ſehen. Für unſere Unterhaltung bin ich auch nicht bange," fuhr ich fort, „Papa wird uns Ponies anſchaffen, dann reite ich mit Thereſen ſpazieren." — „Aber auch einen kleinen eleganten Wagen muß Papa anſchaffen," fiel Thereſe ein, „dann fahre ich ſelbſt, und ein kleiner Jockey ſitzt hinten; weißt Du, Edmund, wie die kleine Prinzeß in Carlsbad." — „Ich bitte aber zu bedenken, daß der Hafer ziemlich theuer iſt," ſagte einer von den Knaben ſpöttiſch. „Hafer für zwei Ponies iſt ja eine Lumperei," war meine wegwerfende Antwort.

„Wir führten in dieſer Weiſe das Geſpräch weiter, und ich ſchäme mich jetzt noch, wenn ich an den Abend zurück denke, wie albern ich redete und wie das ſeltſame widerſprechende Weſen meiner Freunde mich immer eifriger machte und auch Thereſen mit in das Feuer zog. Ja, wir waren erſtaunlich hochmüthige, eitle Kinder. Thereſe machte das durch eine liebenswürdige Freundlichkeit wieder gut, ich aber war hochfahrend und rechthaberiſch im höchſten Grade, und darum gar nicht geliebt. Noch

nie hatte ich das so bemerkt, wie diesen Abend, ich war innerlich empört darüber; wartet nur, diesen Abend sollt Ihr mir entgelten, dacht' ich in kühnem Zorn, wenn ich erst die Ponies-Equipage habe, Euch hole ich gewiß nicht zu den Spazierfahrten ab, und Euch nehme ich sicher nicht wieder in unsere Theaterloge mit. In höchster Aufregung kam ich nach Hause. Therese wurde von dem Mädchen an der Schlafstubenthür in Empfang genommen, ich ging in das große Wohnzimmer. Wieder brannte die große Lampe, und Niemand war im Zimmer; aber die Thür des Kabinettes war nur angelehnt, ich hörte Mutter und Tante reden, und in unüberwindlicher Neugierde schlich ich mich an die Thür, um zu lauschen. „Wir wollen sehen, wer Recht hat," sagte eben Tante Dorette, „Gottes Wort oder Dein schwaches Herz, liebe Emilie." — „Das Unglück ist zu groß," seufzte die Mutter. „Du wirst es vielleicht bald anders beurtheilen," entgegnete Dorette tröstend. „Meine armen Kinder!" fuhr die Mutter nach einer Pause fort. „Für die ist es wahrscheinlich nur ein Glück," war der Tante sehr ruhige Antwort. „Ein Glück?" fuhr die Mutter auf, „Dorette, bist Du verwirrt? Ein Glück? wenn der Vater Bankerott macht, wenn der Familie Alles genommen wird, wenn die armen Kinder herausgerissen werden aus den gewohnten Verhältnissen, aus all' den Bequemlichkeiten, daran sie von Jugend auf gewöhnt waren, wenn ihr Fortkommen, ihre Hoffnungen zerstört sind, wenn ihrer statt Freude und Genuß nur Kummer und Mangel wartet?"

Ich war so erschrocken über das, was ich gehört hatte, daß ich mich unwillkürlich in die entfernteste Ecke des Zimmers schlich. Meine Kniee schlotterten, meine Lippen bebten, ich setzte mich auf einen Sessel, und die Wogen des Unglücks schienen mich zu verschlingen. So war also das Wesen der Frau Justizräthin

und unſerer jungen Freunde und der Leute im Hauſe aufgeklärt, darum war mein Vater ſeit mehreren Tagen nicht vom Comptoir gekommen, darum war die Mutter verweint und Tante Dorette ſo ernſt. Aber die Tante, war ſie wirklich verwirrt? ſie nannte es ein Glück für uns? Ein Glück, daß wir nun wirklich keinen Hafer für zwei Ponies kaufen konnten, daß wir, anſtatt mit Grafen und kleinen Prinzeſſinnen zu wetteifern, wie Bauer- oder gar wie Bettelkinder leben mußten. War die Tante wirklich verwirrt, dacht' ich verzweiflungsvoll in meinem Herzen. Bei alle dem hatte ich doch ein gewiſſes Gefühl, warum ſie es ein Glück für uns nennen konnte. Ihre Anſichten waren von denen der Eltern ſo verſchieden, ſie ermahnte uns Kinder oft, ſie ſtellte uns unſere Eitelkeit und unſeren Leichtſinn mit ſolcher Wärme vor; aber deſſen ungeachtet befolgten wir ihre Lehren nicht und ließen uns lieber von der zu gutwilligen Mutter verwöhnen und von einem Vergnügen zum anderen führen. Ja, dachte ich ſelbſt ſehr weiſe, Tante Dorette iſt von Jugend auf anders gewohnt zu leben als die Mama, ſie hat immer in beſchränkten Verhältniſſen gelebt; darum hat ſie ſo ſonderbare Anſichten von der Erziehung reicher Kinder.

Dorette war die einzige Schweſter meines Vaters, ſie waren die Kinder eines rechtſchaffenen kleinen Gutsbeſitzers, der, wie ſie uns oft erzählte, mit dem Wahlſpruch: Bete und arbeite, ſeine Tage in Glück und Zufriedenheit verlebte. Der Großvater Weſtroth ſah es auch gar nicht gern, daß ſein einziger Sohn durch die Vermittlung eines Verwandten nach der Stadt gezogen wurde, um Kaufmann zu werden; aber der Großvater, noch zu rüſtig, um das Gut früh abzugeben, ließ es geſchehen und gab ſogar ſpäter ein Kapital, damit mein Vater ſich beſetzen konnte. Mit dem Kapital machte er ſehr glückliche Unternehmungen und war bald der Eigenthümer eines

blühenden Engros-Geschäftes. Die Heirath mit meiner Mutter, einem sehr reichen, elternlosen Mädchen, machte seine Verhältnisse nur noch glänzender, und als der Großvater nach einigen Jahren unerwartet früh starb, war das kleine Erbgut kaum der Berücksichtigung werth: es wurde verpachtet. Tante Dorette folgte den dringenden Bitten des Vaters und zog zu uns, um die Führung des großen Haushaltes zu übernehmen, weil die Mutter nie gewohnt war, sich um Wirthschaftsdinge zu bekümmern, auch war sie zu schwächlich dazu. Tante Dorette lebte seit zehn Jahren im Haus und war Allen, aber besonders uns Kindern unentbehrlich. Wir hatten sie herzlich lieb; denn trotz ihrer ernsthaften Ermahnungen war sie stets liebreich gegen uns und war unsere Hülfe und unsere Freundin bei allen Spielen. Nach Dorndorf, nach dem kleinen Erbgut vom Großvater, sollten wir nun übersiedeln, so war mir unsere frühe Reise dorthin wohl erklärt; ich wußte aber an diesem Abend, wo ich unser Unglück erfuhr, nicht einmal, daß selbst dieses Gut nicht mehr unser eigen war. Auf Dorettens dringenden Wunsch, der es ja halb gehörte, war es einem Gläubigen übergeben, der Vater sollte wenigstens als ein ehrlicher Mann von dem Schauplatze seines Glanzes zurücktreten; aber die Tante hatte nur unter einer Bedingung ihr Vermögen großmüthig hingegeben, der Vater mußte Pächter des Gutes seyn, dagegen hatte sich der Vater verpflichtet, das Kapital mit der Pacht richtig zu verzinsen.

Als ich mich vom ersten Schrecken etwas gesammelt hatte, trieb es mich wieder zur angelehnten Thüre, um weiter zu lauschen. Die Tante schilderte eben die glücklichen Tage ihrer Jugend in Dorndorf. — „Freilich mußten die Mutter und ich immer sehr fleißig seyn," schloß sie. „Und viel entbehren," fuhr die Mutter fort. „O, Emilie," sagte die Tante warm,

„wie süß auch Entbehrungen seyn können, wie viel sich mit einem fröhlichen Sinn und mit dem festen Vertrauen auf unseren treuen und gütigen Vater im Himmel tragen läßt, Du wirst es erfahren.“ Die Mutter seufzte. „Du wirst Dich auch noch glücklich fühlen in meinem lieblichen Dorndorf,“ fuhr die Tante fort. „Lieblich?“ sagte die Mutter wieder heftig, „ich war vor drei Jahren dort, ein grauenhafter Aufenthalt, das kleine Haus zerfallen, ganz verschmutzt, verdorben, der Hof ein Sumpf, der Garten eine Wildniß.“ — „Ja, es war in schlechten Händen,“ klagte die Tante, „aber es wird sich ändern lassen,“ setzte sie tröstend hinzu. „Womit ändern?“ entgegnete die Mutter, „der Pächter schon hat immer geklagt, er könne bei dem hohen Pacht nichts in Ordnung halten, wir müssen den doppelten Pacht zahlen, ohne Geld, ohne Vorräthe im Frühjahr anfangen. Dorette täusche Dich selbst nicht über unsere trostlose Lage.“ — „Nun gut, der Herr wird dennoch helfen,“ sagte Dorette fest, und es entstand eine Pause, in der ich mich leise fortschlich und auf mein Zimmer begab. Ich legte mich zu Bett, aber schlafen konnte ich nicht, mein jugendlicher Kopf war voller Bilder und Vorstellungen. Ein zerfallenes, kleines, schmutziges Haus, ohne Geld, ohne Vorräthe, wie entsetzlich. Aber, fiel mir etwas Kluges ein, wenn wir die rothen Sammetsophas, die seidenen Gardinen, die Bilder, die Kronleuchter hineinbringen, so wird es doch ein pompöses Ansehen bekommen zum Verwundern der ganzen Umgegend, ich begreife nicht, daß Mama daran nicht gedacht hat.

Am anderen Morgen ging ich zur gewöhnlichen Frühstückszeit in das Wohnzimmer, da kam mir Therese sehr lebhaft entgegen. „Denke Dir,“ sagte sie, „ich stehe hinter dem Epheugitter am Fenster, da treten zwei Damen in das Zimmer, ich schaue durch das Gitter, es ist Fanny und Ida Müller.“ —

„Sieh nur," ſagte Ida zu ihrer Schweſter, „wie unverſchämt! ſie haben unſere ſilberne Kaffeemaſchine noch im Gebrauch!" und Fanny entgegnete: „Laß ſie nur, morgen reiſen ſie ab, bis dahin hat ihnen Papa erlaubt, die Sachen zu gebrauchen." Dann haben die beiden Mädchen ſich Alles angeſehen und gemeſſen, und als Ida fürchtete, Mama möchte kommen, ſagte Fanny: „Frau Weſtroth kommt gar nicht mehr aus dem Kabinett heraus."

Das war ein neuer Schrecken für mich. Alſo dieſe ſchönen Sachen gehörten uns auch nicht mehr, und wir konnten das zerfallene Haus in Dorndorf nicht damit ſchmücken. Ich ſtand ſtumm vor der Schweſter; es wogten in meiner Bruſt Zorn und Kummer. Sie aber fuhr in höchſter Aufregung fort: „Dann haben ſie geſagt, die Kinderſtuben-Möbel und Dorettens Möbel wären gerade gut genug für uns, wir müßten Gott danken, daß ſie uns ihr Vater geſchenkt hat. Edmund, iſt das nicht abſcheulich? wie können ſie ſo lügen!" — „Sie haben nicht gelogen," brach ich jetzt in bittere Thränen aus, nichts gehört mehr uns, wir ſind bettelarm, Papa hat Bankerott gemacht, wir werden aus dem Haus geworfen, und in Dorndorf müſſen wir ſchmutzige Bauernkinder werden und unſer Brod ſelbſt verdienen." Thereſe ſchluchzte jetzt laut mit mir, als plötzlich der Vater zu uns trat, unſere Hand ergriff und uns in das Kabinett führte. Jetzt wurde uns im Beiſeyn von Mutter und Tante unſer Unglück mitgetheilt. Ich merkte wohl, daß wir es auf der Mutter dringenden Wunſch erſt in Dorndorf und nach und nach erfahren ſollten; aber das war ein Ding der Unmöglichkeit, die Mutter mußte ſich des Vaters und Dorettens Vorſtellungen endlich fügen. Der Vater theilte uns mit, daß verſchiedene große Handelshäuſer fallirt und ihn mit geſtürzt hätten.

Wir hatten nur Thränen zur Antwort, und das Frühstück blieb den Morgen von Allen unberührt.

Der Tag war unruhig und wüst, die nöthigen Sachen, die uns vom jetzigen Eigenthümer des Hauses geschenkt waren, wurden eingepackt. In den guten Zimmern waren Silberzeug, Gedecke und Service aufgestellt, die von der Familie Müller in Empfang genommen wurden. In diese Zimmer wagte ich mich mit meiner Schwester nicht mehr, in unserer und der Tante Stube wurde für uns gepackt, und wir Kinder saßen trübselig in den verödeten Ecken. Mit dem Abend verließen wir das Haus, die Tante nahm mich und Theresen zu einer guten Freundin mit, wir sollten dort die Nacht schlafen. Die Eltern gingen in einen Gasthof, sie waren zwar von verschiedenen Seiten eingeladen; aber die Mutter konnte sich nicht entschließen, diese Stunden der Demüthigung unter ihren früheren, sogenannten guten Freunden zuzubringen. Mir und Theresen wurde es nach dem entsetzlich wüsten und unruhigen Tage in dem traulichen Zimmer des guten alten Fräuleins ganz wohl zu Muthe, ich hatte gar nicht geglaubt, daß uns noch ein gebildeter Mensch ansehen würde, und das alte Fräulein war so zärtlich mit uns, labte uns mit schönem Thee und Kuchen und Butterbrod. Wo werden wir morgen um diese Zeit seyn? dachte ich mit schwerem Herzen.

Am anderen Morgen noch ganz in der Dämmerung gingen wir, unsere Päckchen unter dem Arm, nach dem Gasthof. Wir mußten an unserem Hause vorbei, es lag stumm und grau in dem feuchten, dicken Nebel, es war mir so schaurig, ich hätte gar nicht hinein mögen. Wir kamen auch vor einem Bäckerladen vorüber, Tante Dorette ließ sich einen großen Kober mit schöner weißer Waare voll packen. „Das giebt es bei uns in Dorndorf nicht," sagte sie lächelnd, „das wird ein Festessen." Vor

dem Gaſthofe ſtand ſchon ein großer Reiſewagen mit zwei geduldigen Miethspferden. Tante Dorette packte nun den Wagen in allen Ecken voll; denn obgleich unſere Möbel und Sachen ſchon früh in der Nacht abgegangen waren, ſo war es doch möglich, wir kamen noch früher in Dorndorf an, und dann ſollte es uns nicht am Nöthigſten fehlen. Der Vater ſetzte ſich zum Kutſcher, wir Uebrigen in den Wagen. Es war eine ſchweigſame Fahrt, eine Stunde auf guter Chauſſee, dann durch tiefen Schmutz. Die Mutter hatte die Augen immer geſchloſſen und öffnete ſie nur, wenn der Wagen zu gefährlich nach einer Seite hing. Die Tante ſchaute ſo aufmerkſam nach den braunen Bäumen, den Düngerhaufen und Schmutzlöchern hinaus, als ob es ihr eifriges Studium ſey, aber wo waren wohl ihre Gedanken? Mittag wurde in einem kleinen Dorfe Halt gemacht, aus dem Morgennebel war ein tüchtiger Regen geworden, und wir waren froh, den eng verſchloſſenen Wagen verlaſſen zu können. Die Wirthsleute ſahen uns verwundert an, die Wirthin aber that alles Mögliche, uns zufrieden zu ſtellen. Die Tante kochte ſelbſt eine Suppe und als die große Terrine und Butter und Brod und Käſe auf dem Tiſche erſchienen, und wir dann tüchtig aßen, ſtellte ſich bei uns Kindern wenigſtens die Sprechluſt etwas ein. „So ſchönes Brod gibt es bei uns in der Stadt nicht,“ ſagte ich in aufrichtiger Bewunderung. Thereſe ſtimmte mir bei, die Tante verſicherte uns, wir würden immer ſo ſchönes, ſelbſtgebackenes Brod in Dorndorf eſſen. „O, das wird köſtlich,“ verſicherten wir Beide. Die Eltern lächelten zum erſtenmal, als ſie unſer Vergnügen ſahen, und mir ging es wie ein Blitz durch die Seele, wir müßten recht freudig und mit Allem zufrieden ſeyn, um der Eltern Kummer zu erleichtern. Es bedurfte von mir nur einer kleinen Anregung, um Thereſens harmloſe Fröhlichkeit zu erwecken. Der zweite Theil unſerer Reiſe war etwas

belebter. Thereſe ſchwärmte, wie ſie mit dem weißen Milcheimer in den Kuhſtall gehen würde und melken, und dann allerliebſte kleine Stücke Butter machen, und ſchilderte lebhaft das Vergnügen, wenn wir auf einer Waldwieſe von Birken und Buchen umgeben mit dem alten Chriſtian Heu machen und auf dem duftenden Fuder zurückfahren würden. Der alte Chriſtian war noch der Knecht vom Großvater her, mit ihm und mit ſeiner erwachſenen Tochter wollten wir wirthſchaften, das war der Tante Troſt, von unſeren vornehmen Dienſtboten war natürlich Niemand mitgenommen, die Hausarbeit mußte von unſeren eigenen Händen gethan werden. Daß der gewiſſenloſe und unordentliche Pächter das Haus geräumt haben würde, hofften wir ſicher. Seit dem Herbſt war ihm ſchon gekündigt, und nur aus Nachläſſigkeit war ihm noch geſtattet, im Haus zu bleiben. Chriſtian hatte mit ſeiner Tochter ſeit dem Herbſt eigentlich allein wirthſchaften ſollen. Als Dorndorf in der Abenddämmerung und in grauen Regenwolken ſichtbar wurde, ſchwiegen wir Alle. Die Mutter ſchloß wieder die Augen, als ob ſie gleichgültig Alles über ſich ergehen laſſen wolle. Wir fuhren um das Dorf herum, zuletzt an einer verwilderten Hecke hin, deren Lücken durch halb umgeſunkene Dornen erſetzt waren, und als wir uns durch einen Art Sumpf durchgearbeitet hatten, hielt der Wagen ſtill. Die Fenſter waren alle dunkel, Niemand kam uns entgegen, als aber der Vater die Hausthür aufmachte, ſtand hier der alte Chriſtian. Er ſetzte ſchnell eine kleine Blechlampe an die Erde und reichte dem Vater die Hand und ſagte zu ihm: „Gott zum Gruß, lieber junger Herr, nun der Herr ſegne Ihren Eingang, ja Glück und Unglück wechſeln im Leben; aber der alte Gott bleibt ewig leben.“ Indem der Vater dieſen Gruß etwas verlegen entgegnete, hatte ſich Tante Dorette an Beiden durchgedrängt, um das Haus zu recognoſciren. „Aber Chri-

ſtian, wie ſieht das bei Euch aus!“ wandte ſie ſich ſehr aufgeregt zu dem Alten, „ich hatte doch geſchrieben, daß wenigſtens geſcheuert und geweißt werden müßte.“ — „Liebes Mamſellchen, das iſt nicht unſere Schuld,“ entgegnete Chriſtian, „das Volk hat erſt vor einer Stunde das Haus geräumt, mit aller Gewalt, ich habe ſo viel Aerger gehabt.“

Wir ſtanden jetzt Alle im Hausflur, die Mutter bleich und ſtill; ſelbſt die Tante ſchien die Faſſung etwas verloren zu haben. „Nein, in die Stube können wir nicht, der Schmutz und der Geruch iſt abſcheulich. Wir könnten für jetzt in Chriſtians Stube gehen,“ ſchlug der Vater vor. „Das iſt wahr,“ ſagte Dorette, „und dann machen wir ſchnell das Erkerſtübchen zurecht.“ — „Liebe Emilie,“ wandte ſie ſich zur Mutter, „nur eine Stunde Geduld, dann ſoll es Dir wohl und behaglich ſeyn.“ Die Mutter wurde in Chriſtians Lederſtuhl geſetzt, die kleine Lampe brannte neben ihr düſter auf dem weißen Tiſch, wir Alle aber verließen ſie, um auszupacken und zu ordnen. Thereſe und ich, wir ſchauten in die eigentlichen Wohnſtuben. Wie abſcheulich ſchmutzig, grau und verwöhnt ſah es da aus! Einige Fenſterſcheiben waren ſogar mit Papier verklebt. „Ganz wie bei Bettelleuten,“ ſeufzte ich, und Thereſe ſah ſo niedergeſchlagen aus, daß ich wohl merkte, ſie hatte ihre idylliſchen Erwartungen von Dorndorf völlig aufgegeben. Die Tante ſtörte uns in unſeren traurigen Betrachtungen. „Nun raſch zur Arbeit,“ ſagte ſie friſch, „hier darf Niemand müßig ſtehen.“ Bald trabten wir vom Wagen nach der Erkerſtube und wieder zurück zum Wagen. Je wichtiger die Tante unſere Hilfe machte, deſto zufriedener wurden wir. Die Erkerſtube war ganz leidlich, Dorette hatte ſie ſich immer reſervirt, ein krummbeiniges Sopha, ein eben ſolcher Tiſch, eine Kommode und einige Stühle waren darin, in der Kammer daneben waren Leinen- und Bettvorräthe

von ihr aufbewahrt. Während ich mit dem Vater die letzten Sachen aus dem Wagen herbeitrug, und Thereſe auf der Tante Anordnung ganz eifrig den Staub von den alten Möbeln putzte, mühte ſich Dorette ſelbſt, einzuheizen. Aber ein neuer Schrecken, der Ofen rauchte ſo gewaltig, daß wir Alle aus der Stube vertrieben wurden. „Wer weiß, wie lange der Ofen nicht geheizt worden iſt," ſagte der Vater niedergeſchlagen." Ach, und er hat ſchon damals geraucht," fügte Dorette hinzu, „der ſelige Vater wollte an dieſen Ofen nie etwas wenden, weil die Gäſte, die hier zuweilen logirten, nur im Sommer kamen. Wir ſtanden wirklich troſtlos da wie Schiffbrüchige, die durch eine unglückliche Welle von dem ſo nah erblickten Lande fortgetrieben werden, als Chriſtine, unſere geſcheute Magd, erſchien und uns einige Bunde Mohnſtroh anbot. „Das iſt wie Zunder, das ſoll wohl brennen," ſagte ſie. Der Vater wagte ſich in den dichten Qualm, er legte ein Bündel in den Ofen, — „Triumph! Triumph! es brennt ganz herrlich, der Rauch zieht mit der Flamme fort," rief er. „Triumph! Triumph!" jubelten wir mit, ein freudiger Schauer rieſelte durch meine Glieder, und Thereſen ſtanden Thränen im Auge, ſo hatten wir uns kaum in unſerem Leben gefreut. Die Stube mit den krummbeinigen Möbeln erſchien uns ein paradieſiſcher Ort gegen die übrigen abſcheulichen Räume des Hauſes. Ich ward nun als Feuerwerker angeſtellt, es kam darauf an, immer zur rechten Zeit auf die hellen Flammen neuen Brennſtoff zu legen. Ich machte meine Sache gut; denn während die letzten Rauchwolken aus den offenen Fenſtern hinauszogen, begann der Ofen zu glühen. Thereſe hatte während deſſen Alles ſauber gemacht, dann hatte ſie mit der Tante einen kleinen wollenen Teppich vor das Sopha gebreitet; eine weiße Serviette, um den Tiſch zu ſchmücken, lieferte der Tante Leinenkoffer, und ich rief von

Zeit zu Zeit: „Oh, wie ſchön!“ Aber es ſollte noch beſſer kommen. In dem einen Koffer zwiſchen der nöthigſten Wäſche waren Taſſen und Theekeſſel verpackt; die Tante und Thereſe nahmen ſie heraus, und bald war Alles auf der weißen Serviette zierlich geordnet, auch Zucker- und Theebüchschen und das Weißbrod der Tante, darüber warf meine frühere grüne Schirmlampe, welche die Tante vorſorglich ſchon im Wagen mitgenommen hatte, ihr helles freundliches Licht. Jetzt fehlte nur Waſſer, Milch, Butter und Brod, Chriſtine ward herauf beſchieden. Als ſie eintrat, blieb ſie erſtaunt an der Thür ſtehen, ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Iſt das aber eine Pracht!“ Freudig ging es mir wieder durch Mark und Bein, nie hatte die Bewunderung unſerer Stadtherrlichkeiten mir ſolche Gefühle erregt, als Chriſtinens Staunen über unſer kleines Paradies unter dem Dache. Chriſtine entfernte ſich aber ſchnell, um der Tante Wünſche zu erfüllen, bald kehrte ſie mit dem gefüllten Theekeſſel und der Butter zurück, Chriſtian folgte ihr mit ſchönem, friſchem Brode. Ich hatte aber mit Thereſen oben an der Treppe gelauſcht, wie Chriſtine ihrem Vater die Pracht und Schönheit da oben ſchilderte und wie er ſich erbot, das Brod zu tragen, um das Alles auch zu ſehen. Wir trippelten zurück in das Zimmer und ſtanden in freudiger Erwartung, was Chriſtian ſagen möchte. „Ei du meine liebe Zeit, na, ſo was iſt doch noch nicht da geweſen,“ rief er und ſchlug vergnügt die Hände zuſammen. „Chriſtian, es wird noch beſſer kommen,“ ſagte Dorette ſtolz. „Morgen packen wir ja erſt unſere wunderſchönen Möbel aus,“ ſagte Thereſe, „ich habe einen Glasſchrank mit Spiegelſcheiben, da ſind allerliebſte Nippesſachen drin,“ — „Nippesſachen?“ ſagte Chriſtian verwundert. Der gute Alte wußte nicht, was das war. „Ja,“ fuhr Thereſe geſprächig fort, „und Edmund hat eine Muſchelſammlung.“ — „Ei, ei, ei,“

bewunderte der Alte. Dorette nahm ihm jetzt das Brod ab. „Das ist schönes Brod," sagte sie freudig. „Ja, aber vom letzten Roggen," fiel Christian traurig ein, „das Volk hat Alles alle gemacht." „Der letzte Roggen!" entgegnete Dorette etwas betreten, „und wir sind erst im März, Christian." — „Freilich ist es schlimm," sagte der Alte, „ich habe es aber dem Herrn genug sagen lassen. Wie es nun endlich hieß, sie sollten aus dem Hause, da haben sie noch Alles auf die Seite gebracht, es war kein Halten, na, Sie haben's ja gesehen, Speisekammer und Rauchkammer sind leer." — „Ja, ich habe es gesehen," entgegnete Dorette, „Christian, wenn man keinen Speck und Schinken hat, dann ißt man keinen, aber Brod müssen wir haben." — „Nun ja, und unser Herrgott wird dafür sorgen," sagte Christian, „und nun Mamsellchen, kommen Sie, etwas habe ich auch auf die Seite gebracht. Er schloß ein Kapuß an dem großen Schornstein auf und ließ uns schmunzelnd hinein sehen. Wirklich, ein Schinken, eine Speckseite und mehrere Würste hingen darin. Wir jubelten, und es ward beschlossen, um der Mutter den Empfang so schön als möglich zu machen, daß einige Schinken-Scheiben heute Abend zum Opfer fallen müßten. Die Arbeit war bald gethan, und nun war Alles so weit, daß wir die Mutter holen konnten. Wir fanden den Vater bei ihr, und wir drei mußten wohl zu freudestrahlende Gesichter haben, die Eltern sahen uns verwundert an. Der Zug setzte sich in Bewegung, Therese und ich, wie die Hündlein, liefen ungeduldig voran und blieben wieder stehen, endlich war die Thür aufgethan, die Mutter trat ein. Ja, sie war erstaunt, sie lächelte, sie reichte Doretten die Hand, Thränen liefen über ihre Wangen. Der Vater war an das Fenster getreten, ich glaube, er weinte auch. Dorette führte die Mutter nach dem Sopha, dann stellte sie sich mit gefalteten Händen an den Tisch

und ſprach. Ich weiß nicht, es war wie Singen und auch wie Beten, wir waren Alle ſo bewegt, und hörten nur die Worte: „Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich, und ſeine Güte währet ewiglich. Was betrübſt Du Dich, meine Seele, und biſt ſo unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angeſichts Hilfe und mein Gott iſt. Ja. — Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich und ſeine Güte währet ewiglich.“ Meine Mutter weinte jetzt heftig, der Vater ſetzte ſich zu ihr, er küßte ihr die Hand und flüſterte ihr Troſtworte zu. Tante Dorette aber ſchenkte Thee ein und war friſch und fröhlich, und wir Kinder wurden es ebenfalls. Thereſe war ſo voller Pläne über Wirthſchaftseinrichtungen, über Arbeiten, die ſie allein übernehmen müſſe, und über Verſchönerungen des Hauſes, daß ich erſt nicht zu Worte kommen konnte. Ich erklärte dem Vater nun, wie das Schmutzloch vor dem Hauſe und die Löcher auf dem Hofe mit Kies und Steinen ausgefüllt werden müßten, dicht an dem Hauſe wollte ich dann einen Streifen kurz geſchorenen Raſen legen, auch die Steinbank unter der Linde müßte wieder in Ordnung, ja, ich erbot mich, das ganze Haus neu anzupinſeln. Die Mutter lachte herzlich, es war aber mein voller Ernſt, und die Tante verſtand mich beſſer. „Ich halte Dich beim Wort,“ ſagte ſie, „während ich mit Thereſen unten die Stuben tapeziere, ſollſt Du die Fenſter und Thüren mit Oelfarbe ſtreichen.“ Welch' ein neuer Jubel für mich und Thereſen. „O Tante Dorette, in Dorndorf iſt es zu wunderſchön,“ rief Thereſe in Exſtaſe, — „und es wird immer noch ſchöner werden,“ entgegnete die Tante mit einem ſo ruhigen, feſten Ton, daß gar nicht daran zu zweifeln war.

Eine Stunde ſpäter ſtand ich am Fenſter meines Dachkämmerchens. Den Eltern waren in der Bett- und Leinenſtube

ſchöne Betten zurecht gemacht, Thereſe ſchlief auf dem krummbeinigen Sopha, und die Tante hatte ſich Betten davor auf die Diele gelegt. Ich hatte durchaus verlangt, auf Stroh zu ſchlafen, — „nicht wahr, Vater?“ ſagte ich mit vielem Pathos, „Du haſt als Soldat oft unter freiem Himmel auf harter Erde ſchlafen müſſen, ſo werde ich doch unter Dach und Fach auf Stroh ſchlafen können.“ Die Mutter proteſtirte auf's Heftigſte dagegen, und ich mußte mir einige Betten auf dem Stroh gefallen laſſen. Ich ſtand im Sternenſchein, erſtens war kaum eine Lampe übrig, und dann war das Oel zu koſtſpielig. Ich konnte auch wirklich genug ſehen, und dieſe Dämmerung ließ meiner Phantaſie viel Spielraum, mir auszumalen, wie herrlich ich dieß Kämmerchen, mein Eigenthum, umgeſtalten wolle. Bis jetzt hatte ich nur einige Nägel an einen Balken geſchlagen, ſehr ordentlich hing mein Ueberrock und meine Mütze daran, die Stiefel ſtanden daneben. Meine Sachen zu putzen und zu bürſten, ſollte morgen früh meine erſte Arbeit ſeyn, und was ſollte dann Alles folgen, ſo viel wichtige Arbeiten lagen vor mir, und ſie machten mich ſo glücklich. Die Tante hat doch wohl Recht, dacht' ich weiter, wenn ſie ſagt, daß es hier in Dorndorf ſchön ſei, und daß der liebe Gott Gedanken des Friedens mit uns habe und nicht Gedanken des Leides. Ich hatte von der Tante manches Gebet gelernt, manchen Bibel- und Geſangbuchvers, ich hatte ſie auch nachgeſprochen, aber nie hatten ſie ſelbſtſtändig in meiner Seele gelebt, noch nie hatte ich Luſt und Drang gefühlt, an den lieben Vater im Himmel mich wie ein Kind zu wenden. Ich ſah zu den Sternen auf, ich öffnete das Fenſter, milde Frühlingsluft wehte mir entgegen, alle Wolken hatten ſich verzogen, die Umriſſe von ſanften Berglinien ſah ich nahe vor mir den klaren Himmel begrenzen. Es war ſo ſtill, nur das Rauſchen eines Wehres hörte ich aus der

Ferne. Ich beugte meine Knie, es war mir ſo wunderſam zu Muthe, als ob ich in einer ganz anderen Welt ſey, ja zum erſten Mal trieb es mich, die Hände zu falten und hinauf zu ſchauen. Worte hatte ich nicht; aber ich gab mich ſo ganz hin dem Herrn, von dem ich wohl wußte, daß er über uns regierte in Liebe und Barmherzigkeit. Mir war dabei ſo wohl, wie nie zuvor im Leben; Alles, was mir Tante Dorette von einem gottesfürchtigen Leben in Glück und Frieden und von einem leichtſinnigen Leben in Zerſtreuung und Unfrieden geſagt hatte, das ſtand deutlich vor meiner Seele, ich konnte und wollte es verſtehn. — Ach ja, es wird hier ſchön ſeyn, ſagte ich mir, als ich mich müde auf mein Kopfkiſſen legte, und es iſt doch gewiß wahr, daß bei Arbeit und Entbehrungen das Leben ſüßer ſeyn kann, als im Ueberfluſſe.

Am anderen Morgen weckte mich Tante Dorette, als eben der Morgenſtern im Verbleichen war, ich fuhr raſch in die Kleider, vermißte dabei aber verlegen mein elegantes Waſchgeſchirr. „Ich habe Euch herrliche braune Waſchnäpfe eingepackt,“ ſagte die Tante, „für heute aber geht, wie die Sperlinge, an den Brunnen, und waſcht Euch dort nach Herzensluſt.“ Sie reichte uns ein Handtuch, und Thereſe lief jubelnd mit mir nach dem Brunnen. Ich glaube, wir hatten uns nie mit ſolcher Luſt und ſo gründlich gewaſchen, als den Morgen am Brunnen, wir konnten uns gar nicht genug das kühle ſprudelnde Waſſer über Geſicht und Hände laufen laſſen. Der Tante Stimme rief uns zur Arbeit. Ich ſaß wieder als Feuerwerker am Ofen, während Thereſe die Möbel putzte. Als ſie in die Küche eilte, um unter der Tante Anleitung den Kaffee zu kochen, wurde ich ganz neidiſch; aber ich verließ auch ſehr bald meinen glühenden Ofen und begann eifrig des Vaters Kleider und Stiefel zu bürſten. Alle Arbeit im Haus mußte von uns ſelbſt geſchehen,

das war ausgemacht, Chriſtian und die eine Magd hatten genug im Hof und Feld und Garten zu thun. Das Frühſtück ſtand bald wieder ſo ſauber und nett auf den Tiſch, als am Abend vorher das Abendbrod. Auf Eines war ich etwas geſpannt. In der Stadt pflegte die Tante mit uns Kindern allein zu frühſtücken, weil die Eltern weit ſpäter aufſtanden, und jedes Mal las die Tante vorher einen Morgenſegen und ſprach das Vaterunſer und las uns aus der Bibel etwas vor. Die Bekannten meines Alters fanden dieſe Mode etwas ſonderbar, altmodiſch, ungebildet, ebenſo wie die Tante Dorette ſelbſt, ich natürlich wagte nicht, ihnen zu widerſprechen, und hatte die geheime Abſicht, mich endlich der Kinderſtuben-Ordnung zu entziehen. Daß meine Eltern ebenfalls über dieſe Mode erhaben ſchienen, beſtärkte mich darin. Wird nun die Tante es wagen, den Eltern, beſonders der Mutter, mit dieſer altmodiſchen Gewohnheit zu kommen? Ja wirklich, ſie that es, und mit ſolcher Ruhe und Sicherheit. Die Eltern waren kaum aus der Schlafſtube getreten, hatten ſich auf dem Sopha niedergelaſſen, als die Tante den Vater fragte: „Lieber Friedrich, willſt Du unſeren Morgenſegen ſelbſt vorleſen?“ — „Bitte, thue Du es,“ ſagte der Vater etwas verlegen. Die Tante übernahm ihr Amt, vorher hatten Knecht und Magd, wie es ſchon beim ſeligen Großvater Sitte geweſen war, an der Thüre Platz genommen. Es war mir noch nie ſo geweſen, als bei dieſem Morgenſegen, und als wir bemerkten war, daß die Eltern weinten, konnten ich und meine Schweſter die Thränen nicht zurückhalten. Nach dem Vaterunſer reichte die Mutter der Tante weinend die Hand. „Je mehr Noth, je näher der liebe Gott,“ ſagte die liebe Tante freundlich, „und wo der liebe Gott iſt, fehlt es nicht an Troſt und Frieden.“ Der Mutter Bewegung war mir von großer Bedeutung, alſo ſelbſt die Mutter giebt der Tante Recht, ſie ſcheint

das Beten doch nicht für ungebildet und altmodisch zu halten. Ich erschrack jetzt vor meinen eigenen Gedanken. Das Gebet altmodisch? Der Herrgott, der dort über den Sternen wohnt, den ganzen Erdkreis regiert in aller Macht und Herrlichkeit, der sollte uns nicht mehr gelten, als Menschen? Die Sache wurde mir zum ersten Mal in meinem Leben bedenklich und das, was die Tante so lange mit Liebe und Sorgfalt in mein Herz gepflogen hatte, begann jetzt leise zu keimen.

Nach dem Frühstücke, bei dem Therese die Gesprächigste gewesen, schlug der Vater vor, jetzt ernsthaft zusammen zu überlegen, was zu thun sey und was wir hier zu hoffen und zu fürchten hätten. Wir Kinder sollten auf des Vaters Wunsch bei dieser Berathung zugegen seyn. Ich war nicht wenig stolz, und kam mir außerordentlich wichtig vor. Das Resultat dieser Conferenz kann kurz gefaßt werden. Die Eltern besaßen nichts als die zwei Wagen voll nöthiger Möbeln, Wäsche und Hausgeräthe, die in der Nacht angekommen waren. Die Tante hatte dreihundert Thaler, nach und nach gesparte Geschenke des Vaters, für sich behalten, zweihundert Thaler hatte sie in der Sparkasse zurückgelassen, hundert Thaler aber, außer was sie davon ausgegeben, um Tapeten und Farben und die nöthigsten Vorräthe zu kaufen, hatte sie baar mitgebracht. Von den dreihundert Thalern mußte bis zum Herbst gewirthschaftet werden, dazu gehörte der Hafer für die Pferde, auch noch Futter für das andere Vieh, und für die Menschen Brodkorn, Kartoffeln und alle Einsaat auf dem Felde. Das war ausgemacht, wir mußten sparen, sparen an allen Ecken und Enden, fremde Arbeitsleute durften nicht in die Wirthschaft kommen. „Wir thun Alles selbst," sagte Therese äußerst vergnügt. Die Eltern und die Tante lächelten über diese kühne Idee, und obgleich ich mit ihnen lächelte, war ich nicht weniger unternehmend. Mein

Kopf war so voll von Plänen, ich wußte nur nicht, womit anfangen; Stuben tapezieren, Fenster und Thüren anstreichen, meine Bodenkammer verkleben und malen, den Garten bestellen, mit Christian auf das Feld reiten, säen und pflügen, Kartoffeln legen, — wenn mir das leise Bedenken kam, ob sich das Alles wohl für uns schicke? so überstieg die Luft daran den alten Stolz und Hochmuth.

Endlich wurde meiner Ungeduld ein Ende gemacht, die Arbeit wurde vertheilt, für heute war leider wenig anzufangen, der Maurer mußte erst die Decken pinseln, die einzige Arbeit, die nicht von uns selbst geschehen konnte. Christian sollte zu gleicher Zeit die Fensterrahmen und Thüren waschen, morgen konnten wir Alle an unsere Arbeit geben. Dorette schlug vor, wenn die beiden Wagen abgepackt wären, sollte im Garten und Feld das Terrain untersucht, und am Abend mit Christian zusammen der Bestellungsplan gemacht werden. Der Tag ging mir in Unruhe und Ungeduld hin. Weil ich Thüren und Fenster noch nicht anstreichen konnte, begnügte ich mich, auf dem Hof zwischen Kisten, Möbeln und Geräthen umherzuklettern, auch Ställe und Böden wurden durchkrochen und endlich erfreute ich mich der schönen Frühlingssonne hinter unserem Gartenzaune. Ich saß auf grünem Rasen. Daß es den Tag vorher geregnet und daß ich vorher mit meinen Kleidern den Staub auf den Böden gemessen hatte, überlegte ich nicht, ich schaute zum lachenden Himmel auf, hörte die Lerchen singen, und amüsirte mich mit Therese über eine Gänsefamilie, die ihr von Christinen zur Pflege übergeben war. Die kleinen, weichen, goldgelben Dingerchen hatte ich noch nie so in der Nähe gesehen, und wenn Therese von Zeit zu Zeit eines faßte, damit sie es liebkosen konnte, hielt ich als muthiger Ritter die alte zankende Gans von ihr ab. Aber auch junge, grüne Kräuter für ihre Pfleg-

linge zu pflücken, hatte Thereſe den Auftrag, ſie kroch pflichtſchuldigſt zwiſchen der Hecke umher, hier war das Grün am üppigſten. Daß ſchon an verſchiedenen Stellen ihr feines Wollenkleid Angriffe von der Dornenhecke erlitten hatte, that nichts zur Sache. Endlich trieb uns der Hunger in das Haus. Die Mutter fanden wir mit glühendem Geſicht in der Küche, ſie hatte das Mittageſſen übernommen, das, obgleich überaus einfach, doch eine ungewohnte Arbeit für ſie war. Als ſpäter der Milchbrei angebrannt auf den Tiſch kam, fand ihn der Vater ſehr piquant und kräftig ſchmeckend, ja er fand in dieſem Geſchmack den Erſatz des Fleiſches, was es natürlich nicht gab. Thereſe und ich ſtimmten ihm bei, unſer Magen hatte das Gabelfrühſtück vermißt, er machte daher äußerſt wenig Anſprüche zu Mittag. Vorher aber, als wir der Mutter unſeren Beſuch in der Küche machten, erlitt unſere vergnügliche Laune noch eine kleine Störung. Die Mutter war entſetzt über unſer Ausſehen, uns unbegreiflich, — allerdings Thereſens Hände und Strümpfe waren ſehr ſchmutzig, das Kleid ſichtbar mit Stecknadeln geflickt, und meine Kleider waren von Staub und Schmutz völlig marmorirt. „Aber Mamma, ich habe die kleinen Gänſe hüten müſſen," ſagte Thereſe ganz verletzt." — „Ich habe die Wagen abgeladen und Heu vom Boden geworfen," entgegnete ich in ſtolzer Ruhe, „es ſind übrigens meine ſchlechteſten Alltagskleider," ſetzte ich wegwerfend hinzu. Tante Dorette, die hinzugetreten, unterbrach mich, — „für Jahr und Tag die Sonntagskleider, mein Sohn," ſagte ſie ruhig, von neuen Kleidern wird lange nicht die Rede ſeyn. Uebrigens ſeyd Ihr heute unſchuldig, wir haben nicht daran gedacht, Euch paſſend anzuziehen. Das Erſte, was wir dem Edmund machen müſſen," wandte ſie ſich zur Mutter, ſind ein leinener Kittel und leinene Hoſen. Ich ſah ſie zornig an, — ich einen leinenen Kittel, ſo unge-

fähr wie ein Holzhacker- oder Straßenfeger-Junge! Die Tante aber ſetzte uns aus einander, daß unſere Hilfe, wenn wir ſo viel Kleidungsſtücke dabei verderben, ein zu großer Schaden ſey, alſo entweder ruhig in der Stube ſitzen, ſtudieren, ſich ruhig beſchäftigen, wie es ſich für ſolche Toilette ziemet, oder leinene Kittel anziehen. Ich ſchwenkte nach und nach doch hinüber zum leinenen Kittel, und als die Tante erklärte, ich dürfe keinen Pinſelſtrich in meinem Rocke thun, wäre ich gern gleich in den Kittel gefahren; da er aber noch nicht exiſtirte, war ich eifrig auf ein interimiſtiſches Koſtüm bedacht. Tante Dorette war mir behülflich dabei, ſie ließ mir die Wahl zwiſchen einem buntkarrirten Schlafrock vom ſeligen Großvater und einem grauen leinenen Jagdrock mit grünem Sammetkragen. Der Jagdrock ſchien mir romantiſcher, ich wählte ihn, und nachdem die Tante mit einigen Heftſtichen Aermel und Taille enger gemacht, ſah ich nach Thereſens Verſicherung höchſt eigenthümlich aus. An die Tanzſtundengeſellſchaft durfte ich freilich nicht lebhaft denken.

Am Abend war ich wieder im Sternenſchein allein in meiner Kammer. Es ſah darin aber ſchon anders aus. Eine Bettlade befand ſich an der Stelle des Strohlagers, daneben ſtand eine kleine Kiſte mit dem erwähnten braunen Waſchbecken und einem friſchen Handtuch. Dem Bette gegenüber hatte ich eine größere leere Kiſte mit einem weißen Leinentuch drapirt. Das war ein ſtattlicher Tiſch, einige Bücher darauf, ein Waſſerglas und ein buntes Töpfchen mit blauen und weißen Anemonen, das gab dem Ganzen etwas Gemüthliches. Ich ſaß neben den Blumen auf dem einzigen Stuhle, der mein eigen war, und ſchaute nach den glänzenden Sternen. Es war eigentlich ziemlich friſch in der Kammer, aber ich konnte mich nicht entſchließen, mich

gleich hinzulegen, ich mußte meine Häuslichkeit noch etwas genießen.

Der andere Morgen ſah mich auf dem Gipfel meiner Wünſche, im grauen Jagdrock, auf einer Standleiter, den Pinſel in der Hand. Welch köſtliche Arbeit, wie weiß und rein legte ſich die Farbe auf die häßlichen, ſchmutzigen Fenſter. Und wie der Wind ging die Arbeit. „Nur nicht zu ſtark aufgetragen," ermahnte die Tante unaufhörlich, „damit die Farbe reicht." — „Die Farbe wird reichen," verſicherte ich, „zu allen Fenſtern und Thüren, ſelbſt zu den Dachkammern, zu meiner wenigſtens. Wie einen Hauch werfe ich die Farbe nur hin, das Töpfchen wird nicht leerer. Während ich pinſelte und raiſonnirte, waren Mutter und Tante und Thereſe eifrig beim Tapezieren. Die Mutter ſchnitt die Streifen, Thereſe in verſchiedene Küchenſchürze koſtümirt kleiſterte, die Tante legte die Streifen kunſtgerecht an die Wand. Der Vater hatte ſich indeſſen das Amt des Gärtners gewählt, die Mutter war ſehr dagegen, alle unſere Arbeit konnte doch ungeſehen von den Leuten geſchehen, der Vater aber wollte öffentlich und frei die gemeinſte Arbeit thun. Er ließ ſich nicht irre machen, er wollte nicht der einzige Müſſiggänger ſeyn, und da er von der Feldwirthſchaft gar nichts verſtand, im Haus auch nichts für ihn zu thun war, blieb ihm nur der Garten. Gegraben und Gemüſe gelegt, das hatte er in ſeiner Jugend genug gethan. Die Verſchönerung des Gartens behielt ich mir vor, ich hatte ſchon den Tag vorher den Anfang damit gemacht, ein kleines, rundes Beet hatte ich mit weißen und blauen Anemonen bepflanzt, die ich, als wir das Feld inſpicirten, am Walde ausgegraben. Thereſe dagegen hatte das Haus geſchmückt, auf den krummbeinigen Möbeln im Erkerſtübchen ſtanden verſchiedene Töpfchen und Gläſer mit lieblichen Blumen, und auch Chriſtians Stube ging nicht leer

aus. Christian mit seiner Tochter waren unsere eifrigsten Bewunderer: „Was will das werden!“ — „Nein, die Menschen Möglichkeit!“ das waren ihre stehenden Redensarten, wir dagegen antworteten stets: „Es wird immer noch schöner.“ Nach allgemeinem Beschluß mußte noch einige Tage Milchbrei gegessen werden, das kostete keine Arbeit und ersetzte das Fleisch, wie Tante Dorette versicherte. Am Sonnabend aber sollte Christine mit der Butter nach der Stadt und dagegen Fleisch auf den Sonntag mitbringen, wieder eine interessante Begebenheit! In der Stadt, wo wir die schönsten Gerichte immer mir nichts, dir nichts auf dem Tische fanden, hatten wir sie nur mit gleichgültigem und undankbarem Sinne angesehen, das sollte hier anders werden.

Am Sonnabend Mittag waren wirklich die Thüren und Fenster im Hause fertig, und die zwei Stuben, die Wohnstube und die kleine gute Stube tapeziert, ich schwebte jetzt auf einer großen Leiter außen am Hause, vier Fenster hatte ich schon angestrichen, zwei fehlten nur noch, so war die ganze Fronte fertig. Ich hatte so gespart, daß ich diese beiden Fenster, die der Straße am nächsten lagen, besonders vollkommen anstreichen wollte, aber die Tante war noch gescheuter, als ich, sie nahm Farbe davon, mischte sie mit dunkelm Oker und begann eigenhändig der Hausthür ein neues, wenn auch sehr durchsichtiges Kleid anzulegen. Ich unterhielt von meiner Leiter hinab die Tante eifrigst, lobte meine Geschicklichkeit, die Tante dagegen warnte mich immer, auf die Leiter Acht zu haben, die da auf etwas schmutzigem, unebenem Boden stand. „Tante, fallen kann ich unmöglich,“ sagte ich keck; „wenn die Leiter etwas rutscht, halte ich mich an der Brüstung und balancire sie wieder in die gehörige Richtung.“ In dem Augenblick rutschte die Leiter etwas links, ich balancirte vielleicht zu kühn nach rechts, forderte die

Tante noch zur Bewunderung auf: „Sieh' mal, Tante!“ In dem Augenblick fand ich aber für nöthig, wieder nach links zu balanciren, und nun trat eine unangenehme Schwankung ein, ich fühlte bald, es war kein Halten mehr. „Tante! Tante!“ rief ich, befand mich aber sehr schnell sammt Farbentopf und Leiter und einer klirrenden Fensterscheibe im Kothe. Der Vater war von seiner Gartenarbeit fort und zu uns geeilt, auch die Mutter und Thereſe stürzten aus dem Hauſe, ſie ſtanden bedauernd bei den Scherben, die Mutter nur erkundigte ſich nach meinem Befinden. „Er iſt nicht kaputt,“ ſagte die Tante faſt ärgerlich, „aber die Farbe und die Fenſterſcheibe, das iſt der Profit von ſeiner Arbeit, und gerade die beiden Fenſter nach der Straße hin.“ — Wir laſſen noch Farbe kommen, „tröſtete der Vater. Aber nachdem der erſte Verſchönerungseifer vorüber war, und die Sorgen ernſter wurden, wurde nie wieder daran gedacht; die beiden Fenſter blieben lange grau trotz ihrer weißen Nachbarn und der goldbraun glänzenden Hausthüre.

Der nächſte Tag war uns wichtig, weil wir zum erſten Male die Kirche und den Herrn Paſtor beſuchen wollten, wir mußten eine Viertelſtunde nach dem nächſten Dorfe, es war alſo eine kleine Reiſe. Unangenehm wurde ich am Sonntag Morgen enttäuſcht, als meine Abſicht, mich in das Tanzſtundenkoſtüm zu werfen, in kurzem Frack, Glaceehandſchuhen und und kleinem engliſchen Hut, vereitelt wurde, die Sachen waren außer meinem Bereich, ſie ſollten im künftigen Jahre mein Konfirmations-Anzug werden. Ich ſtand mißvergnügt in meiner Häuslichkeit und ſuchte mit Hilfe eines kleinen Spiegels meiner Toilette ſo viel als möglich einen Anſtrich zu geben, ich war zu ſehr gewöhnt, im Verkehr mit Menſchen eitel und eingebildet zu ſeyn. Meine Gedanken auf dem Kirchweg waren nur: Was Paſtors Kinder, ein Mädchen von dreizehn Jahren,

und ein Knabe von zwölf zu mir ſagen würden, ich war meiner Meinung nach ein ganz anderes Weſen, eine ganz andere Erſcheinung, als dieſe ungebildeten Dorfkinder. In der Kirche wurden meine Betrachtungen etwas anders, weil ich die Mutter und Tante Dorette weinen ſah, und weil des Paſtors ernſte und eindringliche Worte meine Aufmerkſamkeit feſſelten. Die Mutter behauptete nachher, die Predigt ſey für uns gemacht; ſie handelte von der vergänglichen Luſt der Welt und von dem wahren Frieden der Seele. Die Tante machte ihr begreiflich, daß dieſes Thema für alle Menſchen paſſe. Der Beſuch in der Pfarre war für mich eine zweite Enttäuſchung, ich ſah deutlich, daß ich durchaus kein Aufſehen erregte, wenigſtens nicht in meinem Sinne aufmerkſam betrachtet wurde. Das 13jährige Mariechen war trotz der Dorfbildung ein ſehr gewandtes und geiſtvolles Mädchen. Wir Kinder waren kaum allein, da ſagte ſie zu mir: „Wie wunderlich trägſt Du Dein Haar.“ — „Der Scheitel iſt höchſt modern,“ entgegnete ich ſchnell. „Ei, ſo alberne Moden machen wir hier nicht mit,“ war ihre kurze Antwort. „Der Vater hat geſagt,“ nahm jetzt der etwas jüngere Karl treuherzig das Wort,“ wenn Ihr auch Banquerott gemacht habt, — wenn Ihr brav ſeyd, wollen wir doch mit Euch umgehen.“ — „Aber nicht mit Manſchetten und Pariſer Scheitel, “ſetzte Marie lachend hinzu. Darauf nahm ſie Thereſens Hand und lief mit ihr davon, und obgleich ich mich tief verletzt fühlte, konnte ich es doch nicht laſſen, dem lebhaften Mädchen zu folgen und mich liebenswürdig zu machen. Die nächſte Folge dieſes Beſuches war die Verabredung zwiſchen unſeren Eltern, daß Thereſe und ich an dem Unterricht der Paſtorkinder Theil nehmen ſollten. Eine ganz angenehme Ausſicht für uns, mein Gedanke aber war zunächſt wieder: Du biſt auf einem franzöſiſchen Gymnaſium geweſen, Du kannſt parliren, was wird Marie zu Deiner Bildung

sagen, ich hoffte dadurch den Eindruck von dem Pariser Scheitel und den Manschetten zu verwischen, ich schämte mich wirklich im Herzen dieser Albernheit.

Am Montag Morgen stand ich höchst gedankenvoll in meiner Bodenkammer, Kleister und Farbenreste und ein mächtiger Haufen Papierstreifen lag neben mir. Die eigentlichen Tapetenreste hatte leider Tante Dorette fortgelegt, dieß waren nur die schmalen, grauen Streifen von den ganzen Stücken, doch war das blaue Muster hin und wieder hineingefahren, aus der Ferne betrachtet, gab es eine leidliche Kante ab. Die Verschönerung der Kammer war nicht leicht, die eine Seite war weiß getüncht, die andere schräge Dachwand mit Holz verschlagen. Das Holz hatte so etwas Kahles und Nüchternes, das mußte erst dekorirt werden. Die Streifen aber an einander zu kleben, war ein Ding der Unmöglichkeit, ich mußte noch etwas Anderes auftreiben. Ich entschloß mich zu einer Entdeckungsreise in die Rumpelkammer am Schornstein, es standen da alte Kisten, deren Inhalt mir gänzlich unbekannt war. Welch' Entzücken! Gleich die erste Kiste fand ich voll gepackt mit alten Noten, altes Makulatur, natürlich, das gab einen schönen, warmen Untergrund, darauf die Kanten karirt geklebt, das mußte reizend werden. Damit die Sache schneller ging, holte ich mir Therese zur Hülfe, die war entzückt über meine Pläne, und die Arbeit flog von den Händen. Sie strich die Bogen, ich legte sie an, Mittag war Dreiviertel der Wand fertig, und es wäre noch schneller gegangen, wenn nicht bei den Noten auch Gesangstücke gewesen; Therese, die eine geschickte Sängerin war, mußte hin und wieder eines absingen. Besonders ein Stück, das seinen Platz nahe am Fenster hatte, studierte sie so lange, bis sie es auswendig konnte:

Fort, daß die Leier klinge,
Dann wird das Herz mir ſtill,
Geh', Fanchon, geh' und ſinge
Dir ein fröhlich Vaudeville.

Mittag thaten wir ſehr geheimnißvoll; die Eltern forſchten, was wir vorhätten, aber nichts wurde geſagt. „Ihr werdet ſchon ſehen," war die kurze Antwort. Nur Thereſe konnte ſich einmal nicht halten und ſtimmte an:

Fort, daß die Leier klinge,
Dann wird das Herz mir ſtill —

„Das Lied aus Fanchon," lachte die Tante, „wo haſt Du denn das her? Wie oft habe ich das geſungen, und ſie erinnerte nun den Vater an des ſeligen Großvaters Muſikliebe und erwähnte dabei, daß eine Kiſte alter Noten, darunter manche werthvolle, unbenutzt auf dem Boden wäre. Thereſe ſah mich bedenklich an, — unbenutzt ſind ſie wenigſtens nicht mehr, dacht' ich, und die werthvollen ſind ſicherlich noch in der Kiſte. Aber oben in der Kammer, ſchlug ich vor, das leere Wandſtückchen für jetzt unvollendet zu laſſen, und mit meinen Kleidern zu behängen, wir wollten die fertige Wand erſt mit dem bunten Papier fächern und dann die Tante um Erlaubniß wegen der Noten fragen. Wir fächerten aber auch die getünchte Wand, das gab dem ganzen Raume eine gewiſſe Harmonie und ſah ſo wohnlich aus. Als die letzten Sonnenſtrahlen in meine Zelle fielen, wurden die Eltern und die Tante triumphirend hineingeführt. Der erſte Anblick machte ſie ſtaunen. — „Allerliebſt! wunderſchön!" klang es aus aller Munde. Die Tante war dem Fenſter näher getreten, ihre Augen fielen prüfend auf die ſonderbare Tapete.

Fort, daß die Leier klinge,
Dann wird das Herz mir ſtill,
Geh', Fanchon, geh' und ſinge
Dir ein fröhlich Vaudeville.

„Kinder, Ihr habt doch nicht die Noten?“ rief ſie entſetzt, wir fielen etwas aus unſerem Himmel und ſtanden wie die armen Sünder da. „Die werthloſen,“ — begann ich zu ſtottern. „Die werthloſen?“ ſagte ſie in größter Aufregung, „die ſchönſten! Alles meine Lieblingsſachen, z. B.:

Noch fliehen alle Freuden,
Ich ſterb „voll Ungeduld!“

Sie ſagte das mit ſo tiefem Schmerze, daß der Vater ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, das gab mir wieder Muth. Ach hier, Ritter Karl von Eichenhorſt und Fräulein Gertrud von Hochberg!

„Liebe Tante,“ ſagte Thereſe plötzlich, wie von einem Lichtſtrahl erleuchtet, „Du könnteſt ja immer hier ſingen.“ Das war dem Vater doch zu viel, er konnte ein lautes Lachen nicht zurückhalten, und das war anſteckend, auch die Tante ſtimmte wider Willen ein. Wir wurden aber auch tüchtig ausgeſcholten; doch ließ ſich die Sache nicht ändern, und die gefächerte Bodenkammer entzückt die jetzige Jugend des Hauſes ebenſo ſehr, als ſie damals uns entzückte.

Das Oſterfeſt fand uns in den neuen Stuben. Im Wohnzimmer waren die rothen Zitzmöbel, die früher in unſerer Kinderſtube ſtanden, im guten Zimmer Tante Dorettens grüne Damaſtmöbeln. Es ſah Alles ſehr proper und ſchön aus, einen Vergleich mit früher durfte ich freilich nicht machen, wenigſtens nicht laut werden laſſen; denn als Chriſtian zum erſten Mal durch die Räume geführt wurde, miſchten ſich zwiſchen ſeine Bewunderung auch Aeußerungen ein: „Nur nicht zu großen Staat machen, nur nicht zu hoch hinaus wollen.“ Ich hätte ihm gern unſere ſtädtiſche Einrichtung geſchildert, aber ſeine ehrliche Antwort hätte ich mir denken können: „Da haben wir's! das kommt davon!“

Ostern fand uns aber nicht allein in den neuen Stuben, auch bei Kuchen, Braten und bunten Eiern. Die Tante ging immer noch von der Idee aus, uns mit ihrem lieben Dorndorf auszusöhnen und den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Am zweiten Festtag waren Pastors eingeladen, uns Kindern wurden die Eier im Garten versteckt, wir waren Alle im schönsten Vergnügen.

Nach den sonnigen Frühlingstagen trat eine Regenzeit ein, zugleich aber wurde auch unser Leben, unsere Aussichten trüber und trüber. Die Mutter wurde krank, der Arzt nannte es ein leichtes Nervenfieber, wahrscheinlich die Folge so vieler Aufregungen; denn jeden neu entdeckten Mangel oder Schaden in der Wirthschaft hatte sie mit Schrecken vernommen. Daß der Vater und die Tante bald angefangen, ihr solche Sachen zu verheimlichen, half nichts; die Sorgen waren nur zu sehr in des Vaters Zügen zu lesen, dazu fühlte er sich selbst von der vielen ungewohnten Arbeit angegriffen und gedrückt. Eines Tages war der Vater mit der Tante und mit Christian nach der nächsten Stadt gefahren, um Korn und Kartoffel-Einkäufe zu machen, die beiden ersten hundert Thaler waren nun ausgegeben, mit Zittern und Zagen war das dritte Hundert angegriffen, um Arznei und nöthige Erquickungen für die Mutter zu kaufen. An demselben Abende saß ich unbemerkt im dämmerigen Fenster, da trat der Vater aus der Mutter Schlafstube und setzte sich seufzend auf das Sopha. „Höre mal, Dorette," sagte er zur Tante, „ich habe mir die Sache überlegt, es ist gewiß besser, ich suche mir in der Stadt eine Schreiberstelle, und ein kleiner, gewisser Gehalt ist besser, als diese qualvolle Unsicherheit, oder vielmehr die bestimmte Aussicht, wenn wir unser weniges Eigenthum zugesetzt haben, doch fort zu müssen." Die Tante schwieg einen Augenblick, und mir

ſtockte faſt der Athem in dieſer Pauſe, der Vater Schreiber in der Stadt! „Eine Erndte warten wir wohl erſt ab, lieber Friederich,“ ſagte die Tante ſanft, „und ſehen dann, was Gottes Wille iſt.“ — „Gottes Wille iſt unſere Demüthigung,“ entgegnete der Vater ernſt, „ja, ich habe mein Leben recht wie ein Thor hingebracht; wenn ich nur die letzten 15 Jahre zurückrufen könnte!“ — „Noch iſt die Hauptſache nicht verloren,“ entgegnete die Tante, „wir werden noch einſehen, daß der Herr nicht Gedanken des Leides, ſondern des Friedens mit uns hat, laß uns nur geduldig ausharren.“ — „Aber laß uns auch nicht widerſtreben, wenn wir Seinen Willen ſehen, daß wir von hier fort ſollen,“ war des Vaters Antwort. „Nur die eine Erndte,“ ſagte die Tante noch einmal. „Von dieſer Erndte,“ fuhr der Vater ruhig ab, „haben wir nach der Ausſage aller Sachverſtändigen wenig zu erwarten. Der Boden iſt ausgehungert, die Saat ſchlecht geweſen, von der Herbſtbeſtellung ſind ganze Stellen ausgewintert, und zum Verkauf werden wir Winterkorn wenig übrig haben. Das Sommerkorn iſt nur zum Bedarf der Wirthſchaft beſtellt, danach würden wir höchſtens im Herbſt etwas Pacht bezahlen können, und im Frühjahr kaum zu unſeren eigenen Ausgaben Geld genug haben.“ Die Tante verſuchte nun, den Vater zu überzeugen, daß er ſich irren könne. Das dritte Hundert von ihrem Vermögen ſollte ſchon zur Michaelispacht mitgenommen werden, ſie rechnete ſo: die große braune Kuh wird in dieſen Tagen ein Kalb haben, dann gewinnen wir täglich 16 Maaß Milch mehr, der Ertrag davon iſt hinreichend zu allen Ausgabeu, die jetzt vorkommen. Schlägt dann im Sommer die Heuerndte ein, ſo kann für hundert Thaler Heu verkauft werden, weil die Wieſen ganz vortrefflich ſind und gewöhnlich mehr liefern, als den Bedarf.

Die Tante fuhr noch fort nach Art des Milchmädchens ihre

Hoffnungen immer roſiger auszumalen, als Chriſtian eintrat. „Ich weiß nicht, Mamſellchen, was mit der großen braunen Kuh iſt," ſagte er bedenklich. Wir ſprangen alle Drei auf. „Was iſt damit," ſagte der Vater haſtig. „Sie frißt nicht, ſie ſteht nicht auf," ſagte Chriſtian; die Tante war aber ſchon an ihm vorübergeeilt in den Stall, und ich hinter ihr her. Nun entſtand eine allgemeine Bewegung in Haus und Hof: „Die große braune Kuh iſt krank," flüſterte Einer dem Anderen mit Herzklopfen zu, die Mutter durfte es nicht hören. Die Bewegung dauerte die ganze Nacht, wir Kinder mußten uns zwar zu Bett legen, aber ich konnte erſt gar nicht einſchlafen, ich ſchreckte oft angſtvoll auf: wenn die große braune Kuh ſtirbt, ſind wir verloren, dann muß der Vater als Schreiber in die Stadt, ein entſetzlicher Gedanke! Als ich aufwachte, war es ſchon ganz hell und noch unheimlich ſtill im Hauſe. Ich fuhr unter Zittern und Zagen in meine Kleider und ſchlich in die Küche. Chriſtine ſtand ganz verſchlafen am Feuerheerd, „die Kuh iſt todt?" — „Ja," ſagte ſie, „wir ſind bis um drei Uhr aufgeweſen." Ich ſchlich mich zum Hauſe hinaus in den Garten, ich ſetzte mich auf eine Bank, wo man über die Mauer nach Feld und Bergen ſehen konnte. Die Bäume blühten, die Vögel ſangen, es war ein wunderſchöner Morgen. Ich faltete meine Hände, ich war, ſeitdem wir hier waren, ſchon in ein näheres Verhältniß mit meinem lieben Gott getreten, der Glaube und das Vertrauen, daß Alles aus ſeiner Hand komme, und Er allein uns helfen könne aus aller Noth, hatte Wurzel in meinem Herzen geſchlagen. Ach, wie ſchön, wie ſchön iſt es hier, dachte ich, o lieber Gott, wenn wir hier bleiben könnten, wir wollten ſo fleißig ſeyn, — ach, ich wollte nie wieder ein ſo alberner Thor ſeyn, als ich es in der Stadt geweſen bin, ich will nicht eitel und hochmüthig ſeyn, ich will auch gar nicht nach Menſchen

hin hören, was gehen mich Menſchen an, die auch thöricht ſind. O, ich habe den Morgen ſo warme Gelübde vor dem Herrn niedergelegt, und als ich nachher im Hausflur an Thereſen vorüber eilte, ſagte ich ihr leiſe und haſtig: „Bete nur zum lieben Gott, daß wir nicht von hier fort müſſen!“ Ich ſaß oben in meiner Kammer, bis mich die Tante ſelbſt zum Frühſtück holte. In banger Erwartung folgte ich ihr, wie werden die Eltern ſeyn, was wirſt du hören müſſen über die braune Kuh, was wird überhaupt kommen, heute und morgen und noch weiter. Aber wunderbar genug, es war Alles beim Alten, der Vater las mit feſter Stimme den Morgenſegen, und die Mutter, die in ihren Kiſſen heute zum erſten Mal auf dem Sopha ſaß und mit uns frühſtückte, war ſo heiter, wie ich ſie noch nie geſehen. Der liebe Gott hat Deine Gebete ſchon erhört, dachte ich zuverſichtlich, von der braunen Kuh iſt gar nicht die Rede, viel weniger von Schreiber werden. Die Urſache dieſer Gelaſſenheit war, daß die Tante den vernünftigen Gedanken hatte, ihre letzten Hundert daran zu geben, um zwei Kühe zu kaufen. Sie hatte ſchnell berechnet, daß alle Tage zweiunddreißig Maaß Milch gute Zinſen waren. Das Futter konnte um dieſe Jahreszeit nicht gerechnet werden, wir hatten die Freiheit, noch mehr Kühe in den Wald zu treiben. Der Ertrag von Butter und Käſe und Milch mußte, das war kein Zweifel, den Verluſt der braunen Kuh erſetzen. Ja, dieſer Verluſt wurde für uns Kinder augenblicklich die Quelle eines großen Vergnügens. Chriſtian hatte zwei Kühe ermittelt bei einem Förſter, der eine Stunde hinauf in den Bergen wohnte, die Tante kannte die Leute recht gut von früher, ſie wollte ſelbſt mit Chriſtian gehen, und Thereſe und ich, wir ſollten ſie begleiten.

Das war ein unbeſchreiblich ſchöner Tag zu Ende Mai's, die Blüthen waren abgefallen; aber Birken, Buchen und Eichen

glänzten mit ihren Blättern so licht und schön, die Wiesen lagen wie dichte Blumenteppiche da, und die Sonne schimmerte in hunderttausend bunten Thautropfen. Schon früh in der Morgenkühle traten wir die Wanderung an, ich im frischen leinenen Kittel und mit dem groben Strohhut gefiel mir sehr wohl, ja, ich konnte jetzt schon lächeln über den kleinen englischen Herrenhut, über den Frack und über die Glaceehandschuhe. Es ist ein schrecklicher Unsinn, wenn schon Jungens sich anziehen wollen, wie die feinen Herrn. Ein Junge ist ein Junge und muß frisch und frei durch die Welt streifen, unbekümmert um die Moden und um den Pariser Scheitel. Unser Fußsteg führte uns durch die eigenen Wiesen an dem silberhellen Bach entlang, wir berechneten das Heu, das darauf wachsen müsse. Christian legte den Finger an die Nase und sagte bedächtig: „Ich mache mich anheischig, da die dreißig Fuder abzufahren, den Ueberfluß gleich nach der Stadt, so könnt' es schon zweihundert Thaler geben." — „Nicht doch, Christian," sagte die Tante, „so viel verlange ich gar nicht." — „Wenn es der Herrgott aber schenkt, so nehmen wir es," war seine Antwort. — „Ja, ja, wir nehmen es," riefen Therese und ich, und in Freudensprüngen ging es weiter.

Die Försterei lag wunderschön auf einer kleinen Anhöhe dicht am Walde, an den Garten aber grenzte eine große Wiese. Wir wurden von einem ältlichen Ehepaar sehr freundlich empfangen, dann mußten wir essen, o, so viel essen, Schinken und Schlakwurst und fette Butterbrode, ich bekam eine sehr gute Idee von dieser Försterei. Dann ging es an den Kuhhandel. Tante Dorette und Christian waren keine gewaltigen Handelsleute, Christian lobte die Kühe so unaufhörlich, und die Frau Försterin, die augenscheinlich die Gebieterin des Kuhstalls war, schien darüber so glücklich, daß der Handel zu gegenseitiger Be-

friedigung schnell abgemacht war. Nach dem splendiden Frühstück gab es ein noch reicheres Mittagbrod, und als wir beim Kaffee und bei den frischen Waffelkuchen saßen, da hatten sich unsere Herzen im völligen Vertrauen aufgethan. Tante Dorette erzählte von des Vaters Unglück, wie unerwartet und ungewöhnlich es sey, die Alten waren theilnehmend, aber auch gewaltig neugierig, in ihrer Einsamkeit war ihnen unser Besuch ein großes Vergnügen. „Was soll denn aus diesem Burschen werden," fragte der alte Förster, indem er mich vertraulich auf die Schulter klopfte. Die Tante setzte ihm unsere bedenkliche Lage auseinander, an irgend eine Carriere sey für mich nicht zu denken, unser höchstes Bestreben sey, das Gut so weit zu verbessern, daß es mit Leichtigkeit den Pacht zahle, dann würde der Herr auch für mein Fortkommen als Oekonom sorgen. Ich schloß nun mit Feuer mein Herz auf, wie das Landleben so schön sey, wie ich gern graben und hacken und pflügen wolle, — „oder Förster werden," — fiel der Alte schmunzelnd ein. Welch' ein neuer Ideenkreis that sich bei diesen Worten vor meinen Blicken auf, die Büchse auf dem Rücken durch Feld und Wald zu streifen, dabei doch Ackerwirthschaft, Pferde, Kühe und Wiesen. Ich weiß nicht, welche Freudenergüsse in diesem ersten Entzücken über meine Lippen flossen. Tante Dorette nahm die Sache gleich ernsthafter. Des Försters Kinder waren erwachsen und nicht mehr im Hause, und es ergab sich bei ihrem Gespräch, daß er wohl Lust hatte, gegen ein mäßiges Kostgeld so einen jungen Burschen, wie ich es war, in die Lehre zu nehmen. Das Kostgeld trübte etwas meine rosigen Aussichten, wo sollte das herkommen? Wenn der Vater Schreiber in der Stadt wurde, war gar nicht daran zu denken, dann war meine einzige Aussicht, auch für Geld zu schreiben. Mein Herz wurde sehr schwer bei diesem Gedanken, der mir plötzlich

wie eine gewiſſe Ahnung meiner Zukunft erſchien. Mit Wehmuth nahm ich Abſchied von den guten, alten Leuten, von der herrlichen Förſterei und trat ſchweigend den Rückweg an. Doch hielt die Wehmuth nicht lange an, der Abend war zu ſchön, und der Reichthum der neuen Küche und Alles, was ſich daran knüpfte, zerſtreute mich auf angenehme Weiſe, und durch unſere üppigen Wieſen ging es, wie auf dem Hinweg, mit Freudenſprüngen.

In den nächſten vier Wochen bis zur Heuerndte begab ſich nichts Beſonderes, genug war freilich ſchon die Aufregung, in der wir uns befanden. Das Gras auf der Wieſe mußte wegen der zweihundert Thaler noch fußhoch wachſen, aber auch nicht zu ſchnell in die Höhe ſchießen durfte es, damit es nicht an den Wurzeln dünn und geil blieb. Als es nach einer Woche ſtarker Hitze nicht regnen wollte, begannen leiſe Beſorgniſſe ſich zu regen. Chriſtian ſtand des Abends mit der Tabackspfeife in der Pforte und unterhielt ſich mit dem nächſten Nachbar: „So ein Gewitterchen, Nachbar, könnte nicht ſchaden,“ waren ſeine etwas bedenklichen Worte. „Nein, nein, Nachbar, aber noch beſſer vierundzwanzig Stunden von oben Regen,“ ſagte der andere. Da iſt das Gras, und da iſt das Sommerkorn, auch die Kartoffeln,“ — ſo folgten die Bedenken. Tante Dorette hielt nicht viel länger mit ihren Wünſchen zurück, oder ſie ſchaute wenigſtens ſehr oft nach dem Wetterglaſe. Thereſe und ich aber übernahmen in kindiſcher Ungeduld die Hauptſorge und Hauptarbeit, wir liefen des Tages vielmals auf den oberſten Boden und ſchauten uns nach einem Wölkchen um, und ich ging wohl kaum in den Garten, daß ich nicht den Finger naß machte, um zu prüfen, ob der Wind ſich nicht gedreht habe. Endlich welch' ein Jubel, als die Sonne ſich eines Abends hinter dicke Wolken hinabſenkte. Am andern Morgen wurden wir geweckt

durch das leiſe Rauſchen des Regens auf die vollen Lindenblätter, welch' ein entzückender Ton! wir ſaßen ſtundenlang am Fenſter, um uns zu freuen über die Erquickung, die dem ganzen Lande wurde, es war uns, als ob wir ebenſo gedürſtet hätten, als Blumen, Kräuter und Bäume. Ich machte ſehr vernünftige Betrachtungen mit Thereſe und Tante Dorette, wie ich ſolches Wetter in der Stadt immer ſo abſcheulich gefunden habe; jetzt war ich ganz mit der Tante einverſtanden, daß wir damals nur an uns und an unſer Vergnügen gedacht hatten, wenn uns irgend eine Parthie verregnet wurde, wenn wir gelangweilt zu Hauſe ſitzen mußten; an des Landmanns Sorgen und Wünſche, an das ganze Land, das nach Erquickung dürſtete, hatten wir nie gedacht. „Man muß das nur ſelbſt erfahren," ſagte ich verſtändig, „o, wie wird das Gras auf der Wieſe nach dieſem herrlichen Regen wachſen, und das Korn auf dem Felde, das eben blühen will, wird noch mächtig Kräfte ſammeln.

Vierzehn Tage nach dieſem ſchönen Regen waren vergangen, und die Heuernte begann. Eine herrliche Zeit, aber für mich auch eine Zeit großer Erregung; ich meinte, dafür ſorgen zu müſſen, daß die Sonne acht Tage lang ungetrübt am Himmel ſtünde. Früh, wenn der erſte lichte Streifen ſich im Oſten zeigte, wanderte Chriſtian fort, mähen läßt es ſich am beſten, wenn das Gras noch naß iſt. Ich begleitete ihn immer ein Stück, um die Stärke des Thaues zu unterſuchen, je mehr es des Morgens gethaut hatte, deſto ſicherer waren wir den Tag vor Regen. Einige Stunden ſpäter verließen wir dann Alle, außer der Mutter, das Haus und zogen nach der Wieſe, es war den ganzen Tag ein köſtliches Nomadenleben. Mittags holte uns Chriſtian die einfache Mahlzeit, die dann unter einer mächtigen Buche am Waldesrand verzehrt wurde. Darauf ſuchte ſich ein Jeder nach Belieben ein Plätzchen zur Mittags-

ruhe, da lag ich so gemüthlich, hörte dem Summen der Bienen zu und beobachtete bunte Käfer und Käferchen auf ihren Entdeckungsreisen zwischen den Halmen und Blumen, oder ich unterhielt mich mit vorüberziehenden Reisenden; denn unsere Gegend war ihrer Schönheit wegen im Sommer sehr besucht. Mit neuer Lust ging es dann an die Arbeit, der süße Heuduft berauschte uns fast, wenigstens in Lust und Fröhlichkeit. Sechs Tage hatte ich das Wetter sorglich, aber glücklich überwacht, am siebenten untersuchte ich mit Christian, wie gewöhnlich, den Thau. Welch' ein Schrecken, das Gras war trocken, wie am Abend vorher. „Wie schade!" sagte Christian, „wir hätten morgen anfangen können, das Heu einzufahren." Wir gingen den Tag Alle desto eifriger an die Arbeit, bei der mindesten Regengefahr sollte das Heu in Haufen gebracht werden. Bis zehn Uhr stand die Sonne hell am Himmel; aber ihr gegenüber auf den Bergen sammelten sich Wolken, wir brachten also das ziemlich trockene und schön duftende Heu auf den großen Wiesen in Haufen. Die Wolken thürmten sich immer mächtiger und in dunkeln unheimlichen Farben, der Donner grollte immer näher, wir hatten große Eile, unsere Arbeit zu vollenden, und eilten dann recht betrübt und mit schwerem Herzen nach Hause. Von der kleinen Erhöhung im Garten beobachtete die ganze Familie das heranziehende Ungewitter. Doch seltsam genug, die dunkeln Massen hüllten wohl die Berge ein, aber kamen dann nicht weiter. Der Wind brauste wohl bei uns in den Bäumen, einzelne Tropfen fielen, aber Regen war es nicht zu nennen. „Dacht' ich es doch," sagte Christian jetzt vergnügt, „die Gewitter, die in der Ecke aufblühen, gehen selten von den Bergen fort, da ist eine Wasserscheide, und sie ziehen sich immer links ab." Die Nachbarn traten zu uns an die Mauer, das Donnern und Blitzen, die unheimlichen Wolken wurden besprochen, aber die

Sache war richtig, dort in den Bergen mochte es noch so sehr brausen und in Strömen gießen, bei uns blieb es trocken. Wir waren oben auf, aßen gemüthlich unser Mittagbrod, und als die Wolken sich zertheilten, und die ersten Sonnenstrahlen blitzten, entschlossen wir uns, wieder an unsere Heuarbeit zu gehen. Aber da folgte ein neuer Schrecken, der uns arg in unserer Gemüthlichkeit störte. Der Nachbar erschien unter unserem Fenster und rief, so laut er konnte: „Herr Westroth, der Goldbach ist übergetreten, oben war ein Wolkenbruch, die halben Wiesen stehen unter Wasser.“ Der Vater riß das Fenster auf, er wollte nähere Nachricht haben, doch der Nachbar eilte schon um die Ecke, und wir sahen Leute von allen Seiten kommen und nach den Wiesen laufen. In dem Augenblick trat Christian ein: „Jetzt flink mit Händen und Füßen geholfen,“ sagte er wieder bedenklich, „was das Zeug halten will. Wer nur helfen kann, muß mit, die Herrschaften müssen voran und mit den Harken so viel als möglich vom Wasser fortschieben, ich aber spanne an, mit dem Wagen schafft's dann besser. Vor drei Jahren kam das Wasser bei Nacht, und ist uns alles Heu fortgeschwommen.“ Ich stürzte aus dem Hause, als ob ich den Bach allein halten müsse, ich war auch zuerst an Ort und Stelle. Ja, der unschuldige, silberhelle Bach wälzte sich in trüben Wellen und in mächtiger Breite eilig fort. Er führte auch Zweige und Holzstämme und Heu mit sich, doch glücklich genug auf unsern Wiesen, das übersah ich mit schnellem Blick hatte er noch keinen Schaden angerichtet, nur eben bespülte sein trübes Wasser die ersten Heuhaufen. Mit Eifer und Gewalt begann ich sie aus seinem Bereich zu schieben, bald kamen auch der Vater und die Uebrigen an, selbst die Mutter stellte sich zur Hilfe ein, der Vater machte die Schlachtordnung, er war der Feldherr, vertheilte die Kräfte an dem langen Ufer hinauf, und nun mit

einer ordentlichen Wuth riſſen wir dem abſcheulichen Bach unſer ſchönes Heu aus ſeiner gefährlichen Nähe weg. Chriſtian hatte ſeine Gelaſſenheit für heute bei Seite gelegt, nach kurzer Zeit trabten die alten Schwarzen heran. „Ja, nur noch acht Männerarme,“ klagte Chriſtian; aber im ganzen Dorfe war Niemand aufzutreiben, ein Jeder hatte für ſich zu thun. Wir begannen auf- und abzuladen und hin- und herzufahren, wir berechneten, daß das Waſſer mit unſerer Arbeit Strich hielt, aber plötzlich bemerkten wir zu unſerem Schrecken, daß es uns doch überholen werde. „Eine Reihe müſſen wir opfern,“ kommandirte der Vater, „um nur Vorſprung zu gewinnen. Wir überzeugten uns eben von dieſer traurigen Nothwendigkeit, als wieder vor dem Walde eine Geſellſchaft Reiſender erſchien. Wir ſchauten natürlich auf. „Das ſind Juſtizraths!“ flüſterte die Mutter in größter Beſtürzung. Dieſe Entdeckung ließ uns alle Waſſernoth vergeſſen, ich ſchaute unwillkürlich uns Alle an, ich prüfte unſere Kleidung, unſere ganze Erſcheinung. Der Vater in Hemdärmeln, ich mit leinenem Kittel, Mutter, Tante und Thereſe mit Kattunkleidern, in denen unſere früheren Hausmädchen nicht über die Straße würden gegangen ſeyn. Das war meinem kleinen hochmüthigen Kopf ein bitterer Augenblick, mir fielen die Ponies und der Jokey und die kleine Prinzeſſin ein. Ich war noch ſo in meinen Gedanken befangen, als der Vater ſchon zu der Geſellſchaft ging. „Auch wir müſſen einen Augenblick hingehen,“ ſagte Dorette zur Mutter. Sie gingen, und als wir die laute Begrüßung hörten, folgten Thereſe und ich neugierig nach. Zu meiner Verwunderung waren die Leute ganz freundlich und herzlich, ſie bedauerten uns aufrichtig, als ſie die Noth hörten, in der wir uns befanden, ſie ſchilderten uns das mächtige Gewitter, welches ſie in den Bergen erlebt hatten, und waren entzückt über die Lage unſeres jetzigen Wohnortes.

Das waren aber alles nur wenige Worte in wenigen Augenblicken; denn auf des Vaters Entschuldigung waren wir wieder an unsere Arbeit geeilt, und der dicke, gutmüthige Justizrath folgte uns mit seiner Gesellschaft theilnehmend bis an den Rand des Wassers. „Ei, ei, ei, das ist herzbrechend," rief der Justizrath jetzt eifrig, „theuerster Herr Westroth, diese ganze Reihe ist in höchster Gefahr." — „Ja," sagte der Vater, „die müssen wir aufgeben." — „Ei bei Leibe nicht," rief der Justizrath wieder, „das wunderschöne Heu, Kinder, ich kann mir nicht helfen, meine Damen, entschuldigen Sie," und dabei zog der dicke, gute Mann den Rock aus und begann in dem Heu zu wirthschaften. Aber die Frau Justizräthin und Luischen, ihre Tochter, ein erwachsener Primaner, ihr Sohn, noch eine junge Dame und zwei junge Herren waren auch der Meinung, jeder müsse da Hand anlegen, um dem Wasser die duftende Beute zu entreißen. Unter dem fröhlichsten Gelächter hatten wir plötzlich eine Menge Arbeiter gewonnen, und der Justizrath erzählte ganz stolz, daß sein Großvater Schafmeister gewesen und daß er in seiner Jugend auch Heu gemacht habe. Mir dummen Jungen fiel es wieder wie Schuppen von den Augen, selbst diese Leute halten es für keine Schande, wenn man Heu macht. „Unglück und Armuth ist keine Schande, hatte die Tante oft genug gesagt. Mir war die Sache nur nicht recht einleuchtend gewesen, und jetzt sagte der Justizrath zu meinem Vater: „Lieber Herr Westroth, Sie sind ein Ehrenmann, wie muß man Sie bewundern, daß Sie sich so in Ihren neuen Beruf gefunden haben!" Als wir eine gute halbe Stunde gearbeitet und die Gäste im höchsten Eifer mit Händen und Füßen das Heu fortgeschoben hatten, da verkündete Christian mit Kennerblick, das Wasser sey im Stillestehen. Es war ein allgemeiner Jubel. Die Frau Justizräthin umarmte meine Mutter, „o liebe Frau

Westroth," sagte sie bewegt, „verzeihen Sie mir, ich hatte aber nie geglaubt, daß Sie eine so tüchtige Wirthin werden könnten, und der Edmund und die Therese, was sind das für brave Kinder geworden!" fügte sie hinzu. Wie mir das so süß klang! Ja, dacht' ich feurig, ich will ein braver Junge werden, fleißig und gottesfürchtig, und wenn ich auch arm bin, wird es mir doch gut gehen, wenn der liebe Gott nur Alles glücken läßt, und wir hier bleiben können.

Unsere Gäste ließen sich nicht lange nöthigen, daheim mit wohlverdientem Kaffee erquickt zu werden; Tante Dorette eilte deßhalb voraus. Das war wieder ein heller Tag in der Geschichte unseres Kampfes und unserer Sorgen. Die Gäste waren entzückt über das freundliche Haus, über die blühende Linde und den einfachen idyllischen Garten, auch hatte ihnen der Kaffee nie so gut geschmeckt, die frische Milch und das herrliche Schwarzbrod, sie schienen uns in ihrer romantischen Reisestimmung fast um unseren Aufenthalt zu beneiden. Das ist eben die Sache, wenn wir nur hier bleiben können, dachte ich mit stillem Seufzen, der Vater hatte wirklich in vollem Ernste mit dem Justizrath von einer Schreiber- oder Secretärstelle gesprochen, doch tröstete ich mich damit, daß er es selbst noch nicht glaubte und nur auf alle Fälle wollte vorbereitet seyn.

Die Heuerndte war glücklich beendet, eine Menge Fuder war verkauft, der Vater hatte den ganzen Schrank voll Geld, nach meiner Einsicht mußte die Sache gut gehen, ich war mehrere Wochen sehr vergnügt. Eine glühende Sommerhitze brachte die Erndte eher zur Reife, als wir erwartet und gewünscht hatten, aber wir wurden deßhalb auch eher fertig damit. Die dünnen Halme waren bald abgemäht, zusammengebunden und eingefahren. Die Sache war richtig, es war eine höchst traurige Erndte, noch unter aller Erwartung schlecht. Bange,

ſtille Tage waren es, die uns der Entſcheidung unſeres Schickſals näher brachten. Es wurde Familienrath gehalten, dem wir Kinder nicht eigentlich beiwohnten, deſſen Reſultate uns aber auch nicht verheimlicht wurden. Der Vater hatte an den jetzigen Eigenthümer des Gutes, einen alten Regierungsrath, geſchrieben und angefragt, ob er ſich mit dem Pachte gedulden wolle. Bei treuer und fleißiger Bewirthſchaftung war ſicher anzunehmen, daß der Werth des Gutes gehoben, und die Einnahmen ſich von Jahr zu Jahr vermehren würden. Von dieſem Tage an war mein Kopf immer voller Rechenexempel, und Thereſe hatte genug Reſpekt vor meiner Klugheit, daß ſie dieſe Exempel geduldig mit anhörte und die ſüßeſten Hoffnungen daran knüpfte. Eines Tages ſaß ich mit ihr vor der Thür und demonſtrirte alſo: „Wenn der alte Regierungsrath ſicher rechnet, dann läßt er uns hier ruhig ſitzen. Zu fünfzehntauſend Thalern hat er das Gut angenommen, ſechshundert Thaler Pacht müſſen wir zahlen, es iſt aber jetzt nicht fünfzehntauſend werth; wenn er es verkauft, verliert er mindeſtens dreitauſend Thaler, wenn er es uns läßt, riskirt er höchſtens das erſte Jahr vierhundert Thaler Pacht, das zweite Jahr zweihundert Thaler, das dritte Jahr gar nichts, im vierten und fünften können wir den Pacht nachzahlen und im ſechsten die rückſtändigen Zinſen, die Sache iſt klipp und klar, ich fürchte nur, der Vater ſetzt ihm das nicht gehörig auseinander.“ Thereſe ſah mich bewundert an: „O Edmund, könnteſt Du nicht hinreiſen und mit ihm reden?“ Ich zuckte die Achſeln, in dem Augenblick kam der Briefträger um die Ecke. Ein dicker Brief aus der Stadt, ſicher vom Regierungsrath. Ich fand die Eltern und die Tante in der Stube, der Briefbote ward abgefertigt, jetzt waren wir Alle verſammelt, mit klopfendem Herzen, in banger Erwartung die Entſcheidung über unſere Zukunft zu hören. Der Vater erbrach das Siegel,

entſetzliche Pauſe! ich wagte kaum zu athmen, der Vater las für ſich, es bedurfte auch keiner Worte, in ſeinen Mienen war Alles zu leſen. Er hatte den Brief längſt weggelegt; Niemand ſprach. „Alſo wirklich!“ ſagte die Mutter endlich mit einem tiefen Seufzer. „Es iſt ihm eigentlich nicht zu verargen,“ entgegnete der Vater ruhig, „er iſt ſehr böſe, daß wir ihm das Gut mit fünfzehntauſend Thalern berechnet haben, da es doch die Zinſen nicht bringen könne, und es ſey keine Kleinigkeit, ein mit Mühe und Sorgen geſammeltes Vermögen ſo hergeben zu ſollen. Er will Dorndorf aber jedenfalls ſogleich verkaufen, den Schaden lieber jetzt tragen, als uns hier laſſen, da er, wie er unſer Wirthſchaften kenne, die Hoffnung auf eine Verbeſſerung des Gutes dabei höchſt lächerlich finde.“ — „Und wann müſſen wir fort?“ fragte die Mutter. „Noch vor Winter, die Sache iſt ſchon gerichtlich eingereicht.“ Die Tante hatte während der Zeit den Brief ſelbſt geleſen. „Mit den Sachen irrt ſich der Alte aber gewaltig,“ ſagte ſie etwas gereizt, „die gehören größtentheils mir und an dem Uebrigen haben die Kinder und Emilie auch ihr Theil.“ — „Wie ſchwer iſt es doch, daß wir ihn nicht entſchädigen können,“ ſagte der Vater traurig. Wir waren Alle ſtill, vom Abendbrod wurde kaum etwas gegeſſen, der Vater ſchrieb denſelben Abend an den Juſtizrath um eine Schreiberſtelle. Die nächſten Wochen gingen ſchwerfällig dahin, Chriſtian und ſeine Tochter waren traurig mit uns, gewirthſchaftet aber wurde dennoch mit großer Treue; dem Vater lag es daran, die Vorräthe ſo reichlich als möglich zu hinterlaſſen und dadurch die Verkaufsſumme zu ſteigern. Ich dagegen that Alles, was ich that, aus Liebe zu dem geliebten Dorndorf und zu ſeiner Arbeit. Ich hielt den Garten ſauber wie früher, ordnete in den Aſtern- und Reſeda-Beeten, band die Nelken an und pflückte die trockenen Blüthen aus den ſchönen, dunkeln

Scabiosen. In meinem Stübchen konnt' ich oft allein sitzen, und wenn meine Augen unwillkürlich die lustige Fanchon studierten, ward mir das Herz gar zu weh. Ich wandte mich zum Fenster, hier war ein Kasten mit goldgelber Kresse, die Blüthen hingen weit am Giebel hinab, wie freute sich mein Herz daran; schaute ich in den Abend hinaus nach den goldenen Sternen und höher, ich wagte immer noch zu beten: „Lieber Gott, können wir nicht hier bleiben?"

Es war ein wunderschöner Tag Ende Septembers, wir hatten den ganzen Tag bei der Kartoffelernte geholfen, gegen Abend gingen wir spazieren, den Fußsteg am Bache entlang und ruhten jetzt unter der großen Buche über unseren Wiesen. So schön als heute war uns die Gegend noch nie erschienen. Mit Entzücken sahen wir der sinkenden Sonne nach, golden lagen ihre schrägen Strahlen auf der grünen Wiese, leichte Silberfaden zogen vor dem blauen Himmel hin, die fernen Berge schillerten wie lichte Seide, während die nahen Buchenwälder vom ersten Schmucke des Herbstes angehaucht in prächtigen Farben blitzten. „Laßt uns nur die Schönheit noch recht genießen," sagte Tante Dorette bewegt, „und dann getrost hingehen, wohin der Herr uns führt." Der Vater nickte freundlich, die Mutter hatte ihren Kopf an des Vaters Schulter gelegt, leise rannen Thränen über ihre Wangen. Da stimmte die Tante mit voller Stimme an: „Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt," — wir kamen in eine Art Begeisterung und konnten freudig mitsingen, aber bald unterbrach hier und dort ein Schluchzen unseren Gesang, wir stockten, Einer nach dem Andern, endlich konnte auch Tante Dorette nur weinen. Nahe Schritte störten uns, wir nahmen uns zusammen, es war Christine mit einem dicken Brief für den Vater. Eilig! stand darauf, er war vom Justizrath. Wie schlug mir das Herz, als der Vater das

Siegel löste, jetzt war ja die Schreiberſtelle unſere einzige Hoffnung, und mir bangte nur vor einer abſchlägigen Antwort. Nein, die war es nicht, der Vater ſah ſo freudig auf, „lies den Brief vor,“ ſagte er und reichte ihn der Tante. Der Inhalt des Briefes war kurz gefaßt: „Lieber Freund. Ich melde mich Ihnen als Ihren neuen Gutsherrn an, ich habe dem guten Regierungsrath Dorndorf abgenommen. Oſtern erhält er fünfzehntauſend Thaler; mit der erſten Jahrespacht will er ſich gern gedulden, bis wir zahlen können, was nach der Berechnung, die Sie mir im Sommer machten, ſicher ſchon in einigen Jahren geſchehen kann. Dorndorf iſt ein ſchönes Gut, und meine Frau iſt entzückt über unſer neues Eigenthum. Eine Bitte knüpft ſich aber daran, meine Ferienzeit, die ich gern in den Bergen verreiste, möchten wir in Ihrer Erkerſtube zubringen, wir gedenken, damit gleich einen Theil des Pachtes abzueſſen. Für mein Vergnügen reflektire ich beſonders auf die Heuernte, eine herrliche Arbeit, meine Frau und Luiſchen aber wünſchen an der Butterwirthſchaft Theil zu nehmen, und mein rüſtiger Primaner wird die romantiſche Gegend durchſtreifen.“ Der Brief ſchloß mit Verſicherungen der Freundſchaft und der Zuverſicht, ſein Gut in ſo fleißigen und getreuen Händen zu wiſſen, davon er ſich im vergangenen Sommer mit eigenen Augen überzeugt habe.

Alle ſchwiegen vor tiefer Rührung, ich aber ſprang auf, umfaßte die Buche mit beiden Armen und machte Freudenſprünge, ich konnte mich nicht halten. Chriſtine hatte den Brief mit angehört und eilte voraus mit der Glücksnachricht. Wir folgten langſamer und ſchauten ſo ſelig in das herbſtliche Abendroth. O du liebe Heimath, wir hatten dies Stücklein Erde ja Alle ſo lieb. Zu Hauſe eilte ich erſt auf meine Bodenkammer, dieſe ſtille Gefährtin vieler kummervollen Stunden mußte meine Freude ſehen, in feuriger Begeiſterung fiel ich auf die Kniee

Der Bankerott.

Der Bankerott.

und dankte dem lieben Gott für die unverdiente Gnade, dann umarmte ich den Fenſterrahmen und ſchaute über die goldene Kreſſe hinweg zu den auftauchenden Sternen, und als mich Thereſe rief, eilte ich, laut ſingend die Treppe hinab. Thereſe hatte den Auftrag, mit mir in den Garten zu gehen und Pflaumen zu ſchütteln. Heute ging es hoch her, herrliche friſche Pflaumen wurden geſchmort und Eierkuchen gebacken, das ganze Haus war voll köſtlichen Duftes, und jetzt noch nach vielen Jahren erſcheint mir dies Eſſen als ein beſonderes Feſteſſen, und wenn herbſtliches Abendroth am Himmel glüht, kann ich es zuweilen nicht laſſen, die ſchönen blau angehauchten Pflaumen von den lieben alten Bäumen zu ſchütteln und in die Küche zu liefern. Doch nun weiter.

Der Winter verging uns im Gefühle des Glückes und der Zufriedenheit. Ich ging fleißig zum Herrn Paſtor in die Schule, ich war auch bald genug dahinter gekommen, daß mich mein franzöſiſches Collegium nicht wohl unterrichtet und daß ich, als ich das Parliren glücklich verlernt, ein ausgezeichnet dummer Junge war. Außer den Schulſtunden waren wir mit den Eltern oft bei Paſtors und ſie wieder bei uns, und auch mit den guten Förſtersleuten wurde verkehrt und dabei der Plan gemacht, daß ich bis Oſtern über ein Jahr den Unterricht mit den Kindern auf der Pfarre genießen und dann Lehrling in der Förſterei werden ſollte.

Der Winter war vergangen, der Frühling mit ſeiner Arbeit herbeigekommen, wir waren Alle ſehr geſchäftig in dieſem Jahre und hatten mehr Muth; alles erübrigte Geld war auf des Juſtizraths Anordnung in die Wirthſchaft geſteckt, um zwei prächtige Kühe war der Stall ſchon wieder reicher, von der Milchwirthſchaft allein konnten wir beinahe leben. Als alle Aecker beſtellt waren, die Saaten grünten, die Bäume blühten, und Gras und

Blumen die Wieſen üppig ſchmückten, gingen wir daran, das Haus für die erwarteten Gäſte zu ſchmücken. Die beiden im vergangenen Jahre verunglückten Fenſter ließ ich mir nicht nehmen, mit weißer Oelfarbe anzuſtreichen, und noch an vielen Orten fand ſich etwas zu pinſeln und zu kleben, dann wurde geſcheuert, gewaſchen, geplättet, bis das Häuschen blitzte und blinkte in allen Ecken. Es war ein wunderſchöner Tag, an dem wir endlich Juſtizraths erwarten konnten, heller Sonnenſchein und ſommerlicher Duft lagen über Wald und Flur, unſer Gartenſtand war im reichſten Blumenflor, die Linde vor dem Hauſe blühte, und in den kühlen Stuben hauchten Roſen und Levkoyen ihr Aroma aus. Wir ſelbſt hatten uns auch geſchmückt, um unſere Gutsherrſchaft mit der gehörigen Ehrerbietung zu empfangen. Gern wollte ich dieſe Ehrerbietung erweiſen, ich hatte einzuſehen angefangen, daß die verſchiedenen Stände und Verhältniſſe in der Welt Gottes Ordnungen ſind, daß aber das innere Glück von dieſen äußeren Ordnungen ganz unabhängig iſt. Der große Reiſewagen fuhr vor, der Empfang war gegenſeitig gleich aufrichtig und herzlich. Chriſtian und Chriſtine erhielten den Auftrag, abzupacken. „Halt!“ ſagte der Juſtizath, „erſt muß, was ich auf dem Herzen habe, heraus; denn es iſt ſehr die Frage, ob Sie uns unter den jetzigen Verhältniſſen als Koſtgänger haben wollen.“ Wir ſahen ihn lachend und neugierig an. „Die Sache iſt, wie ich es von Anfang vorausgeſehen habe,“ begann der Juſtizrath ſo ruhig, als ob gar nichts Beſonderes zu berichten ſey. „Roland und Compagnie hat eine gute Zuckerernte gethan und beginnt ſein Haupt wieder zu erheben und zu zahlen; zehntauſend Thaler habe ich für Sie ſchon ſo gut wie in der Taſche, zehntauſend ſollen noch folgen.“ Die Verwunderung und Freude war groß, und das Fragen wollte kein Ende nehmen. Der gute, dicke Juſtizrath fragte endlich noch einmal,

ob wir sie als Kostgänger haben wollten. „Nein, nicht als Kostgänger, sondern als sehr liebe Gäste.“ Als das erste Feuer vorüber war, und wir etwas beruhigt beim Abendbrod saßen, begann der Justizrath ernsthaft und feierlich: „Mein lieber Herr Westroth, ich gebe Ihnen noch Eines zu bedenken, Sie haben zwanzigtausend wieder in Händen, Ihre Firma ist eine geachtete, Sie sind ein gescheuter Kaufmann, wie wäre es, wenn Sie wieder zu uns zurückkehrten, und Ihr väterliches Gut dennoch verkauften?“ Eine verhängnißvolle Pause entstand, der Vater blickte vor sich nieder. Da wandte sich die Justizräthin scherzend zu mir und Theresen: „Was meint Ihr dazu, liebe Kinder?“ — „Wir bleiben lieber hier,“ klang es wie aus einem Munde. Tante Dorette sprang auf, küßte uns und sagte mit Thränen in den Augen: „Und ich bleibe auch lieber hier.“ — „Die Kinder haben meinen Wunsch schon ausgesprochen,“ sagte der Vater lächelnd und sah die Mutter fragend an. Sie nickte freundlich. Ach nein, auch sie wollte sich nicht wieder auf die unsicheren Wogen solch weltlichen Glückes begeben. Die Versuchung war überstanden! — „So sind wir also unserer schönen Besitzung wieder los, meine liebe Frau,“ sagte der Justizrath lachend; „aber die Idee, uns auch einmal auf einen so kleinen, stillen Punkt der Erde zurückzuziehen, doch nicht,“ fügte die Justizräthin hinzu.

Ein dreiwöchiger Aufenthalt in unserem lieben Dorndorf bestärkte sie in dieser Idee. Bei Arbeit und Einfachheit geht das Leben angenehmer und zufriedener hin, als im unruhigen Treiben der Welt, das war das Thema der gemeinschaftlichen Unterhaltung. Außerdem wurde aber zu meiner nicht geringen Betrübniß auch besprochen, daß ich augenblicklich auf ein Gymnasium müsse, um wenigstens einige Jahre eine tüchtige Schulbildung zu genießen. Um zu studieren, hatte ich schon zu viel

verſäumt, hatte auch wenig Anlage dazu, ſchließlich auch nicht Luſt, ich wollte lieber pflügen, graben und ſäen und ein einfacher Landwirth ſeyn. So geſchah es denn, vier Jahre beſuchte ich die Schule, darauf mußte ich noch zwei Jahre in einer fremden Landwirthſchaft dienen und kam dann als ein groß gewachſener Jüngling in das elterliche Haus zurück. Der Vater hatte in den Jahren Gelegenheit gehabt, einige neue Strecken Landes zu kaufen, und beſaß jetzt ſechs Pferde, meine Rückkehr war dem Vater ſehr erwünſcht. Die nächſten fünf Jahre gingen mir wie ein ſchöner Traum dahin, eine Neigung zu dem klugen Mariechen drüben im Pfarrhauſe war heller Sonnenſchein darin. Uebrigens war ſchon vor meiner Rückkehr das Verhältniß zwiſchen unſeren beiden Familien ein ſehr inniges geworden; der Herr, der uns ſo treulich geführt, der hatte auch meinen theuern Eltern und uns Kindern dieſen Umgang beſtimmt. Dem Vater war es eine große Freude, wenn er hörte, daß unſer Haus ein chriſtliches Haus genannt wurde, und ich fühlte mit ganzer Seele, welches der Friedensgrund unſeres Stilllebens und unſeres Glückes war. Seit zehn Jahren waltet das kluge Mariechen hier als meine geſchäftige Hausfrau, Tante Dorette hilft ihr noch immer dabei, und nichts iſt ſchöner als eine ſo gute, helfende, alte Tante. Die Eltern wohnen im angebauten Seitenflügel, die Mutter ſitzt wieder auf einem rothplüſchenen Lehnſtuhl, und einige ſchöne Oelbilder aus früherer Zeit ſchmücken die Wände des Zimmers. Thereſe hat des Juſtizraths rüſtigen Primaner, der ſich ſchnell genug zu einem geſchickten Advokaten heraufſchwang, geheirathet, und wo wohnt ſie? in unſerem alten Hauſe in der Stadt! Fürſtlich iſt es nicht ausgeſtattet, gut bürgerlich und ſehr behaglich. In jedem Jahr wird vor Weihnachten von Dorndorf ein Ausflug nach der Stadt gemacht, um den Weihnachtsmann einzu-

holen; in den Sommerferien aber erſcheinen die lieben Städter in Dorndorf und genießen die Freuden des Landlebens. Mit dem Heumachen will es dem alten Juſtizrath nicht mehr ſo von Händen gehen; aber nach der Buche wandert er mit der lieben Familienſchaar, athmet den ſüßen Heuduft und freut ſich an Kindern und Enkeln. Wir Alle aber ſprechen mit dankbarem Herzen die Worte aus: „Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, und eure Wege ſind nicht meine Wege. Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, ſpricht der Herr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, deß ihr wartet."

---

## Die wunderbare Mauer.

Von

**Friedrich Beutelſpacher.**

---

„Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde davor grau'!"
Betet bei der Lampe Schein
Ahne in dem Kämmerlein.

Draußen heult der kalte Sturm,
Peitſcht die Fahne auf dem Thurm,
Jagt die Flocken kreuz und quer
Wolkenweiſe vor ſich her.

Draußen lärmt der Feinde Troß,
Reiter auf dem ſtolzen Roß;
Der Koſacken wilder Schwarm
Sengt und brennt — daß Gott erbarm!

Nur das Häuschen vorne dran
Sieht nicht Einen Reitersmann;
Keiner von der wilden Jagd,
Keiner ſich zur Ahne wagt.

„Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde davor grau'!"
Betet bei der Lampe Schein
Fort und fort das Mütterlein.

Endlich weicht die bange Nacht.
O der großen Wundermacht!
Was gewahrt die Alte nit,
Wie ſie hin zum Fenſter tritt?

Nicht Koſack und nicht Dragon;
Alle ſind ſie längſt davon.
Eine Mauer dicht von Schnee
Ragt gewaltig in die Höh',

Um das Häuschen hergebaut,
Daß dem Feind davor gegraut,
Von dem Herrn emporgethürmt,
Der die Seinen kennt und ſchirmt.

# Der Segen früher Frömmigkeit.

Von

dem Herausgeber.

„Frühe säe deinen Samen!“ sagt Salomo. Bestellt man nicht frühe genug ein Gartenland oder Feld, so geräth das Eingesäete nicht oder erreicht wenigstens seine Vollkommenheit nicht mehr. Fängt man nicht frühe an, sich einem Berufe zu widmen, so bringt man es gewöhnlich nicht mehr weit darin, und dieß gilt um so mehr, je höher und schwieriger er ist. Welcher Lebensberuf aber wäre schwieriger, als die durchgreifende Heiligung des Herzens und Lebens? welches Ziel stände höher, als das von Jesu uns gesteckte: „Ihr sollt vollkommen seyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Wünschest du daher aufrichtig, mein junger Leser, mit Gottes Hülfe jenen Beruf zu erfüllen und diesem Ziele dich so viel als möglich anzunähern, so mache dich schon frühe an's Werk, betritt frühe den Pfad wahrer Frömmigkeit! Und zwar nicht blos wegen des Zeitgewinns ist dieß von größter Wichtigkeit, sondern auch, weil die Jugend an und für sich der günstigste Zeitpunkt dazu ist.

Jetzt ist dein Herz noch nicht in Sünden verhärtet. In der Entfremdung von Gott wächst mit der leiblichen und geistigen Kraft des Menschen auch die Macht der Sünde. Dem Unkraute gleich schlägt sie immer tiefere Wurzeln in den Boden des Herzens und breitet mit raschem Fortschritt ihr giftiges Geflechte über das Feld des Lebens aus, so daß sie immer schwerer zu bewältigen wird. Schon jetzt fühlst du zwar, daß ein „Ge-

ſetz der Sünde" in dir waltet, ſchon jetzt überführt dich eine redliche Selbſtprüfung mancher böſen Neigungen und üblen Gewohnheiten; aber noch erröthest du, wenn der ernſte Tadel treuer Eltern und Lehrer dich trifft, noch ſpricht dein Gewiſſen laut und kräftig in dir. Höre auf dieſen göttlichen Warner, ehe ſeine Stimme matt wird von vergeblichem Rufen, höre jetzt auf ihn: jetzt iſt für dich die günſtigſte Zeit, den heiligen Kampf gegen die Sünde zu führen, und viel größer die Hoffnung des Sieges, als wenn du warten wollteſt, bis der Feind, den du bekämpfen willſt, großgewachſen wäre.

Die Jahreszeit, wo durch die Natur ein friſcher Lebensodem weht, wo Alles ſich regt und treibt, eine ſchlummernde Kraft nach der andern erwacht, eine Knospe nach der andern aufbricht, — der Frühling iſt ein Bild von der Friſche und Lebendigkeit der Seelen- wie der Leibeskräfte in der ſchönen Jugendzeit. Mit einem Eifer, der keine Bedenklichkeiten kennt und vor keinem Hinderniſſe zurückweicht, mit dem glänzenden Auge der Begeiſterung ſtrebt die Jugend im Gefühle ihrer wachſenden Kraft nach dem Ziel ihrer Wünſche. Ach, daß ſie ſo oft ein falſches Ziel ſich erwählt, daß ſie ihre edle Kraft ſo oft vergeudet an bloße weltliche Beſtrebungen oder gar an ſchnöde fleiſchliche Lüſte, um ſpäter mit bitterer Reue den Mißbrauch des von Gott ihr verliehenen Pfundes beſeufzen zu müſſen! Du nicht alſo, mein junger Leſer: wähle dir ein Ziel, das des Ringens werth iſt, wähle das höchſte, wähle den Himmel dir! Klimme jetzt, im Morgenlichte deines Lebenstages, mit deiner friſchen, ungeſchwächten Kraft den ſteilen, ſchmalen Weg des Lebens hinan und laß himmliſche Gedanken auch deine irdiſchen Plane und Beſtrebungen läutern und verklären.

Der reichen, ahnungsvollen Jugend, die, unbefriedigt von der ſichtbaren Wirklichkeit, ſo gern in höheren Sphä-

ren lebt, ſteht ohnehin noch die unſichtbare Welt mit ihren Urbildern alles Wahren, Guten und Schönen näher, als den ſpäteren Altersſtufen, auf welchen die hunderterlei größeren und kleineren Angelegenheiten, Geſchäfte und Sorgen des alltäglichen Lebens eine mächtige Verſuchung ſind, ſeine Aufmerkſamkeit ganz dem Irdiſchen zuzuwenden. Wer dann nicht ſchon frühe eine entſchiedene Richtung nach dem, was droben iſt, gewonnen hat, vergißt leicht, daß es eine höhere Welt gibt, und vermag ſich aus dem niederen Kreiſe, worin ſeine Gedanken und Empfindungen ſich bewegen, nur noch ſchwer zu ſeinem Gott und Heiland aufzuſchwingen. Möchteſt du daher doch ohne Schwanken und Zögern dahin dein Auge richten, wohin ein innerer Trieb, ein tiefes, obſchon vielleicht dir ſelbſt nicht klares Sehnen deines Herzens dich leiten will!

„Die mich frühe ſuchen, finden mich," läßt Salomo die Weisheit von oben ſagen, welche Eins iſt mit der wahren Frömmigkeit. Jetzt iſt für dich zu dieſem Suchen die günſtigſte Zeit, und wer weiß, ob nicht ſogar die einzige? Oder wer verbürgt dir das Erreichen einer höheren Altersſtufe? Bei Tag und Nacht wandelt der Todesengel durch die Wohnungen der Menſchen, und jede Thüre, wo Gott ihn eintreten laſſen will, muß ſich ihm öffnen. Nicht blos den zitternden Greis, deſſen Haupt der Schnee des Alters deckt, führt er hinweg; auch vor der gedrungenen Kraft des Mannes und den lockigen Häuptern der Jugend weicht er nicht zurück. Wann er bei dir anklopfen wird, wie viele Tage, Monate oder Jahre dir noch zugemeſſen ſind, weißt du nicht; aber „jetzt iſt die angenehme Zeit, jetzt iſt der Tag des Heils." Verſäume ihn nicht!

Auf früher Frömmigkeit ruht Gottes beſonderes Wohlgefallen. Wie ihm im alten Bunde die Erſtlinge aller Früchte und Thiere dargebracht werden mußten, ebenſo will er

ſich nicht erſt die Spätfrüchte, ſondern ſchon die Erſtlinge unſeres Lebens geweiht ſehen. „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend!“ mahnt er. Nachdrücklich gebot ferner Jeſus, daß man ſchon die Kleinen zu ihm kommen laſſen ſolle, und freute ſich über das Hoſianna jener Kinder zu Jeruſalem, über ihren Glauben und ihr Lob Gottes. Er ſelbſt hatte ja als Kind, Knabe und Jüngling ganz in Gott gelebt, ſo daß bei ſeinem Eintritt in das Mannesalter jene Stimme von oben das unbedingte Wohlgefallen ſeines himmliſchen Vaters an ihm ausſprechen konnte. Liegt auch dir etwas an Gottes Wohlgefallen, ſo weihe ſchon frühe ihm dein Herz und Leben!

Dadurch belohnſt du auch am ſchönſten die Liebe und Treue deiner Eltern. Wie die Hoffnungen des Landmanns auf die heranwachſende Saat gerichtet ſind, ſo die deiner Eltern auf dich. O täuſche ihre Hoffnungen nicht! Schon ſo manchen Vater und manche Mutter hat das Herzeleid über mißrathene Kinder vor der Zeit in die Grube gebracht; jeder neue Kummer, den dieſe ihnen verurſachten, war ein Nagel zu ihrem Sarge. Das widerfahre dir nur nicht! Werde ein ächter Jünger Jeſu, ein wahrer Chriſt: darin liegt für deine Eltern die einzig ſichere Bürgſchaft, daß ſie an dir einen guten Sohn oder eine gute Tochter, einen Troſt, eine Stütze und Freude ihres Alters haben werden.

Ja, für deine ganze Umgebung wirſt du dann ein Segen ſeyn. Ein Gottloſer geht nicht blos ſelbſt den Weg, der zur Verdammniß abführt, ſondern durch Wort und Beiſpiel reißt er, abſichtlich oder unabſichtlich, auch Andere mit ſich fort. Ein faules Geſchwätz, das ein Anderer hört, oder eine verbotene Handlung, deren Zeuge er iſt, kann ihn irre machen in ſeiner Anſicht von dem, was recht und unrecht, erlaubt und unerlaubt iſt, kann böſe Gedanken und Begierden in ihm erwecken und

ihn für immer auf die breite Straße der Sünde verlocken oder im Gehen derſelben beſtärken. Daher das ſchreckliche Wehe, das der ſonſt ſo milde Heiland über das Aergernißgeben ausſpricht. Der Gottentfremdete aber kann dieſes nicht unterlaſſen, denn „weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über,“ — unwillkürlich tritt ſeines Herzens Geſinnung in ſeinen Worten und Handlungen hervor. Während er ſo durch ſein Reden und Thun eine beſtändige Reizung zum Böſen und dadurch ein Fluch für ſeine Umgebung iſt, wird der Chriſt für die, welche um ihn ſind, ein wahrer Segen. Er bringt durch Wort und Beiſpiel die Lehre ſeines Heilandes zu Ehren; überall ſtellt er ſich ohne Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit auf die Seite des Wahren und Heiligen, und ſo iſt ſein ganzes Benehmen für die Schwachen eine Stärkung und Ermunterung zum Guten, für muthwillige Sünder aber eine Warn- und Weckſtimme, die nicht immer fruchtlos ertönt. Da nun auf junge Leute namentlich das, was ſie von ihren Altersgenoſſen ſehen und hören, einen ſehr großen Einfluß übt, ſo kannſt du, mein junger Leſer, ſchon jetzt bei deinen Geſchwiſtern und Freunden durch Wort und Beiſpiel viel Gutes wirken, und was dir zunächſt in einem kleineren Kreiſe möglich iſt, wird dir ſpäter in einem immer größeren möglich werden. Wohl daher auch deiner Umgebung, wenn du ſchon frühe den Weg wahrer Frömmigkeit betrittſt! Wer dieß thut, gleicht der Sonne, wenn ſie an einem ſchönen Sommertage vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ihre ſegensreichen Strahlen ausgießt, während Einer, welcher erſt im Alter ſich bekehrt, dem Abendſterne zu vergleichen iſt, der erſt erſcheint, wenn der Tag zu Ende geht, und in der kurzen Zeit, wo er geſehen wird, zwar einen freundlichen Schimmer, aber kein helles Licht und keine befruchtende Wärme über die Erde verbreitet.

Den reichſten Segen aber wird frühe Frömmigkeit dir ſelbſt bringen. — In jedem Menſchenherzen wohnt ein tiefes, unvertilgbares Sehnen nach Glückſeligkeit. Frömmigkeit aber iſt Glückſeligkeit; denn ſie iſt ein Leben in Gott, dem Urquell aller Glückſeligkeit im Himmel und auf Erden. Durch ſie verklärt ſich dir deine ganze Welt- und Lebensanſchauung: herrlicher erſcheint dir die ganze Schöpfung, weil ſie Gottes Werk iſt, bedeutungsvoller dein Leben, weil es einem himmliſchen Ziele zuführt, lieblicher jede Freude, weil ſie aus Gottes Vaterhand kommt, leichter jedes Leiden, weil ſeine Weisheit es über dich verhängt hat, ſeine Gnade es lindert, ſeine Allmacht es heben kann. Biſt du durch Chriſtum ſchon frühe zu jenem Leben in Gott, zu wahrer Frömmigkeit hindurchgedrungen, ſo ſteht dir in ihr ein Engel zur Seite, der dich auf deinem ganzen Lebenswege als Führer und Freund begleitet. Wenn du mit Thränen das Elternhaus verläßſt, geht er mit dir; wenn jeder andere Freund dir untreu wird, ſchmiegt er ſich um ſo inniger an dich an; wenn jede andere Stirne ſich gegen dich verfinſtert, lächelt er dir zu; an Scheidewegen, wo du nicht weißſt, wohin du dich wenden ſollſt, zeigt er dir die rechte Bahn; in Gefahren flößt er dir Muth, in Kämpfen Kraft, in Leiden Ergebung und Hoffnung ein; ſelbſt noch an deinem Sterbebette ſteht er dir zur Seite, und tröſtend weist dich ſein Finger auf das ſelige Land der Verheißung hin. Frömmigkeit iſt Glückſeligkeit, und du ſollteſt nicht ſo frühe als möglich ſie zu erlangen ſuchen, damit ſie ihren hellen Schein über dein ganzes Leben verbreite?

Frühe Frömmigkeit iſt der einzig ſtichhaltige Schild gegen die Verſuchungen zur Sünde, die uns von Jugend auf umringen. Dieſe kommen gleich dem Winde von allen Seiten und oft ebenſo unerwartet wie er. In der Einſamkeit

und in Geſellſchaft, daheim und auswärts, ja ſelbſt im Hauſe Gottes ſind wir ihren Angriffen ausgeſetzt. Gerade oft wann und wo wir es am wenigſten vermuthen, legt uns die Welt und unſer eigen Fleiſch die gefährlichſten Fallſtricke, die uns bald in dieſe, bald in jene Sünde zu verwickeln drohen. Herzliche Frömmigkeit iſt die einzig ſichere Schutzwehr dagegen. Luther erzählt von einem jungen Glaubigen, der alle Verſucher und Verſuchungen mit den Worten zurückzuſchlagen pflegte: „Hebe dich von mir, ich bin ein Chriſt!“

Wie gut iſt's, dieſen Schild ſchon frühe zu ergreifen! Wer es unterläßt, kann einen Schaden an ſeiner Seele nehmen, von dem ihm bis zum Grabe eine Wunde oder Narbe bleibt; wer aber ſo weiſe iſt, es zu thun, erſpart ſich für ſein ſpäteres Leben manche bittere Reue. Noch in ſeinem Teſtamente dankte der berühmte Beza Gott dafür, daß er ihn in ſeinem ſechszehnten Jahre habe einen Chriſten werden laſſen, wodurch er vor der Begehung vieler Sünden, die ſein Leben getrübt hätten, bewahrt worden ſey. Würdeſt du, mein junger Leſer, nicht ſchon jetzt dein Herz und Leben dem Herrn weihen, was bürgte dir dafür, daß du nicht in ſchwere Sünden verfieleſt? Abgeſehen von den üblen äußeren Folgen, die ſie nach ſich ziehen können, trübt nichts das innere Leben mehr, als die Erinnerung an begangene ſchwere Fehltritte. Thut der Schuldige ſpäter ernſtliche Buße, ſo wird ihm ſicherlich Vergebung für ſie zu Theil, aber ſelbſt die Vergebung löſcht die Erinnerung an ſie nicht aus und hebt ihre üblen zeitlichen Folgen nicht auf. Ungern denkt er an die Vergangenheit zurück, und taucht unerwartet, vielleicht durch einen ganz geringfügigen Umſtand hervorgerufen, ein Sündenbild aus ſeinem früheren Leben vor ihm auf, ſo trübt ſich, ohne daß ſeine Umgebung den Grund ahnt, auf einmal ſein Auge, ſeine Stirne legt ſich

in Falten, und sein Mund verstummt. Hat er sich vollends vorzuwerfen, durch Wort oder Beispiel auch Andere zum Bösen verleitet zu haben, welche seitdem in ihren Sünden gestorben oder auf der Bahn des Lasters weiter fortgeschritten sind, so muß das seinem Herzen eine Wunde schlagen, welche bis zu seinem Grabe zu bluten nicht aufhört. Willst du daher, mein junger Leser, viel bittere Reue, viele schmerzliche Selbstvorwürfe und Gewissensbisse dir ersparen; möchtest du in deinen reiferen Jahren auf eine reine, einem edlen Streben geweihte, in nützlicher Thätigkeit und weiser Enthaltsamkeit zugebrachte Jugend zurückblicken können; wünschest du, daß der Sonnenschein eines unbefleckten Gewissens dir deinen Lebenstag erheitere, und noch in der winterlichen Stille des Greisenalters freundliche Erinnerungen aus der fernen wie aus der näheren Vergangenheit dich umschweben, — so suche frühe den Weg wahrer Frömmigkeit!

Frühe Frömmigkeit ist auch eine hohe Ehre. Die alten Römer bauten die Tempel der Tugend und der Ehre neben einander, damit andeutend, daß Tugend der Weg zur Ehre, ja selbst schon Ehre sey. Christliche Frömmigkeit aber, die nach nichts Geringerem als nach Gottähnlichkeit streben lehrt, führt zur höchsten Tugend und bekränzt das Haupt dessen, der sich ihr weiht, mit dem unvergänglichen Strahlenkranze einer Ehre, gegen welche jede irdische ein nichtiges Schattenbild ist; denn was kann es so Großes geben, als ein Nachfolger Christi, ein Kind Gottes, ein Erbe der ewigen Herrlichkeit, ein Bürger des himmlischen Jerusalems zu seyn? Diese Ehre ist desto größer, je früher sie Jemanden zu Theil wird, und je länger sie ihn also schmückt. Ehrwürdig ist ein alter Diener, der von seiner frühen Jugend an einem und demselben Fürsten redlich gedient hat, der durch keine Versprechungen und Drohungen sich zur Untreue gegen ihn, durch keine Schicksalswechsel seines Herrn

zum Abfalle von ihm verleiten ließ, der ihm willig in Verbannung und Armuth folgte und auch bereit gewesen wäre, sein Leben für ihn zu lassen. Aber wie viel ehrwürdiger noch ist ein Greis, der von früher Jugend an seinem Gott und Heiland gedient hat! Viele Sommer sind über sein Haupt gegangen, viele Wechselfälle des Lebens hat er erfahren, aber nie hat er seinen Herrn, nie seine Fahne gewechselt; in allerlei lockenden Gestalten trat ihm die Versuchung entgegen, aber er ist seinem Gott und sich selbst treu geblieben; manche drohende Stürme umbrausten ihn, aber wie die Eiche in Wind und Unwetter nur immer tiefere Wurzeln schlägt, so dienten jene nur zur Vertiefung seines Lebens in Gott; manche Hitze der Trübsal kam über ihn, aber in ihr reifte nur mehr und mehr sein Glaube, seine Liebe, seine Hoffnung. Auf einen solchen Christen blicken selbst die Kinder dieser Welt mit Achtung. „Ihm," sagen sie, „gebührt in der That alle Ehre. Er ist keiner von denjenigen, welche die Religion nur auf der Zunge haben, auch keiner von denen, die nach einem in Leichtsinn und Sünden hingebrachten Leben in den Tagen des Alters zu Bibel und Gesangbuch greifen, weil sie sich vor der Hölle fürchten, — nein, ihm ist es Ernst mit der Religion: so, wie er jetzt ist, war er schon in seiner Jugend, bei hundert Gelegenheiten, in Glück und Unglück, hat er die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung bewährt. Ja, wenn Alle so wären!" — Er ist eine Zierde für die Gemeinde; seine grauen Haare schimmern wie eine Ehrenkrone im Kreise seiner jüngeren Mitchristen, welche mit Verehrung zu ihm aufblicken, seinen Rath suchen und die Früchte seiner Erfahrung erndten. Er kennt die Höhen und Tiefen des schmalen Weges, der zum Leben führt; er kann von Anfechtungen, Kämpfen und durch Gottes Gnade errungenen Siegen reden, und freudig darf er am Ende seiner Laufbahn jene Worte des Triumphes an-

ſtimmen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird!“

Frühe Frömmigkeit iſt aber nicht blos der ſicherſte Weg zum ewigen Leben überhaupt, ſondern hat gewiß auch einen weſentlichen Einfluß auf den Grad der jenſeitigen Seligkeit. Daß dieſer nicht bei Allen gleich ſey, darüber gibt uns die Schrift ſehr beſtimmte Winke. „Wer kärglich ſäet,“ ſchreibt Paulus, „der wird auch kärglich erndten, und wer da ſäet im Segen, der wird auch erndten im Segen (2 Corinth. 9, 6).“ Alles, was wir hienieden aus Liebe zu Gott und zum Nächſten Gutes anſtreben, reden und thun, iſt eine Ausſaat für die Ewigkeit; wie aber der, welcher mit dieſer Ausſaat erſt ſpät anfängt, nur noch kärglich ſäen kann in Vergleich mit dem, der ſchon frühe damit beginnt und ſie ſein ganzes Leben hindurch fortſetzt, ſo muß auch die Erndte verſchieden ausfallen. Die Ungleichheit des jenſeitigen Gnadenlohns veranſchaulicht ferner Jeſus ſelbſt in dem Gleichniſſe von den zehn Knechten, deren jedem ihr Herr ein Pfund zur Verwaltung übergibt. Der Lohn, welchen der Letztere den frommen Knechten zutheilt, fällt verſchieden aus, je nach dem Maße ihres Eifers und ihrer Leiſtungen in ſeinem Dienſte, indem derjenige, welcher zehn Pfunde erworben, über zehn, der aber, welcher mit denſelben Mitteln nur fünf Pfunde gewonnen hat, über fünf Städte geſetzt wird (Luc. 19, 12 ff.). Dieſe verſchiedene Behandlung ſeiner Knechte erfordert nicht blos Gottes Gerechtigkeit, ſondern auch ſeine Weisheit, da größerer Eifer und hingebendere Treue in der Benützung der von ihm gegebenen Mittel die Empfänglichkeit für einen reichlicheren Gnadenlohn, die Tüchtigkeit zu höheren Stellungen in ſeinem

Reiche beurkunden. Nun gehören aber zu dem von Gott dir verliehenen Pfunde oder Capitale nicht blos deine geistigen Gaben, leiblichen Kräfte und irdischen Mittel, sondern auch die kostbare Zeit. Benützest du sie gleich vom goldenen Morgen deines Lebenstages an zum Streben nach dem Einen, was noth ist, so kannst du eine höhere Stufe der Heiligung und Gottähnlichkeit erlangen, als wenn du damit bis zum Mittag oder Abende deines Lebens warten wolltest, und wirst daher bei deinem Uebergange in das jenseitige Leben auch für eine höhere Stufe der Seligkeit befähigt erfunden werden.

Welch einen unaussprechlichen, bis in die Ewigkeit hinüber reichenden Segen schließt also frühe Frömmigkeit in sich! und du wolltest nicht eilen, mein junger Leser, dir diesen Segen zuzueignen? Unzählige haben sich um ihr zeitliches und ewiges Heil gebracht, nicht, weil sie den Weg des Lebens nie einzuschlagen beabsichtigt hätten, sondern weil sie es verschoben und die rechte Gnadenzeit verstreichen ließen. Dir aber steht die Thüre der göttlichen Gnade noch offen, dir winkt der Himmel mit seinen Kronen und Siegespalmen, und der heilige Weg, der zu ihm führt, ladet dich ein, ihn zu betreten: o versäume die goldene Stunde nicht! Laß dich von deinem Heilande, dem guten Hirten, finden, der dir schon von deiner frühen Kindheit an nachgegangen ist und mit den Engeln im Himmel sich freuen wird, wenn du dich ihm mit ganzer Seele zum Jünger und Nachfolger weihst.

# Der Zug der Kinder Israel von Gosen zum Sinai.

Von

**Ludwig Völter.**

Der ägyptische Pharao Osirtasen, Josephs Gönner, hatte der Familie des Erzvaters Jakob im besten Theil seines Landes, in jenem nordöstlichen Landstrich Aegyptens, der als Saum des cultivirten Landes von Heliopolis, in der Nähe des heutigen Kairo, aus Südwest nach Nordost läuft und gegen Abend vom Tanitischen oder Pelusischen Nilarm, gegen Morgen von der Wüste des Peträischen Arabien begrenzt wird, in der heutigen Provinz esch Scharkijeh, die in der Bibel den Namen Gosen führt, ihre Wohnsitze angewiesen. Ein Theil des hier aus der Familie erwachsenden Volks setzte in den östlichen Waideländern das patriarchalische Hirtenleben fort (1 Mos. 46, 34.), ein anderer trieb in den fruchtbaren, durch reichliche Bewässerung begünstigten Landstrecken des Nildeltas Acker- und Gartenbau, den sie von den Aegyptern erlernten (5 Mos. 11, 10. 4 Mos. 11, 5.), während noch andere den Künsten und Gewerben sich widmeten, weßwegen schon in jener frühen Zeit auch unter den Israeliten die Kunst, in Gold und Silber zu arbeiten, Edelsteine zu schneiden, Leder und feines Gewebe zu bereiten, die Buchstabenschrift zu handhaben u. s. w., sich findet. So gelangten sie nach und nach zu einem bedeutenden Grad von Wohlstand. Aber wenn auch durch diese Umstände auf der einen Seite die rasche Vermehrung des Volks sehr begünstigt wurde,

ſo wurde auf der andern die Gefahr immer größer, daß in demſelben Maß die Anhänglichkeit an die von den Vätern ererbte Verheißung und die Hoffnung auf den einſtigen Beſitz Kanaans abnahm. In den weſtlichen Landestheilen trat in Folge der großen Vermehrung eine immer größere Annäherung an die Aegypter ein, ſie ſiedelten ſich in ägyptiſchen Städten an, wohnten zum Theil ſogar in der Aegypter Häuſern und kamen durch Handel und Wandel in immer vielſeitigere Berührung mit ihnen. So nahmen ſie nach und nach viel von der ägyptiſchen Denk- und Lebensweiſe an, wurden weichlich und genußſüchtig und blieben ſogar vom Götzendienſt nicht frei.

Wenn demnach Aegypten ganz geeignet war, um das Heranwachſen Iſraels zu einem zahlreichen Volk zu begünſtigen, ſo führten eben dieſe günſtigen Umſtände andererſeits auch die Gefahr mit ſich, daß Iſrael für ſeine Beſtimmung, ein auserwähltes Volk Gottes zu werden, untüchtig wurde. Wie daher Gott Iſrael nach Aegypten führte, um ſie zum großen Volk zu machen, ſo führte er ſie wieder aus Aegypten, um den Plan, ſie zu ſeinem Volk zu machen, in Ausführung bringen zu können. Aber war auch zu hoffen, daß Iſrael ſich dazu hergeben werde, ein Land zu verlaſſen, wo es ihm dem äußeren Menſchen nach ſo wohl gieng? Dahin wußte es Gott durch daſſelbe Mittel zu bringen, welches er jetzt noch bei ſeinen Kindern anwendet, um ſie geneigt zu machen, daß ſie die Welt innerlich verlaſſen und aus ihr ausgehen. Er verwandelte Aegypten, das bisher für die Iſraeliten ein Land des Wohllebens geweſen war, für ſie in einen Ofen des Elends und ihre bisherigen Freunde und Gönner in hartherzige Bedrücker. Denn als in Aegypten ein neues Königshaus aufkam, fiengen die neuen Herrſcher an zu fürchten, das ſich täglich mehrende Volk möchte ſich zu Aegyptens gefährlichſten Feinden, den Wüſtenvölkern,

ſchlagen, an deren Gebiete es ja ohnedieß angrenzte und mit denen es ſich zum Theil durch die gleiche Lebensweiſe verwandter fühlen mochte, als mit den Aegyptern. Daher ſuchten ſie, um die Macht Aegyptens zu heben, die Kinder Iſrael zu unterdrücken und zu Knechten zu machen. Der König Ramſes II. oder der Große, der 66 Jahre lang ruhmvoll über Aegypten herrſchte, legte, uneingedenk deſſen, daß durch Joſephs weiſe Staatseinrichtungen Aegypten zu großer Macht und Blüthe gelangt war, nicht nur unbarmherzige Frohndienſte auf die Iſraeliten, ſondern gieng in ſeiner Grauſamkeit ſogar bis zu dem Befehl, alle neugeborene iſraelitiſche Knäblein in's Waſſer zu werfen. Sein Sohn und Nachfolger, Menephthes, ſetzte das Bedrückungsſyſtem ſeines Vaters mit geſteigerter Hartherzigkeit fort. So kam es, daß, als nun der durch eben jenes Pharao Ramſes Tochter wunderbar aus dem Waſſer gerettete und am Königshof erzogene Moſes im Namen Jehovahs als Retter unter dem geplagten Volk auftrat, es mit Jubel die Botſchaft der Erlöſung aufnahm und das längſt faſt vergeſſene Land der Verheißung ihm ein Land der Sehnſucht wurde. Aber zuvor mußte der Druck noch eine unerträgliche Höhe erreichen, und der eben ſo trotzige als wankelmüthige und verzagte Pharao Menephthes durch eine Reihe von Plagen, die ihm ſeine Prieſter durch ihre Zauberkünſte vergeblich wegzugaukeln verſuchten, mit ſeinem Volk und Land geſchlagen und endlich durch eine ſtarke Hand genöthigt werden, das Volk ziehen zu laſſen, ja ſelbſt aus ſeinem Land von ſich zu treiben.

## Von Raemſes nach Ajun Muſa.

Es war in jener denkwürdigen Nacht, in welcher der Würgengel alle Erſtgeburt der Aegypter ſchlug, daß Moſe das Zeichen

zum Auszug aus Aegypten gab. Raëmſes war der Ort, von wo der Aufbruch geſchah, ohne Zweifel das jetzige Belbeis, welches noch heute der Ausgangspunkt für Expeditionen gegen Oſten iſt. Von da führte Moſes das Volk durch den waſſerreichen und bebauten Landſtrich des Wady Tumilat. Dieſer öffnet ſich im Oſten der am Peluſiſchen Nilarm gelegenen alten Stadt Bubaſtis und zieht in gerader öſtlicher Richtung bis zum Krokodilenſee. In ihm befand ſich vor Zeiten der jetzt zerfallene Kanal, welcher den Nil mit dem Rothen Meer verband; auch lagen darin die beiden Städte Pithom (Patumos), beim heutigen Ort Abaſſieh und Heroopolis, beim heutigen Abu Keiſcheib. Jenſeit des Krokodilenſees gelangt man, ohne einen trennenden Bergrücken überſchreiten zu müſſen, in ein anderes Thal, welches in ſüdlicher Richtung bis zum Meerbuſen von Suez hinabzieht. Es iſt das ſogenannte Thal der Bitterſeen, ein drei bis vier Stunden breites Becken, welches heutzutag meiſt trocken liegt und nur hin und wieder ſeichte Salzwaſſerlachen und ſumpfige Stellen zeigt. Eine Menge Thatſachen zeugen aber mit großer Beſtimmtheit dafür, daß der Meerbuſen von Suez ſich einſt nordwärts bis zu dem Damm erſtreckt habe, der die Bitterſeen vom Krokodilenſee und der Nilüberſchwemmung abdämmte und daß ſomit das Becken der Bitterſeen den nördlichſten Theil des Buſens gebildet habe.

Von Belbeis aus alſo begann der Zug und wie er weiter nach Oſten fortrückte, ſchloßen ſich die öſtlich Wohnenden in kleineren Zügen an, bis an der öſtlichen Grenze des Landes das ganze Volksheer vollſtändig geſammelt war. Als erſter Lagerplatz wird Sukkot genannt, deſſen Lage nicht näher beſtimmt werden kann, als daß es im Wady Tumilat muß gelegen ſeyn, als zweiter Etham „am Ende der Wüſte", d. h. am Ende der ägyptiſchen und am Anfang der arabiſchen Wüſte, alſo ohne

Zweifel zwiſchen dem Krokodilenſee und den Bitterſeen, am damaligen Nordende des Meerbuſens von Suez. Wahrſcheinlich war Etham eine ägyptiſche Grenzfeſtung gegen Arabien. Bis hieher waren die Iſraeliten dem gewöhnlichen Weg nach dem Sinai gefolgt; wären ſie weiterhin auf demſelben geblieben, ſo hätten ſie das Nordende des Suezgolfs, der, wie oben bemerkt, bis in das Becken der Bitterſeen ſich heraufzog, umgangen und wären dann in der Wüſte Etham auf der Oſtſeite des Golfs gegen Süden gewandert. So wären ſie möglichſt bald außerhalb des ägyptiſchen Gebiets geweſen. Statt deſſen aber gibt ihnen Jehovah Befehl, „umzulenken“ (2 Moſ. 14, 2.), und auf der Weſtſeite des Meers weiter zu ziehen. Jehovah ſelbſt ſtellt ſich von da an, wo ſie nach menſchlichem Anſehen ſicherem Verderben entgegenziehen, in der Wolken- und Feuerſäule an die Spitze des Zugs. Sie bleiben alſo auf ägyptiſchem Gebiet und gelangen ſo bis in die Gegend von Suez, wo ſie von den hohen Bergen des Dſchebel Atakah und vom Meer ſo umſchloſſen und eingeengt ſind, daß jeder Ausweg unmöglich ſcheint. Denn unterdeſſen war ihnen Pharao, der von Etham aus Kunde von der unerwarteten und ſo unbegreiflich thöricht ſcheinenden Wendung des Zugs erhalten hatte, nachgeeilt und bedrohte ſie auch im Rücken. „Sie ſind verirret im Lande, ſprach er, die Wüſte hat ſie beſchloſſen.“ Der Durchgang durch's Meer geſchah dann bei Suez. Außer den zwei Lagerplätzen Sukkot und Etham wird von Raëmſes bis zum Meer noch Baalzephon genannt. Hieraus darf man aber nicht ſchließen, daß die Iſraeliten von Raëmſes bis Baalzephon am Meer bloß drei Tage unterwegs geweſen. Für ein Heer von mindeſtens zwei Millionen Menſchen, das mit großen Viehheerden, mit viel Gepäck, mit Weibern, Kindern und Greiſen auswandern muß, iſt dieß eine Unmöglichkeit; denn auch nur einen gewöhnlichen Kara-

wanenmarſch von ſechs bis acht Stunden täglich iſt ein ſolcher Zug zurückzulegen nicht im Stande. Man muß zwiſchen Tagreiſen und Stationen oder Lagerplätzen, wo einer oder mehrere Raſttage zugebracht wurden, unterſcheiden. Das allergeringſte Maß von Zeit, welches die Iſraeliten von Raëmſes bis Baalzephon brauchten, iſt vier Tage. Denn wenn ſie auch, was jedoch kaum wahrſcheinlich iſt, von Raëmſes bis Etham nur zwei Tage brauchten, ſo mußten doch von Etham bis zum Uebergang übers Meer wenigſtens wieder zwei Tage verſtreichen; denn der Bote, der dem Pharao die „Verirrung" des Volks anzeigte, brauchte doch von Etham bis in die Reſidenz einen Tag und wiederum mußte zum mindeſten ein Tag verfließen, bis Pharao ſein Kriegsheer geſammelt und im forcirteſten Eilmarſch (mehr als dreißig Stunden) Baalzephon erreicht hatte; ja dieß geht ſchon über die Grenzen des Menſchenmöglichen hinaus.

So ſtanden alſo die Iſraeliten am Meer, keinen Ausweg mehr vor ſich ſehend; aber wundervoll theilten ſich die Wellen auf Jehovah's Gebot, ſo daß das Volk, der voranleuchtenden Wolken- und Feuerſäule folgend, trockenen Fußes bei Windesblaſen in der wunderbaren Nacht hindurchzog, mit der Morgenfrühe aber das zurückſtürzende Meer den nachrückenden Feind, Pharao's Heer mit Wagen, Roß und Mann, in den Wellen begrub (2 Moſ. 14.) Da war nun großer Jubel im Volk, als es ſich auf feſtem Boden errettet und erlöst ſahe aus der Gewalt der Aegypter und einer der herrlichſten Lobgeſänge, die je aus dem Mund eines Volks ertönten, erſchallte durch die Lüfte zum Preis des mächtigen Erlöſers (2 Moſ. 15, 1—19.).

Aber nun lag das Land der weiten Wüſte vor mit allen ſeinen Entbehrungen und Schreckniſſen, das auf viele Jahre hinaus der Schauplatz vieler Verirrungen und harter Prüfungen,

großer Ergebung und Demuth, aber auch gewaltiger Gottesthaten seyn sollte. Ein seltsames Staunen ergreift uns bei dem Gedanken, daß nicht das längst ruhmvolle und herrliche Aegypten, sondern das damals noch unbekannte, kleine, schauerliche Wüstengebiet es war, in welches der erste Keim für die Entfaltung eines die ganze Menschheit bis ans Ende der Tage umfassenden göttlichen Heilsplans eingesenkt werden sollte und daß so diese Gebirgswüste in der Weltgeschichte zu ungeahntem Ruhm emporsteigt, während die vielen prächtigen Götzen jener einst so gefeierten Nillandschaft, die mit allen Gütern der Erde ausgestattet war, längst in Schutt und Staub versunken und kaum noch in ihren Bildnissen als leblose Alterthumsreste übrig geblieben sind, um von der ewigen Macht dessen zu zeugen, der da ist und der da war und der da seyn wird. So fanden schon hier die göttlichen Gleichnisse vom Senfkorn und vom Hervortreten des Größten aus dem Unscheinbarsten ihre früheste Anwendung. Doch ehe wir Israel auf seinem Zug weiter begleiten, müssen wir zuvor ein Bild von diesem merkwürdigen Schauplatz der Großthaten Gottes und des Kleinmuths der Menschen uns entwerfen.

---

## Die Sinaihalbinsel.

Das Gebiet, welches hier, wo wir bloß den Zug Israels bis zum Sinai verfolgen, für uns in Betracht kommt, ist die Halbinsel des Sinai im engern Sinn. Diese liegt zwischen den beiden nördlichen Armen des Rothen Meers, aus denen sie plötzlich und steil zu gewaltigen Gipfelhöhen von sieben- bis achttausend Fuß emporsteigt. Sie bildet ein Dreieck, dessen Spitze im Süden, im Ras (Vorgebirg) Muhamed liegt, und

deſſen Baſis im Norden durch einen über 4000 Fuß hohen Gebirgswall, den Dſchebel et Tih, gebildet wird, der von Nordweſt nach Südoſt queer über die Halbinſel hinwegzieht und das ſüdlich gelegene Gebirgsland von dem nördlichen Plateau des Tih Beni Iſrael, d. h. der Wüſte der Kinder Iſrael, abſcheidet, während die Küſten der beiden Meerbuſen als Schenkel des Dreiecks anzuſehen ſind. Den Centralkern der Halbinſel bildet das Sinaigebirg, eine eng zuſammengedrängte Gruppe gewaltiger Berge, welche ſowohl an den beiden Meeresſeiten in Weſt und Oſt, als auf der Landſeite im Norden von Hochebenen umgürtet iſt. Dieſe Hochebenen, von denen die nördliche den Namen Debbet er Ramleh, d. h. ſandige Ebene, die weſtliche den Namen el Kâa trägt, ſind gleichſam die Baſis, auf welcher die Gipfel des Gebirgs aufgeſetzt ſind. Das Gebirg ſelbſt zerfällt in zwei Gruppen, in die nordweſtliche Gruppe des Dſchebel Serbal und in die ſüdöſtliche des Dſchebel Muſa, des Moſesgebirgs im weiteſten Sinn. Der Serbal iſt ein gewaltiger Gebirgsgrat von mehr als 6000 Fuß Höhe, der in vielgipfliger Zerriſſenheit und Zerſpaltung plötzlich und inſelartig aus umlagernden Tiefthälern und Tiefebenen emporſteigt und ebenſo ſchnell wieder abfällt. Auf der Nordſeite ſtürzt er in das Tiefthal des Wady Feirân, auf der Südſeite in die nur etwa 340 Fuß über dem Meer gelegene Küſtenebene el Kâa ab und iſt im Südoſten vom Sinaigebirg durch den Wady Hebran abgeſchieden. Der höchſte Grat des Serbal zeigt fünf Gipfel, welche wie Kegel emporſteigen und in mächtigen ſchroffen Felsrippen gegen die Meeresſeite und gegen Norden abſtürzen. Der höchſte Punkt iſt die zweite Felsſpitze von Weſten, diejenige, auf welcher die Araber ihre Opfer darzubringen pflegen. Aeußerſt merkwürdig ſind die Felsinſchriften, welche ſich in den Thälern

ſowohl als an dem Gipfel des Berges finden, von welchem weiter unten noch einmal die Rede ſeyn wird.

Dringen wir nun in das Gebirgslabyrinth des Moſesgebirgs, welches unſere Aufmerkſamkeit hauptſächlich in Anſpruch nimmt, ein und nehmen unſern Standpunkt ſogleich auf dem Gipfel des geheiligten Centralbergs, des Sinai, den die Araber noch heute Tur (d. h. Berg) Sina nennen. Er erſtreckt ſich in länglicher Geſtalt zwiſchen zwei Thälern, die ſeinen Oſt- und Weſtfuß begleiten, von Südoſt nach Nordweſt. Von dem öſtlichen Thal aus, in welchem das weltberühmte Catharinenkloſter liegt, ſteigen wir auf 3000 Stufen zu ſeinem Gipfel hinan. Seine Bergwand iſt ungemein ſteil, hie und da faſt ſenkrecht. Nach 25 Minuten Steigen erreichen wir eine Quelle mit köſtlichem, eiskaltem Waſſer, welche ins Kloſter hinabgeleitet iſt; nach weiteren dreiviertel Stunden ſteilauf gelangen wir an der kleinen Kapelle Mariä vorüber durch zwei Thorbogen zu einer Plateau-Höhe, welche mit zackigen Felsſpitzen umſtellt iſt. Die Mönche geben ihr den Namen Horeb, ein Name, der übrigens in der heiligen Schrift nicht auf dieſe Lokalität beſchränkt iſt, ſondern von dem ganzen Gebirg gebraucht wird. Auf dieſer Höhe ſteht neben einem von einer einſamen Cypreſſe überſchatteten Steinbaſſin mit Quellwaſſer das jetzt verlaſſene Eliaskloſter; auch zeigt man uns eine kleine Höhle, in welcher einſt Elias übernachtet haben ſoll und aus der er am folgenden Morgen auf Befehl Jehovah's hervortreten mußte, wo dann der Sturwind, das Erdbeben und Feuer, zuletzt der Herr im ſtillen, ſanften Sauſen an ihm vorübergieng (1 Kön. 19, 8 ff.). Und in der That paßt die erhabene Schilderung dieſer Scene ſehr gut zu dieſer Lokalität mit ihrer großen Naturumgebung. Nördlich vom Eliaskloſter zieht ſich das Bergplateau etwa eine Stunde hin und ſtürzt dann ſteil zur Rahah-

ebene hinab, südlich dagegen erhebt sich der eigentliche Sinaigipfel, der uns erst von hier aus ordentlich sichtbar wird, noch 700 Fuß. Noch dreiviertel Stunden Steigen und wir stehen auf seiner Gipfelfläche, 7097 F. ü. d. M. Diese hat sechszig Schritt Umfang, achtzig Fuß im Durchmesser. Auf dem höchsten Punkt, gegen die Ostseite, steht eine Kapelle in Trümmern, hier soll Mose das Gesetz empfangen haben, im Südwesten davon steht eine Moschee, gleichfalls in Trümmern, beides ärmliche Gebäude. Zwischen den niederen Felsen ist alles mit Gesträuch bewachsen, eine Nahrung für Ziegen. Der Anblick der ganzen Gegend bei Besteigung des Sinai ist zwischen den starren, überall zerrissenen Felsenmassen, ohne Gießbach, ohne Alpenteppich, wenn schon hie und da einige blühende Alpenkräuter entgegenduften, doch ein höchst trauriger. Aber welch' eine Aussicht! Zwar steht der Sinai zwischen gleich hohen oder noch höheren Riesen der Schöpfung mitten inne, weßwegen die Aussicht zum Theil beschränkt ist; dennoch beherrscht sie einen Kreis von neunzig Stunden im Durchmesser und vierhundert Stunden im Umfang. Man sieht die Küstenberge Afrika's und die beiden Meerbusen von Suez und Aila, wenn auch nur in kleinen Strecken. Dicht vor dem Beschauer erhebt sich im Süden der tausend Fuß höhere St. Catharinenberg mit seinem nackten, kegelförmigen Gipfel und hinter diesem, noch weiter im Süden, jedoch für uns nicht sichtbar, der bis zu neuntausend Fuß emporragende Om Schomar mit seinen gleich hohen Nachbarkegeln. Rings umher schaaren sich scharfe isolirte Bergkegel, von deren steilen, gebrochenen Wänden sich auf allen Seiten ungeheure Felsmassen abgelöst haben, wodurch Spalten, Schluchten und Engthäler entstanden sind, die das Gebirg tief und schauerlich durchsetzen. Die obersten Kuppen sind zur Winterszeit mit häufigem Schnee bedeckt, der durch schnelles Schmelzen reißende Bergströme und Gieß-

bäche bildet, welche alljährlich jene Schluchten und Engthäler verwüſten. In zackigem Umriß ſtellt ſich ein furchtbar ſchönes Wüſtenpanorama unter dem blauen Gewölbe des reinſten, klaren arabiſchen Himmels dem Auge dar; keine Ortſchaften, keine Dörfer, keine Alphütten, keine Bergſchlöſſer beleben dieſe Bergregion; kein See, kein Flußſpiegel, kein Waſſerfall, kein Wald, kein Ackerfeld, keine grünende Wieſe unterbricht das Eintönige dieſer ſchweigſamen Scene. Nur Sturm und Donner tönt in der ſonſt ſtummen Wüſte. Ueberall erblickt man nur weite, öde Wildniß, grau, dunkelbraun, ganz ſchwarz, nur in der äußerſten Ferne im Norden das hellgelbe Sandmeer, von niedern ſchwarzen Felskämmen durchzogen, welches den ſeltſamſten Contraſt mit der nächſten wilden, zackigen Gebirgsumgebung bildet.

Die nächſte Umgebung des geheiligten Berges, auf deſſen Spitze wir ſtehen, bilden theils weite und breite Ebenen, theils enge und tiefe Thäler. Gegen Süden blicken wir in die weite Ebene Sebaijeh hinab, welche im Schoß der ſie umſchließenden Berge ein Areal von mehr als einer deutſchen Geviertmeile einnimmt und von welcher aus man den Berg in ſeiner ganzen Majeſtät vom Fuß bis zum Gipfel anſchauen kann. Sie hat nur gegen Nordoſt einen Ausgang, wohinzu ſie mit dem Wady es Sebaijeh zuſammenhängt. Eine ebenſo große Ebene breitet ſich am Nordfuß des Sinai aus, die Ebene er Rahah, welche gegen Oſt mit der gleichfalls breiten Ebene des Wady eſch Scheikh zuſammenſtößt. Dieſe Rahahebene kann man jedoch wegen des nördlich vorliegenden Horebplateaus vom Sinaigipfel aus nicht ſehen. Beide Ebenen ſind geeignet, eine große Volksmenge aufzunehmen. Wie die beiden kürzeren Seiten des Sinaigebirgsſtocks, die ſüdliche und die nördliche, von Ebenen begränzt ſind, ſo ſind die beiden Langſeiten, die weſtliche und die öſtliche, von tiefen Engſchluchten begleitet. Auf der Weſt-

Das Katharinenkloster am Sinai.

Das Katharinenkloſter am Sinai.

ſeite liegt der Wady el Ledſcha d. h. ſteiniges Thal oder Steinthal, aus welchem das Kloſter el Arbain, d. h. der vierzig Märtyrer, zu uns herauflacht. Es iſt ſtets waſſerreich. Sein Garten übt trotz des vernachläſſigten Zuſtandes, in welchem er ſich befindet, durch die Schönheit und Manchfaltigkeit ſeiner Obſtpflanzungen, zwiſchen welchen ſchlanke Pappeln, Silberpappeln, dunkle, hohe Cypreſſen emporſteigen, in der nackten, erhabenen Felſenwildniß zauberiſche Gewalt auf die Empfindungen aus. Vierzig Minuten abwärts vom Kloſter mündet ſich das Thal in die Rahahebene aus. Hier liegen wieder kleinere Gartenſtellen zu beiden Seiten der Mündung, mit mancherlei Obſtbäumen bepflanzt und mit den Ruinen eines kleinen Kloſters. Um dieſer Gärten willen heißt dieſer Theil der Rahahebene das Boſtanthal, d. h. das Thal der Gärten. Am öſtlichen Fuß des Sinai zieht ſich der Wady Schoeib gegen Nordweſt hinab; er trägt von dem darin befindlichen Catharinenkloſter auch den Namen Kloſterthal. Dieſes Kloſter mit ſeinem feſtungsartigen Bau, ſeinen dunkeln Cypreſſenpyramiden, hellgrünen Pappelreihen, laubreichen Wallnußbäumen, ausgebreiteten Obſthainen, deren Bäume mit Rebengehängen umſchlungen ſind, bietet in der nackten, ſchauerlichen Felſenumgebung und dem die Tiefe des Thals bedeckenden Felstrümmerſchutt einen überraſchenden Anblick, welcher die durch die lange, wilde Wüſtenreiſe ermatteten Ankömmlinge gewöhnlich in Entzücken verſetzt. Der Garten, welcher die ganze Breite der engen Thalkluft ausfüllt, zum Theil noch auf dem untern Fuß der Bergſeiten terraſſirt angelegt und mit hoher Mauer umgeben iſt, bildet von Norden her den Vordergrund, über welchen ſich ſüdlich der weitläufige Kloſterbau mit noch höheren feſtungsartigen Mauern erhebt. Die Thoreingänge ſind zum Schutz gegen Ueberfall der Beduinen zugemauert und Menſchen, Vieh, Proviant, kurz

alles, was Aufnahme im Kloſter erhalten ſoll, wird gegen dreißig Fuß hoch zu einer in der Mauer befindlichen Luckenöffnung hinaufgewunden. Das Innere des Kloſterbaus zerfällt in acht bis zehn auf- und abſteigende Hofräume, die labyrinthiſch durch Treppen oder Gewölbgänge, auch unterirdiſche Tunnels unter einander und mit dem Garten in Verbindung ſtehen und öfter wie Gartenbeete eingerichtet, mit Cypreſſen und Weinreben bepflanzt ſind. Das Kloſter ſchließt eine Menge unſymmetriſcher Gebäude ein, darunter eine große und etliche zwanzig kleine Kirchen und Kapellen und eine kleine Moſchee; es hat mehrere hundert Fremdenzimmer, ſodann eine Menge Mönchszellen, Gallerieen, Keller, Gewölbe und Souterraingänge, wo die Werkſtätten von Tiſchlern, Schloſſern, Schuſtern, Schneidern, Gärtnern, die Bäckerei, Hand- und Eſelmahlmühlen ſich befinden. Die Bibliothek umfaßt ein paar tauſend Bände, darunter viele, namentlich griechiſche und arabiſche Handſchriften. Die Zahl der Mönche beträgt etliche zwanzig. Früher, zur Zeit der muhamedaniſchen Eroberung, ſollen ſechstauſend bis ſiebentauſend Mönche und Einſiedler auf dem Sinaigebirg zerſtreut gelebt haben; mit der Zeit aber wurden dieſelben durch die einziehenden Beduinen, die die Halbinſel in Beſitz nahmen, auf das Katharinenkloſter beſchränkt. Die Bäume des Gartens, die wie die Menſchen in der reinen, trockenen, gemäßigten Bergluft herrlich gedeihen, liefern das feinſte Obſt von Orangen, Limonen, Mandeln, Maulbeeren, Aprikoſen, Pfirſichen, Birnen, Aepfeln, Oliven, Granaten, Pflaumen, Zwetſchgen, Weintrauben, welche ungeachtet des Schnees und Eiſes im Winter vorzüglich gedeihen. Außerdem werden auch Gemüſe, Bohnen, Salat, Zwiebeln, Gurken, Melonen gebaut. Gegen Norden mündet das Kloſterthal eine halbe Stunde unterhalb des Kloſters in die Rahahebene wie das Lebſchathal; gegen Süden iſt es

durch einen niederen Sattelpaß geſchloſſen, über welchen man in die ſchon genannte Ebene Sebaijeh gelangt. Dieſen Paß nennen die Beduinen Dſchebel Sebaijeh oder Meraga, d. i. Hutberg, weil dieſe Gegend bis zum Kloſterthal hinab das kräuterreiche Gebiet ſeyn ſoll, wo Moſe die Schafe Jethro (Schoeib) hütete.

Zu beiden Seiten des von den eben beſchriebenen Ebenen und Thälern umſchloſſenen Moſesberges liegen zwei ihm parallel laufende Bergrücken: im Weſten jenſeits der Ledſchaſchlucht der Dſchebel el Humr, der gegen Süden ſich zu der hohen Kegelſpitze des Dſchebel Catherin oder Katharinenberges emporhebt, im Oſten jenſeits des Kloſterthals der Dſchebel ed Deir, d. h. der Kloſterberg. So liegen mitten im Gebirg drei Bergſtöcke parallel neben einander: der Dſchebel el Humr, der Dſchebel Muſa, auch Dſchebel et Tur genannt und der Dſchebel ed Deir. Ebenſo ſind es auch drei Schluchten, die zwiſchen dieſen Bergſtöcken und parallel mit ihnen das Gebirg durchſetzen. Zu der Ledſchaſchlucht und dem Kloſterthal kommt nämlich noch eine dritte Schlucht, welche jenſeits des Kloſterbergs an deſſen öſtlichem Fuß ſich hinzieht, der Wady es Sebaijeh. Dieſer iſt zwar der am wenigſten beſuchte, doch der breiteſte und bedeutendſte von allen dreien. Er iſt durch mehrere größere Thalbecken ausgezeichnet, welche viel Volk aufnehmen können und behauptet überall, auch an den verengteſten Stellen, eine Breite von ſechshundert Fuß. Gegen Südweſt wendet er ſich um den Dſchebel ed Deir herum und führt in die große amphitheatraliſche Ebene Sebaijeh am Südfuß des Dſchebel Muſa, welcher von ihr aus als ein herrlich und hoch aufſteigender Felskegel ſichtbar iſt, weit über die niedern ihn umlagernden Kieshügel emporragend. Gegen Norden mündet er in den breiten Wady eſch Scheikh (ſprich: Wady e Schech), der gegen Weſt unmit-

telbar mit der Ebene er Rahah zuſammenhängt und die nördliche Ausgangspforte des Gebirgs bildet. Er iſt das größte und zugleich das berühmteſte aller Sinaithäler, weil nur er die einzige bequeme Straße für das Volk Iſrael auf ſeinem Zug zum Sinai ſeyn konnte.

Folgen wir ſeiner Thalbahn. Das Thal ſchlingt ſich in einem großen Bogen, deſſen Richtung aus Nord durch Nordweſt und Weſt allmälich in Südweſt übergeht, um die Nordſeite des Gebirgs herum, begleitet dann, ſich nach Nordweſt wendend, anfangs den Nordfuß der Serbalgruppe, um dann außerhalb des Gebirgs in derſelben Richtung bis zu dem Punkt zu verharren, wo er unter einem rechten Winkel nach Südweſt umlenkt und zur Küſtenebene durchbricht. Da wo der Richtungswechſel aus Südweſt in Nordweſt eintritt, findet auch ein Namenwechſel ſtatt. Das Thal heißt von da an Wady Feirân. Die Länge des ganzen Thals (d. h. des Wady eſch Scheikh und des Wady Feirân) mag gegen dreißig Stunden betragen. Wir treffen in demſelben mehrere Engpäſſe, wo das Thal zwiſchen Klippen, die zu beiden Seiten als Granitwände emporſtarren, ſich bedeutend verengt, während der Boden mit Sand und Kieſeln bedeckt iſt. Ein ſolcher Engpaß iſt z. B. da, wo der Wady eſch Scheikh aus der nordweſtlichen in die weſtliche Thalrichtung übergeht, ein anderer da, wo er mit abermaligem Richtungswechſel den Namen Wady Feirân annimmt. Zwiſchen beiden Engpäſſen dehnt ſich ein ziemlich breites Thal aus, das mit einem immergrünen, dichten Tamariskenwald bedeckt iſt, zwiſchen deſſen Stauden man viele waidende Kameele ſieht, während man in der Ferne noch einmal die hohen Kegel des Sinai erblickt. Der Wald bedeckt in ſtundenlanger Ausdehnung das Thal. Hier finden wir, vom Gebirg herkommend, zum erſten Mal das berühmte Manna, welches noch

heute von den Beduinen Man genannt wird. Es wird von der Tamariske gewonnen. Treten wir durch den Felsengpaß des Buêb aus dem Scheikhthal in das Feirânthal ein, so sehen wir uns mitten in die reichste Vegetation versetzt. Wasserquellen, welche ein helles, rauschendes Bächlein bilden, verwandeln die Wüste in ein Paradies. Tamariskenwäldchen, süßen Mannaduft verbreitend, mit Stämmen von 2½ bis 3 Fuß im Durchmesser, wechseln mit zahllosen Palmen, die in üppigster Fülle gedeihen und mit Obsthainen, in denen Feigen, Mandeln, Granaten, Oliven und Orangen wachsen. Man wandelt hier im reichsten Park und die Gegend trägt den Namen der Genain, d. i. der Gärten. Am Wasserbach entlang wächst hohes frisches Schilf, der schwarze Boden ist feucht, mit Moosen und Grasung begrünt, blaue Blümchen blühen dazwischen hervor, Schwalben, auch Tauben und bunte Schmetterlinge fliegen und Singvögel lassen sich im Laub hören. An den Thalwänden wie in den kleinen Nebenthälern sieht man bewohnte Hütten, viele Menschen, Ziegen und Schafheerden, die am Bach im Schatten der Bäume lagern und Kinder spielen am Wasser. Nach einer Stunde Wegs vom Buêb weg zeigen sich an der rechten Thalwand auf einer Anhöhe alte Ruinen, wahrscheinlich ein kleines Klostergebäu, offenbar aus alter christlicher Zeit stammend. Diese ehemalige Culturstelle heißt Hererat Feirân und wird noch heute von den Beduinen mit Waizen, Tabak und Weinreben bebaut. An der Einmündung des Wady Aleiat, durch den der Gießstrom el Aleiat von der Nordwand des Serbal herabkommt, erweitert sich der Wady Feirân und es erhebt sich mitten in der Thalrundung ein kleiner, hundert Fuß hoher Hügel, Meharret el Aleiat, der den zerstörten Klosterbau, Hererat el Kebir, d. i. das große Hererat, trägt. An der Ostseite des Hügels sieht man die Trümmerblöcke einer alten Kirche

und nordwärts des Hügels lehnte sich an den Fuß der hohen Thalwände die alte, schon im zweiten Jahrhundert erwähnte, in der Mitte des fünfzehnten aber schon in Trümmern liegende, nicht unbedeutende Stadt Faran, die einst Sitz eines christlichen Bischofs war. Wohl über hundert Steinhäuser dieser alten Stadt werden gegenwärtig von den Arabern, die in Laubhütten daneben und zerstreut umher wohnen, als Vorrathshäuser zum Trocknen und Aufbewahren ihrer Früchte gebraucht. Bis hieher ist vom Buêb an eine Strecke von 2½ Stunden und das Thal ist wieder durch einen Engpaß geschlossen, dem sich jener Klosterhügel Hererat gleichsam als Riegeldamm vorschiebt. Die paradiesische Schönheit und Fruchtbarkeit des Thals hört nun auf und die allgemeine Spärlichkeit des Bodens fängt wieder an. Wir sehen keine Palmengruppe mehr, nur wenige Tamarisken und niederes Buschwerk sprossen noch hervor. Schreiten wir zwischen den engen steilen Gneißwänden des Wady gegen Nordwest fort, so kommen wir nach mehreren Stunden an einen niedrigen Sandsteinhügel, der den Wady hindert, in seiner bisherigen Richtung fortzustreichen und ihn nöthigt, im rechten Winkel gegen Südwest sich zum Meer zu wenden. Uebersteigen wir diesen Hügel, so treten wir in den Wady Mokatteb, d. h. das beschriebene, oder Inschriftenthal, ein, welcher dieselbe Richtung wie das Feiränthal hat und ohne jenen trennenden Sattelpaß nur eine Fortsetzung desselben wäre. Das Thal hat seinen Namen von einer unendlichen Menge von Inschriften, womit seine zwanzig bis dreißig Fuß hohen, senkrechten Sandsteinwände auf eine Strecke von 2½ Stunden bedeckt sind. Diese Inschriften enthalten meist einen kurzen Friedensgruß mit dem Namen des Schreibers, daneben Kreuze und viele eingekratzte Figuren von Ziegen, Kameelen, die Lasten tragen oder beritten sind. Auch noch an vielen andern Stellen der Halbinsel

kommen solche Inschriften vor, so am Serbal, dann im Westen an der Meeresküste, wo ein ganzer Dschebel Mokatteb, d. h. eine ganze Felswand voll unzähliger Inschriften ist. Am Sinai selbst reichen sie nur bis an seinen Fuß, während sie am Serbal bis zum Gipfel hinaufgehen. Sie rühren größtentheils noch aus der vorchristlichen Periode her, ja wohl sogar aus den Zeiten Midians (Jethros), Amaleks, Mosis und der ältesten Pharaone Aegyptens. Wirklich kommen in den Inschriften am Serbal, der der Sitz uralter Baalsverehrung war (Serbal bedeutet s. v. a. Palmenhain des Baal), Namen vor, welche aus heidnischen Götzenbildern zusammengesetzt sind, z. B. die Namen Abd-el-Baali, d. i. Baalsdiener, Gerem-al-Baali, d. i. Baalsstärke. In andern finden sich Darstellungen von ägyptischen Königen, wie sie Göttern opfern oder Feinde köpfen, Darstellungen, die zu den ältesten gehören, die es überhaupt in ganz Aegypten, selbst die der Pyramiden von Gizeh nicht ausgenommen, gibt. Nach den neuesten Untersuchungen ist der Dialect der Inschriften ein arabischer und ihre Verfasser gehörten der einheimischen Bevölkerung der Halbinsel, von wahrscheinlich amalekitischer Abstammung, an, deren Religion sabäischer Gestirndienst war. Anlaß zur Abfassung der Inschriften gaben die Wanderungen der Bewohner zum Serbal behufs religiöser Festfeier auf diesem von Alters her dem Baal geheiligten Berg. Die Kreuze, welche öfter bei den Inschriften sich befinden, wären erst später durch christliche Pilger hinzugefügt worden, ebenso hätten müßige Hirtenhände späterer Zeit Zeichnungen von Bäumen, Kameelen, Ziegen und hundert andern Dingen hinzugefügt.

Schon hieraus, wie aus manchen andern Anzeichen, können wir schließen, daß die Sinaihalbinsel in früheren Zeiten viel bevölkerter war, als heutzutag, wo nur 5—6000 Menschen auf dem ganzen Gebiet derselben bis zur Südgrenze Kanaans woh-

nen. Schon vor dem Durchzug Israels hatten die Völkerschaften der Amalekiter, Midianiter, Ismaeliter und zum Theil der Edomiter hier ihre Sitze. Das Gebirgsland des Sinai namentlich gehörte den Midianitern und Amalekitern. Jene besaßen das Land auf beiden Seiten des Golfs von Aila oder Akaba westlich bis zum Sinai, so daß dieser noch ihrem Gebiet angehörte, weßwegen Mose die Schafe Jethros, des Midianiters, bis zu diesem Berg Gottes in die Wüste hinein treiben konnte. Hier aber war die Grenze zwischen ihrem und dem Gebiet der Amalekiter, welche die andere Hälfte der Sinaihalbinsel bis zum Meerbusen von Suez inne hatten, in welcher der Serbal der geheiligte Mittelpunkt der amalekitischen Baalsverehrung war. Deßwegen wurden auch hier die Israeliten von den Amalekitern angegriffen.

Wir haben den Wady esch Scheikh und den Wady Feirân sammt dem in gleicher Richtung mit letzterem streichenden Wady Mokatteb durchwandert und sind auf diesem Weg bereits aus dem Schooß des Gebirgs heraus in das Gebiet der dasselbe umlagernden Gebirgsverzweigungen und Ebenen gelangt. Sehen wir uns hier noch einen Augenblick um. Im Westen zieht am Fuß der Hochgebirgskette des Sinai und Serbal längs der Meeresküste eine flachhügelige, von ausgetrockneten Gießbachbetten durchschnittene Ebene bis zur Mündung des Wady Feirân und bis dahin herauf, wo der Dschebel Hummam Faraoun unmittelbar zum Meer vortritt. Sie heißt el Kâa, d. h. die Ebene. Die nördliche Strecke derselben wird allgemein für den Anfang der Wüste Sin angesehen (2 Mos. 16, 1. 4 Mos. 33, 11. 12.), von wo aus die Kinder Israel sofort durch den Wady Feirân und esch Scheikh dem Sinai zuwanderten.

An der ganzen Nordseite des Sinaigebirgsstocks zieht eine über 1500 Fuß hohe sandige Ebene aus Nordwest nach Südost

durch die ganze Halbinsel bis zu den Küsten des Ailagolfs. Sie wird von den Beduinen Debbet er Ramleh, d. h. sandige Ebene, genannt. Sie gestattet eine weite Uebersicht in das innere Gebiet des Gebirgs, welches sich in seltsamen Umrissen und wie wild durch einander geworfen von hier aus erhebt, in der Mitte von den ungeheuren Granitmassen des Sinai überragt. Gegen Norden nimmt den ganzen Horizont der Dschebel et Tih mit seinen südlichen und südwestlichen Steilabfällen ein. Er durchzieht wie eine gewaltige Gigantenmauer die Halbinsel von Südost nach Nordwest bis zum Ras Wady Gharundel, von welchem der Wady Gharundel zum Suezbusen sich absenkt und bezeichnet sehr genau die Nordgrenze der Sandsteinregion der Halbinsel; denn er selbst ist aus Kalkstein aufgebaut. Seine einförmige Berglinie, seine pralligen Abfälle lassen ihn wie eine mit dem Lineal zugeschnittene Form erscheinen und stehen im größten Contrast mit den zerrissenen, phantastisch gruppirten Granitwänden und zahllosen Zacken, Spitzen und Kämmen des gegen Süden vorliegenden Serbal. Im nordwestlichen Theil dieser Ebene, zwischen dem Wady Nasb und dem Wady Chamile erheben sich auf einem hohen, steilen Berg, welcher den Namen Sarbat el Châdem trägt, wie Phantome inmitten der Wüste eine Menge theils aufrecht stehender, theils umgefallener und zerbrochener Steine von fünf bis sieben Fuß Länge und anderthalb bis zwei Fuß Breite, mit räthselhaften hieroglyphischen Inschriften, welche ägyptische Königsnamen, unter andern auch den des Menephthes, des Pharao zur Zeit des Auszugs, enthalten, aus denen hervorgeht, daß hier schon im zweiundzwanzigsten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, also schon lange vor Moses, eine ägyptische Colonie bestand. Das Ganze ist mit einer Mauer umgeben, innerhalb welcher auch Tempelruinen stehen. In der Nähe

zeigen sich Steinhaufen, aus welchen zu schließen ist, daß hier einst eine ägyptische Stadt gestanden. Diese verdankte ihren Ursprung ohne Zweifel den Kupferbergwerken, deren mehrere sich in den benachbarten Thälern vorfinden; denn Kupfer- und Eisenerze sind in großer Menge in gewissen Lagen der Sandsteinfelsen längs dem Grenzsaum des Urgebirgs weit verbreitet. Auch ist der obengenannte Tempel mit gewaltigen Schlackenhügeln noch jetzt umgeben, und die Göttin, der er geweiht war, wird in den hieroglyphischen Inschriften „Hathor, Herrin von Mafkat," d. h. Herrin des Kupferlandes, genannt.

Der Wady Gharundel ist die nördliche Grenze der Sandsteinregion der Debbet er Ramleh; jenseits desselben betreten wir ein Gebiet, in welchem tertiärer Kalk und Kreide wechsellagern. Doch tritt der Kalk auch schon südlich in dem Dschebel Hammam Faraoun auf, der sich hart an der Meeresküste als dichtes Kalksteingebirg bis zu tausend Fuß in kühnen Formen emporhebt. Er ist voll Höhlen, die sich steil in die Tiefe senken und ganz mit Dunst erfüllt sind, was ohne Zweifel von den im Innern des Gebirgs befindlichen Thermen herrührt, die am Ufer des steilen Vorgebirgs Ras Hammam in mehreren heißen Quellen zu Tag treten. Alte ägyptische Könige sollen in diesen Bädern von ihren Krankheiten geheilt worden seyn; daher heißen sie Hammam Faraoun, d. h. heiße Bäder Pharaos. Nördlich nun vom Wady Gharundel bis zum Nordende des Meerbusens von Suez ist ein etwa vier Stunden breiter Wüstenstrich, der sich etwa zwanzig Stunden zwischen dem Meer im Westen und dem Dschebel er Rahah im Osten in nordwestlicher Richtung in die Länge streckt. Der Dschebel er Rahah, seine östliche Begrenzung, ist die Fortsetzung des Dschebel et Tih, welcher vom Ras Wady Gharundel an eine etwas veränderte, mehr nordwestliche Richtung annimmt und von da an auch den

Namen wechselt. Von ihm herab senkt sich eine Reihe Wadys, die unter sich parallel von Nordost nach Südwest die Küstenebene queer durchsetzen und nach kurzem Lauf sich zum Meer ergießen.

---

## Von Ajun Musa zum Sinai.

Wir haben oben das Heer Israels in dem Augenblick verlassen, wo es seinen Dankpsalm für die wunderbare Errettung erschallen ließ. Schließen wir uns ihm wieder an. Der Ort, wo jenes geschah, heißt heutzutag Ajun Musa, d. h. Mosebrunnen, eine halbe Stunde östlich vom Meeresufer, schräg gegenüber von Suez. Es sind hier einige elende Araberhütten und etliche Gemüsegärten, welche von Bewohnern von Suez durch Bewässerung angelegt sind. Die Mosebrunnen selbst sind nur Stellen von einem Fuß tief mit Wasser und von einigen Palmen umgeben.

Von hier aus zogen die Israeliten auf der Küstenebene zwischen dem Dschebel er Rahah und dem Meer, welche in der Bibel Wüste Sur oder Etham heißt (2 Mos. 15, 22. 4 Mos. 33, 8), etliche zwanzig Stunden weit bis zur Station „am Schilfmeer," wo die Wüste Sin ihren Anfang nimmt. In diesem ganzen Strich ist kein Wald, kein vereinzelter Baum zu erblicken; man sieht nichts als den blauen Meeresstreif zur Rechten und glühende, wasserleere, gelbrothe Wüste Auf dem ganzen drei Tage langen Marsch bis Wady Gharundel bemerkte der Reisende Robinson nur an einer einzigen kurzen Strecke in einer Niederung ein Ackerfleckchen, das mit etwas Waizen und Gerste bestellt war und wo etwas Vieh waidete. In der Reiseroute der Kinder Israel durch diese Strecke werden

drei Stationen aufgeführt, außer den Mosebrunnen noch Mara und Elim. Mara liegt sechszehn Stunden im Süden von Ajun Musa, zwei Stunden im Norden des Wady Gharundel auf einer Kuppe des dortigen ziemlich verworrenen, pittoresken Hügellandes. Vom Durchgange durchs Meer bis hieher brauchten die Israeliten drei Tagereisen durch die glühende, wasserlose Wüste. In Mara fanden sie nur bitteres Wasser, weßwegen sie gegen Mose zu murren anfiengen und den Ort Mara, d. i. Bitterkeit, nannten. Heutzutag heißt der Brunnen, der noch jetzt bitteres, für Menschen und Vieh untrinkbares Wasser hat, und der einzige absolut bittere Brunnen der ganzen Küste ist, Ain Howara. Bedenkt man, daß das Volk an das wohlschmeckende und heilsame Nilwasser gewöhnt war, so begreift man sein Murren. Der Reisende Burckhardt sagt, es sey kein Volk so empfindlich gegen Mangel guten Wassers, als der Nilanwohner Aegyptens (vgl. Jerem. 2, 18.). Das Wunder, das an dem bitteren Wasser zu Mara geschah, steht deßwegen auch in absichtlichem Gegensatz zu dem Wunder, das am süßen, lieblichen Nilwasser in Aegypten geschehen war. Mit diesem hatte die strafende Zucht Jehovahs an den Aegyptern begonnen, mit jenem beginnt die erziehende Zucht Jehovahs an Israel. Dort hatte Mosis Stab den süßen Nil berührt und sein Wasser wurde faul und stinkend; hier bewirkte Holz das Umgekehrte; dort machte der (todte) Stock das gesunde Wasser krank, hier ein (lebendiger) Baum das kranke Wasser gesund.

Von Mara sind es zwei Stunden zum Wady Gharundel. Hier sieht man zum ersten Mal wieder grünende Bäume. Der Wady ist fast eine Meile breit, mit Palmen, Akazien und Tamariskengesträuch dicht besetzt und hat wilde Partieen, die dem einsamen Thal einen romantischen Character verleihen — eine herrliche Oase, wie ein Kleinod in der Wüste verschlossen.

Ein nicht unbedeutender Bach entſpringt hier, der ſich aber ſchon nach einer Viertelſtunde wieder im Schuttboden verliert. Zur Regenzeit ſoll der Wady bedeutende Waſſermaſſen zum Meer wälzen, daher er gute Waide bietet. Auch findet man beim Nachgraben überall in einer Tiefe von anderthalb bis zwei Fuß gutes Waſſer. Ohne Zweifel iſt daher in dieſem Wady die Palmenſtation Elim mit den zwölf Waſſerbrunnen und ſiebzig Palmbäumen (2 Moſ. 15, 2. 7. 4 Moſ. 33, 9.).

Von dieſer Station bis zur nächſten „am Schilfmeer" hatte das Volk einen ſtarken Tagmarſch von acht Stunden. Der Weg führt von Wady Gharundel im Rücken des Dſchebel Hammam Faraoun durch die mit Dattelpalmen, Akazien und Tamariſken bewachſenen Wadys Uſeit und Thâl in den Wady Taiybeh, wo ein kleiner Tamariſkenwald, ſo wie einige Palmenpflanzungen ſich finden. Das kleine Bächlein macht eine Fülle herrlicher Gewächſe aufſproſſen; ſchöne Oleandergebüſche erquicken das Auge, die jedoch bald Binſengräſern weichen; Tamariſkengebüſch dient ſchnellen Laufhühnern zum Schutz. Springhaſen und Gazellen beleben den Wady, deſſen Engpaß am Ausgang zum Meer einen prachtvollen Ausblick auf das bei Abendſonnengluth von den manchfaltigſten Purpurtinten gefärbte Meer und ſeine beiderſeitigen Geſtade gewährt. Dieſes Thal hinab zogen die Iſraeliten und erreichten an ſeiner Mündung die Station „am Schilfmeer" (4 Moſ. 33, 10.). Von da zieht ſich ein acht deutſche Meilen langer Strich an der Küſte gegen Süd, die nördliche Fortſetzung der el Kâa. Dieß iſt die Wüſte Sin (2 Moſ. 16, 1. 4 Moſ. 33, 11), wo die ganze Gemeinde abermals wegen Mangels an Nahrungsmitteln murrte und Gott ihnen zum erſten Mal das Manna gab und Wachteln kommen ließ (2 Moſ. 16, 2 ff.). Der in der Ueberſetzung Luthers „Wachtel" genannte Vogel (tetrao alchata

Lin.) ist im ganzen Morgenland, namentlich im Peträischen Arabien, häufig; er hat die Größe eines Rebhuhns und sein Fleisch wird von den Eingebornen sehr gern gegessen. In Ostpalästina, im Moabiter und Edomiter Land trifft man ihn in ungeheurer Menge, besonders im Mai und Juni. Sie fliegen in so dichten Haufen, daß die arabischen Knaben oft zwei bis drei auf einmal tödten, indem sie bloß mit einem Stock dazwischen werfen. — Von Raëmses bis hieher brauchte das Volk gerade einen Monat; denn am 15. Tag des ersten Monats war es in Aegypten aufgebrochen, am 15. Tag des andern Monats kam es in die Wüste Sin (2 Mos. 16, 1.). Stationen sind aber nur sieben genannt.

Das Manna, welches von hier an den Israeliten zur Speise diente, kommt zwar auch heutzutag noch gerade in diesen Gegenden vor; das heutige Manna ist aber ein ganz anderes als das der Israeliten. Denn während dieses (nach 2 Mos. 16, 13. 14. 4 Mos. 11, 9.) mit dem Thau vom Himmel herabkam, ist das gewöhnliche Manna ein Produkt der Mannatamariske, dessen Entstehung durch ein kleines Insekt, die Schildlaus, bedingt ist. Dieses bedeckt nämlich die äußersten, sehr zarten Zweige der Tamariske und verwundet sie mit seinem Stich. Aus diesen dem bloßen Auge unsichtbaren Wunden tritt nach vorangegangenem Regen ein klarer Saft hervor, der in Honigtröpfchen auf die den Boden unter den Bäumen bedeckenden Blätter, Dornen und Zweige abfällt und erbsengroße, platte Kügelchen bildet. Für's zweite ist die Substanz des heutigen Manna eine ganz andere, als die des biblischen. Da letzteres das mangelnde Brot ersetzen sollte, so muß es ähnliche nährende Bestandtheile gehabt haben, wie das Mehl aus Getraide. Das heutige Manna aber enthält durchaus nichts von jenen Stoffen, die dem thierischen Körper zu seiner täglichen Erhal-

tung und Ernährung unumgänglich nöthig sind. Deßwegen erzeugen sich auch keine Würmer darin, wenn man es gleich Jahre lang aufbewahrt, während das alte Manna, wenn es über Nacht aufbewahrt wurde, in Gährung und Fäulniß übergieng, stinkend wurde und Maden erzeugte. Fürs dritte ist auch die Art und Weise, wie die Israeliten das Manna behandelten und verwendeten, von der Behandlungs- und Verwendungsart des jetzigen verschieden. Die Israeliten zerrieben es mit Mühlen oder zerstießen es in Mörsern. Dieß kann aber mit dem heutigen Manna unmöglich geschehen. Sodann verfuhren die Israeliten damit, wie mit Mehl, sie kochten es in Töpfen und machten Kuchen daraus, wozu wiederum das heutige Manna untauglich ist; denn es wird nur in Klumpen mit Mehl zusammengeballt, um das Brod schmackhafter zu machen; es kann das Mehl und Brod nicht ersetzen und ist ohne Mehlzuthat zum Kochen und Backen gar nicht brauchbar, indem es aus reinem Schleimzucker ohne Nahrkraft und ohne Fähigkeit, gebacken zu werden, besteht. Endlich ist auch der Geschmack beider Manna verschieden. Das biblische Manna schmeckte wie Kuchen (Luther: „wie Semmel") mit Honig (2 Mos. 16, 31), oder wie Oelkuchen (4 Mos. 11, 8.); das Tamariskenmanna schmeckt wie Honig, aber nicht wie Kuchen und Semmel.

Aus allem geht hervor, daß das Brod der Engel, das Manna des Himmels noch etwas anderes gewesen seyn muß, als das Manna der Läuse und Käfer. Woher hätte auch so viel Tamariskenmanna kommen sollen, um ein Volk von wenigstens zwei Millionen zu nähren! Denn wenn man auch, und zwar mit gutem Recht, annimmt, daß, wie der Holzwuchs überhaupt, so insbesondere die Tamariskenwälder, welche heutzutag auf die Thäler unmittelbar nördlich vom Sinai beschränkt sind, in der mosaischen Zeit auf der Halbinsel viel verbreiteter

und ſomit die Fülle des erzeugten Manna viel größer war als jetzt; ſo reichen wir, ſelbſt wenn wir den gegenwärtigen Ertrag vertauſendfacht, ja vermillionenfacht denken, doch nicht aus. Wie iſt es nur denkbar, daß gleich die erſte Station, wo den Iſraeliten das Manna zu Theil wurde, die Station in der Wüſte Sin, wo gegenwärtig kein einziger Tamariskenſtrauch zu finden iſt, während der ſieben Tage, die das Volk ſich dort aufhielt, ſo viel Manna ſollte geliefert haben, als für wenigſtens zwei Millionen Menſchen nöthig war. Es wären dieß, da auf den Kopf per Tag ein Gomer, d. h. etwa ein Pfund, kam (2 Moſ. 16, 16.), wenigſtens vierzehn Millionen Pfund geweſen, während doch jetzt die ganze Halbinſel in 365 Tagen in den ergiebigſten Jahren nur 6—700 Pfund liefert.

Von der Wüſte Sin wandten ſich die Iſraeliten dem Gebirg zu und zwar durch den Wady Feirân und den Wady eſch Scheikh. Auf dieſer Strecke, welche 26 bis 28 Wegſtunden beträgt, werden außer Sinai drei Stationen genannt: Daphka, Alus und Raphidim (4 Moſ. 33, 12—14.), von denen die beiden erſten ihrer Lage nach unbekannt ſind. Raphidim dagegen, wo Moſe mit ſeinem Stab Waſſer aus dem Felſen ſchlug und Joſua die Amalekiter beſiegte, iſt ohne Zweifel in dem oberen Feiränthal, deſſen paradieſiſche Schönheit wir oben bewundert haben, am Nordfuß des Serbalgebirgs zu ſuchen. Hier, in dieſem weiten, fruchtbaren Thal, mochte von Alters her der Hauptſitz Amaleks geweſen ſeyn, den dieſer gegen den eindringenden Fremdling zu behaupten ſuchte, wie denn dieſe paradieſiſche Oaſenſtelle auch ſpäter Mittelpunkt des Anbaus blieb und an derſelben im vierten und fünften Jahrhundert noch die nicht unbedeutende Stadt Faran mit Stadtrath, chriſtlicher Gemeinde und Oratorium hervortritt. Sehr gut würde auch jener Kloſterhügel Meharret el Alciat zu den hiſtoriſchen Umſtänden paſ-

ſen; denn wenn er der Hügel iſt, auf welchem Moſes mit Hur und Aaron während der Amalekiter Schlacht ſich befand, ſo konnte Moſes hier die Breite des Thals überſchauen, auf der das Schlachtfeld wider Amalek ſich ausbreitete. Mit dieſer Anſicht ſtimmt die ſehr alte Tradition überein, welche das Thal Raphidim und den Sieg über Amalek hieher verlegt und ſomit wahrſcheinlich auch die Veranlaſſung zum Bau des Kloſters auf dieſem Hügel gab. Endlich iſt dieſer Theil des Feiränthals auch das einzige Thal, welches noch heute ein lebendiges und auf ein paar Stunden weit laufendes, klares Bächlein hat, welches der Bach ſeyn konnte, den Moſe aus dem Felſen ſchlug.

Wir haben nun das Heer Iſraels noch den Wady Scheikh aufwärts zu begleiten und treten mit ihm in den heiligen Gebirgstempel ein, in welchem es zur feierlichen Bundesſchließung vor das Angeſicht Jehovahs treten und aus ſeinem Mund ſein königliches Geſetz empfangen ſollte. Wo iſt der erhabene Ort, von welchem herab der Herr am dritten Tag nach der Ankunft auf der Station am Sinai unter Donner und Blitz das Geſetz gab? Wo iſt der Lagerplatz des Volks? Wo der Ort, an welchem es bei der Geſetzgebung aufgeſtellt war? Denn daß der Ort des Lagers und der der Aufſtellung bei der Geſetzgebung nicht ein und derſelbe Ort war, geht aus 2 Moſ. 19, 17 hervor, wo es heißt, Moſe habe das Volk aus dem Lager Gott entgegengeführt. Ohne allen Zweifel iſt der Ort, auf welchen der Herr herabfuhr mit Feuer und von welchem aus er zum Volk redete, der Gipfel des Dſchebel Muſa, des Sinai. Nördlich und ſüdlich von dieſem haben wir zwei Ebenen kennen gelernt, welche groß genug ſind zur Aufnahme einer großen Volksmenge, die Ebene er Rahah und die Ebene es Sebaijeh. Beide Ebenen ſind ſo ſcharf von dem ſchroff aus ihnen ſich erhebenden Berg abgegrenzt, daß dieſer im eigent-

lichen Sinn von ihnen aus sich anrühren läßt, was eine vortreffliche Erklärung für den Ausdruck gibt, dessen sich Mose bedient (2 Mos. 19, 12.): „wer den Berg anrühret" u. s. w. Aber von der nördlichen Ebene, der Rahahebene, aus kann man den Gipfel des Sinai nicht sehen. Deswegen ist mit der größten Wahrscheinlichkeit die Ebene er Rahah an der Nordwand des Horeb als Lagerplatz, die Ebene es Sebaijeh am Südfuß des Dschebel Musa als Standort des Volks bei der Gesetzgebung anzunehmen. In großartiger Majestät ragt aus ihr einem ungeheuren Altar gleich der Sinai an zweitausend Fuß senkrechter Höhe empor. Von jener nördlichen Ebene führte Mose in der Frühe des Tags das Volk in die südliche Ebene hinauf. Leicht konnten die 600,000 Mann (denn Kinder und Erwachsene, ebenso Weiber und Greise blieben wohl im Lager zurück) im Verlauf eines Tags durch die kurzen Wadys es Sebaijeh und Schoeib in die südliche Ebene und von da wieder zurück ins Lager gelangen; denn die Entfernung beträgt nur eine schwache Stunde. Auch das Fliehen des Volks, als es den Donner und Blitz und den Ton der Posaune und den Berg rauchen sah (2 Mos. 20, 18.), wird dann anschaulich; es eilte aus der südlichen Ebene durch die genannten Wadys wieder zurück zu seinen Zelten in der Rahah- und Scheikhebene, wo es nichts mehr von dem, was auf dem Dschebel Musa vorgieng, sehen konnte, da die steile Felswand des Horeb den Blick dorthin verschloß.

Nehmen wir hier, in der Station am Sinai, von dem Heer Israels, dessen Zug wir fünfzig Tage lang durch die Wüste gefolgt sind, vorläufig Abschied. Es soll ein ganzes Jahr hier verweilen, um die heiligen Eindrücke, die es empfangen, zu verarbeiten und zu befestigen und sich zum Weiterzug und zur

Beſitznahme des verheißenen Landes zu rüſten. Ueber's Jahr, ſo Gott will, ſchließen wir uns ihm wieder an und wandern mit ihm bis zum erſehnten Ziel.

---

# Die Dattelpalme.

Von

**J. Wartmann.**

---

Auf Gemälden, welche Gegenden aus Nordafrika und Arabien oder Oaſen aus der Wüſte Sahara darſtellen, ſieht man die ebenſo intereſſante, als wichtige Dattelpalme gewöhnlich als ein charakteriſtiſches Merkmal der Landſchaft abgebildet. Man nennt dieſe Palme häufig ohne weitere Bezeichnung ſchlechthin Palmbaum. Sie hat einen geringelten Strunk mit einer Höhe von vierzig bis ſechszig, höchſtens neunzig Fuß und einen Durchmeſſer von zwei bis drei Fuß. Dieſer ſteigt ungetheilt in die Höhe und geht, wie bei allen Palmen, nie in Aeſte auseinander, ſondern trägt am Gipfel nur ein Büſchel oder eine Krone von ſechszig bis achtzig gewaltigen Blättern. Man nennt dieſe Blätter, welche im Alterthume als das Sinnbild des Sieges und Friedens angeſehen wurden, oft auch Palmzweige. Sie erreichen eine Länge von acht bis zehn Fuß, ſind gefiedert, haben graugrüne, ſchilfartige, ein bis zwei Fuß lange Blättchen und tragen an der Scheide des Hauptſtiels ein braunes Netzwerk. In den Blattwinkeln drängen ſich im Frühlinge wollige Scheiden hervor, aus welchen nach kurzer Zeit ſehr

große, vielartig verästelte Blüthenrispen wachsen. Auf den einen Strünken dieser Palmen — den männlichen — entwickeln sich nur Staubgefäßblüthen; auf den andern — den weiblichen — nur Stempelblüthen. Weitaus die meisten Dattelpalme haben Rispen mit Stempelblüthen; dagegen sind an den Rispen mit Staubgefäßblüthen, die Blüthen weit zahlreicher, weil eine einzige solche Rispe bis zwölftausend Blüthen zählen kann; während die Rispen mit Stempelblüthen kaum den fünften Theil derselben tragen. Sowohl die Stempel- als Staubgefäßblüthen sind klein und unscheinbar: erstere weißlich mit sechs vollständigen Staubgefäßen und drei verkrüppelten Stempeln; letztere grünlich mit vollständig entwickeltem Stempel, aber beutellosen Staubgefäßen. Die Strünke, welche nur Staubgefäßblüthen tragen, bringen keine Frucht; diese entwickelt sich einzig aus den Stempelblüthen. Dessenungeachtet sind auch die Staubgefäßblüthen für die Entwicklung der Früchte wesentlich nothwendig; wenn nämlich der Blüthenstaub, welcher sich in dem Staubbeutel ausbildet, nicht zu den Stempelblüthen gelangt, so fallen diese nutzlos ab, ohne daß sie sich weiter entwickeln. Damit der Blüthenstaub auf die Stempelblüthen gelangen könne, wurde schon seit langer Zeit in den Gegenden, in welchen man die Dattelpalme als Kulturgewächs zieht, die Rispen mit Staubgefäßblüthen, sobald sie sich entwickelt haben, in die Nähe von Strünken mit Stempelblüthen gebracht, daß der Blüthenstaub durch den Wind, Insekten u. s. w. auf die Stempelblüthen getragen werde; oder man pflanzt zu diesem Zwecke in Hainen, die aus Dattelpalmen bestehen, zwischen den Strünken mit Stempelblüthen da und dort in ziemlich weiter Entfernung einen Strunk, der nur Staubgefäßblüthen trägt. Diese — die männliche Dattelpalme — hat einen schlankern Wuchs, als jene — die weibliche — und von den

Rispen mit Staubgefäſſen erheben ſich ganze Staubwolken, wenn die Blüthen reif ſind und geſchüttelt werden.

Die gelblichen, grünlichen oder röthlichen Früchte dieſer Palme — die Datteln — ſehen einer Pflaume oder Olive ähnlich und ſchließen einen länglichen Kern ein, welcher ein Drittel der Frucht ausmacht und ſich durch große Härte und eine ſtarke Seitenfurche auszeichnet. Sie ſchmecken, wenn ſie noch nicht ganz reif ſind, etwas herb und knirſchen zwiſchen den Zähnen; die völlig reifen Datteln ſind aber ganz weich und ſo ſüß, daß ſie Vielen nicht mehr munden. Die hängenden Fruchtriſpen tragen bis auf einige hundert Datteln, und eine Palme kann bis zwei Centner derſelben liefern, im Durchſchnitt bringt ein Strunk jährlich ſechszig bis achtzig Pfund.

Die Dattelpalme wächst vorzüglich in den dürren Gegenden von Nordafrika, Arabien und Perſien; nach Spanien, wo ſie aber nicht mehr recht gedeihen will, wurde ſie durch die Mauren gebracht, und man trifft jetzt noch einzelne Pflanzungen derſelben in Andaluſien und Valencia. Auf Sicilien und dem Feſtlande von Italien wird ſie als Seltenheit in vereinzelten Anlagen gezogen, wie bei Florenz. Hier bringt ſie aber nur in ganz ausgezeichneten Jahren Früchte, welche jedoch ſelbſt bei günſtiger Witterung nicht ihre volle Ausbildung erlangen mögen, da ſie auch bei der Reife zu herb ſchmecken.

Für viele Landſtriche von den kanariſchen Inſeln bis zum Delta des Indus iſt die Dattelpalme ein Kulturgewächs von der höchſten Bedeutung, indem ſie den genügſamen Bewohnern dieſer Landſtriche in den friſch und verſchieden zubereiteten Früchten eine vorzügliche, ja faſt die einzige Nahrung liefert. Die friſchen Datteln gewähren den Karavanen, wenn ſie die Oaſen der glühenden Wüſte erreichen, eine angenehme Erquickung. In manchen Gegenden, wo die Dattelpalme in Menge gezogen

wird, gilt ſie für eines der größten Geſchenke des Schöpfers. Der ſüdweſtliche Theil von Arabien heißt eben, weil dort die Dattelpalme ſehr häufig angetroffen wird, das „glückliche Arabien.“ Die arabiſchen Frauen wiſſen die Datteln auf mannigfaltige Art zuzubereiten. Unter ihnen herrſcht ein Sprichwort, daß, wenn eine Hausfrau es nicht verſtehe, ihrem Manne während eines Monats täglich ein anders zubereitetes Gericht von Datteln aufzuſtellen, ſie in der Kochkunſt nur noch eine Anfängerin ſey. Man macht aus den Datteln auch eine Art von Syrup, indem man den Kern aus dem Fleiſche löst und dann dieſes in einem Gefäſſe auspreßt, ſo daß daraus ein ſüßer und zugleich etwas fetter Saft abfließt, welchen man bei dem Kochen von Reis wie Butter anwenden, oder bei der Zubereitung von Paſteten, oder zu ſehr wohlſchmeckenden Kuchen benutzen kann. Die Maſſe, welche nach der Auspreſſung zurückbleibt, dient den armen Leuten als Nahrung. Wenn man die Datteln im Waſſer gähren läßt, erhält man eine Art von Wein, der in Nordafrika ſehr verbreitet iſt, und durch Deſtillation der Datteln gewinnt man eine geiſtige Flüſſigkeit, wornach beſonders die Araber ſehr lüſtern ſind. Wenn man die Datteln an der Sonne trocknet und ſie dann in Pulver verwandelt, ſo bekommt man eine Art Mehl, welches ſich ſehr lange hält, ohne ſich zu verändern. Die Karavanen, welche die Wüſte durchziehen müſſen, nehmen gewöhnlich ein bedeutendes Quantum von Dattelmehl mit ſich, und ſie dürfen daſſelbe nur mit Waſſer miſchen, um einen ebenſo geſunden, als nahrhaften Teig zu erhalten.

Es werden aber nicht blos die Früchte der Dattelpalmen benutzt, ſondern man wendet auch noch andere Theile derſelben an. Wenn man die Gipfelknospen abſchneidet, ſo werden dieſe als ſogenannter Palmkohl verſpeist; auch die Blüthenknollen, welche wie Kaſtanien ſchmecken, dienen zur Nahrung. Macht

man in den obern weichen Theil des Strunkes einen Einſchnitt, ſo tröpfelt daraus eine angenehme, milchartige Flüſſigkeit, welche aber bald ungenießbar wird. Die Blätter werden, nachdem man ſie im Waſſer eingeweicht hat, biegſam, daß man ſie zur Verfertigung von Körben u. ſ. w. gebrauchen kann. Häufig werden die alten Strünke, die ſehr feſt und faſt unzerſtörbar ſind, wie Holz zu allerlei Bauwerken angewendet, und ſelbſt die ſteinharten Fruchtkerne ſind nicht nutzlos. Das Gebiß der Kameele iſt nämlich ſo ſtark, daß es dieſelbe als Futter zermalmen kann, und ſie deßwegen oft, nachdem man ſie ins Waſſer gelegt hat, dafür benützt werden; auch benützt man ſie, nachdem ſie in Kohle umgewandelt und dann pulveriſirt worden ſind, namentlich in Spanien, gern als Zahnpulver.

Daß ein ſo wichtiges Gewächs oft angebaut werde, iſt leicht begreiflich, beſonders wenn man nicht überſieht, daß es in vielen Gegenden gedeiht, wo die Glut der Sonne ſonſt alle übrigen Pflanzen verſengt. Die Bewohner der oben genannten Landſtriche legen die Pflanzungen der Dattelpalme ſo an, daß ſie Wälder bilden. Sie benützen zum Anlegen neuer Pflanzungen entweder die Kerne oder friſche, ſich aus der Wurzel hervordrängende Triebe. Sollen aus Kernen neue Dattelwälder entſtehen, ſo werden dieſelben etwa einen Fuß tief in den Boden gebracht und bleiben da, bis ſie keimen, oft drei Vierteljahre liegen. Sie müſſen immer wohl bewäſſert werden. Die Fortpflanzung durch Triebe hat den Vortheil, daß ſich dadurch eine beſondere beliebte Spielart erhalten kann, während die Keime, welche aus den Kernen entſtehen, oft in eine minder beliebte Spielart abändern; was wir auch gewöhnlich an unſeren Obſtarten beobachten.

In der Sage der Orientalen treten die Wälder aus Dattelpalmen nicht ſelten auf, wird ihr kühler Schatten, ihr großer

Nutzen u. s. w. angepriesen. Aber auch in dem Leben der Bewohner der Dattelländer nehmen die Wälder dieser Palmen eine bedeutende Stellung ein; sie sind für jene, was den Europäern die Bäder: Oerter der Erholung und des mannigfaltigsten Genusses. So wie nämlich die wärmere Jahreszeit beginnt, wandern die reichen und vornehmen Bewohner der Dattelländer nach den Palmwäldern, um die Kühlung derselben zu genießen, und da durch Spiel und Tanz und Vergnügungen von mancherlei Art bis zum Herbst ein angenehmes Leben zu führen.

---

# Die Reise nach Straßburg.

## Erzählung

von

**Charlotte Späth.**

---

Zu einer Zeit, da noch kein Locomotiv durch Deutschlands Gauen brauste, noch kein Dampfschiff die Wellen des Rheins und der Donau stolz durchschnitt, da auch die Jugend noch keine so große Ansprüche machte und eine Fußreise in den Ferien von zehn oder zwanzig Stunden als das Ziel der höchsten Wünsche eines Jünglings angesehen wurde, und da ebenso die Töchter auch wohlhabender und angesehener Eltern das nöthige Weißzeug für das Haus noch selbst verfertigten, eine Stickerei oder Straminarbeit aber nur als seltener Leckerbissen für die Freistunden aufgespart blieb — in dieser alten guten Zeit war es,

daß Clärchen Steinhart, die Stieftochter des Kaufmanns Born in der offenen Gartenlaube ſaß und emſig an Hemden für ihren Vetter Rudolph nähte. Sie ſah ſich am letzten eines halben Dutzends und freute ſich unendlich dieſe allerdings bedeutende Arbeit glücklich und zur Zufriedenheit der Mutter nun faſt vollendet zu haben.

In dieſe angenehmen Gedanken verſunken, würde Clärchen vielleicht kaum bemerkt haben, daß der ſchlanke Rudolph mit einem Dutzend Luftſprüngen vom mittleren Gang her auf ſie zugeeilt kam, hätte er nicht mit lauter, freudiger Stimme ihr ſchon aus der Ferne zugerufen: „Clärchen, Clärchen, es iſt richtig, ich darf, der Vater hat's erlaubt! ich darf, ich darf, freu' Dich auch mit mir, Clärchen!" — „Aber um des Himmels willen, worüber denn?" lachte Clärchen, „bin ich denn allwiſſend, weiß ich denn, welche Phantaſieen Du wieder in Deinem Kopf haſt?" — „Keine Phantaſieen, nein, dießmal nicht, die Reiſe nach Straßburg wird richtig, mein größter Wunſch geht in Erfüllung; ich werde das herrliche Münſter, dieſes Prachtwerk gothiſcher Baukunſt ſchauen und das ſchon nächſten Montag." — „Und Du allein! Ja, das wird was abſetzen, ehe Du zwei Stunden vor dem Thor biſt, haſt Du wenigſtens ſchon den Geldbeutel, die Uhr, ja ſo! dieſe iſt glücklicherweiſe derzeit noch beim Uhrmacher, oder gar den Paß verloren! Nein, man muß Dir einen Mentor mitgeben, ſonſt geht's nicht!" „Willſt Du dieſer etwa ſeyn, Clärchen? Du entwickelſt in der That treffliche Eigenſchaften dazu," ſcherzte Rudolph, „doch zu Deiner Beruhigung ſollſt Du hören, daß ich wirklich nicht allein reiſe, ſondern Freund Bernhart wird mich begleiten." — „Ah, nun laſſe ich mir's gefallen, wenn dieſer ernſthafte Philiſter an Deiner Seite wandelt, dann biſt Du geborgen, der wird Deinem Queckſilber gehörige Schranken ſetzen und gleich einem weiſen Papa für

Dich sorgen." — „Spötterin! aber was machen meine Hemden? Diese müssen mit, beile Dich nur, daß Du sie fertig bringst." — „Natürlich!" meinte Clärchen, „man wird die schönen feinen Hemden, wie Du noch nie welche hattest, auf die Reise mitnehmen, um gleich ein Paar davon zu verlieren, dazu sind Deine alten gut genug." — „Schätzchen, sey klug, das verstehst Du nicht, auf der Reise gerade braucht man schöne Wäsche, denn darnach wird der Mann beurtheilt und behandelt." „Ei wahrhaftig ein feines Zeugniß, das Du Dir selber ausstellst, wenn das Hemd den Mann machen muß. Zeige Dich in Deinen Sitten als einen Gebildeten, so wird man Dich auch als einen solchen behandeln, ob Du feine oder grobe Wäsche am Leibe trägst!" — „Du bist ja heute ganz außerordentlich altklug Clärchen, schießt aber mit Deinen Weisheitslehren dennoch gewaltig daneben, doch da kommt die Mutter, die soll entscheiden."

Frau Born meinte nun freilich auch, die alten Hemden wären schon recht; allein Rudolph wußte so viele Gründe anzuführen, warum die neuen mitgenommen werden müßten, daß sie ihrem Liebling die Freude nicht verderben mochte und endlich nachgab. Clärchen war mit dieser Entscheidung vollkommen zufrieden, denn der ganze Streit lief eigentlich nun auf Scherz hinaus. Sie liebte den Vetter so schwesterlich, daß sie gewiß immer die Erste war, wo es darauf ankam, seine Wünsche zu erfüllen.

Während nun eifrig die Anstalten zur Reise getroffen werden, wollen wir Näheres über Vetter Rudolph hören und überhaupt einen Blick auf die Familienverhältnisse des Bornischen Hauses werfen.

Herr Born hatte eine einzige Schwester, die er mit großer Zärtlichkeit liebte. Sie war an einen Beamten geheirathet, und als dieser nach kurzer Zeit starb, ohne ihr Vermögen zu hinter-

laſſen, zog ſie mit Rudolph, damals noch ein Wochenkind, zu ihrem Bruder, der zwar ſein eigenes Hausweſen, aber keine Frau hatte. Die Geſchwiſter lebten ſehr glücklich beiſammen, und das kleine lebhafte Knäblein, welches ſich täglich liebenswürdiger entwickelte, machte Beiden die größte Freude. Wahrſcheinlich wäre Herr Born niemals dazu gekommen, ſich zu verheirathen, wäre nicht ſeine geliebte Schweſter, als Rudolph etwa fünf Jahre zählte, in wenigen Tagen einem heftigen Nervenfieber erlegen. Das war für den guten Bruder ein harter Schlag, aber als ein gottesfürchtiger Mann ergab er ſich darein und folgte nach Jahr und Tag dem Rath ſeiner Freunde, ſich eine Gattin zu wählen, viel auch in der Abſicht, um dadurch für den kleinen Rudolph wieder eine Mutter zu gewinnen.

Bald darauf lernte er Frau Steinhart, eine junge Wittwe, kennen und glaubte in dieſer die Eigenſchaften zu finden, durch die ihm das häusliche Glück bedingt ſchien. Er hatte ſich nicht getäuſcht, Frau Steinhart wurde als ſeine Gattin ihm eine treue und beſorgte Lebensgefährtin, Rudolph fand in ihr eine zweite, faſt nur allzu zärtliche Mutter, und in ihrem kleinen, damals drei Jahre alten Töchterchen ein liebes Schweſterlein.

Die Stadt, in der Herr Born wohnte, gehörte nicht gerade zu den bedeutendſten Deutſchlands, ebenſo waren auch ſeine Handelsverbindungen keine ſehr ausgebreitete, aber er hatte ſich durch Fleiß und Sparſamkeit unter dem Segen Gottes ein artiges Vermögen erworben, beſaß die allgemeine Achtung ſeiner Mitbürger, bei welchen er mit Recht nicht nur für einen gebildeten ſondern auch für einen ſehr biedern, gewiſſenhaften Mann galt, und lebte in höchſt friedlicher Ehe. Es fehlte ihm alſo nichts, ſich glücklich und zufrieden zu fühlen. Dieß erkannte er auch mit Dankbarkeit, und ſelbſt der Mangel eigener Kinder

wurde ihm vollkommen durch den Beſitz Rudolphs und Clärchens erſetzt, denen er mit wahrhafter Vaterliebe zugethan war.

Der Gedanke an Rudolph, eine Stütze für ſeine ſpäteren Tage zu erhalten, und ihm am Ende ſein wohl eingerichtetes Geſchäft übergeben zu können, war ein ſehr nahe liegender und fand ſeine Berechtigung in der raſchen körperlichen und geiſtigen Entwicklung des lieben Pflegeſohns täglich mehr. Es fiel auch keinem Menſchen anders ein, als dieſen baldmöglichſt, im kaufmänniſchen Beruf eingetreten, hinter dem Ladentiſch zu ſehen. Allein je älter Rudolph wurde, je weniger zeigte er Neigung hiezu, und als es endlich zu einer eigentlichen Entſcheidung kommen mußte, rückte er mit der Erklärung heraus, daß er Juriſt und nicht Kaufmann werden wolle. Die Wiſſenſchaften, gab er vor, hätten einen ſo unwiderſtehlichen Reiz für ihn, daß es ihm rein unmöglich wäre, ſich von ihnen zu trennen.

Herr Born war darüber nicht wenig betroffen, ſah er doch dadurch nicht nur ſeine eigenen Hoffnungen, ſondern auch Rudolphs zukünftigen Lebensweg, der ihm bisher ſo geebnet und geſichert zu ſeyn ſchien, auf eine gewaltſame Weiſe durchkreuzt. Zudem hatte Herr Born Rudolph in dem vielleicht nicht falſchen Verdacht, daß nicht allein reine Liebe zu den Wiſſenſchaften, ſondern wohl auch ein gut Theil Scheu vor der mühſeligeren und niedrigeren Laufbahn eines angehenden Kaufmanns ihn zu dieſem Entſchluſſe beſtimmen möchte.

Demüthig mit der Elle oder der Wage in der Hand ſich in die Launen eines jeden Kunden zu fügen und auch in die längſte und langweiligſte Wahl mit nicht zu verſiegender höflicher Geduld ſich zu ergeben, ja ſogar dieſe nicht zu verlieren, wenn nach aller Mühe Nichts gewählt wurde — das behagte allerdings dem jungen Herrlein, dem ſchon der flotte Burſche im Kopf ſtack, nicht, und wenn die Zeit an ſich auch noch wenige

Ansprüche machte, so hat sich ja doch der Hochmuth von den Zeiten des Paradieses an bis auf den heutigen Tag unter den verschiedensten Gestalten fortgeerbt, warum sollte denn in Rudolphs Herzen nicht auch etwas von dieser bösen Hinterlassenschaft stecken?

Rudolph, das kann nicht geläugnet werden, war ein feiner Junge, lebhaft, heiter, gewandt, dabei offen und gutmüthig. Er faßte leicht, war fleißig und behauptete in der lateinischen Schule, wo freilich die Schülerzahl keine gar zu große war, fast immer den ersten Platz. Diese Eigenschaften wären gewiß ganz passend zum Kaufmann gewesen; aber er zeigte nun einmal eine gründliche Abneigung gegen diesen Stand und gedachte einst ein hochgestellter Staatsbeamte zu werden. Weder die Liebe zu seinem Pflegevater, noch dessen Vorstellungen, daß gerade als Kaufmann er sich eine durchaus unabhängige und darum glücklichere Stellung in der Welt mit Gottes Hilfe erringen könne, während er im Staatsdienst nach jahrelangen Anstrengungen und Bemühungen vielleicht seine ganze Lebenszeit in untergeordneten, jedenfalls einengenderen Verhältnissen ausharren müsse, — nichts war mächtig genug, eine Sinnesänderung bei ihm zu bewirken, und Herr Born sah sich genöthigt, mit betrübtem Herzen seinem Liebling, den er doch nicht unglücklich haben wollte, nachzugeben.

Rudolph wurde nun in ein benachbartes Gymnasium gesandt und die ausgezeichneten Zeugnisse, die er nach jedem Halbjahr vorzulegen hatte, söhnten nach und nach den guten Pflegevater damit aus, daß er seinem Lieblingsplan Lebewohl sagen mußte.

Nicht nur mit Rudolphs Studien, auch mit seiner sittlichen Aufführung konnte man vollkommen zufrieden seyn. Dabei hatte er Sinn und wirklich auch Talent für alles Edle und

Schöne. Faſt ohne alle Anleitung erwarb er ſich eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Landſchaftzeichnen, und während ſeine Altersgenoſſen läppiſchen und thörichten Zeitvertreiben nachliefen, ſuchte er eine Stunde zu gewinnen, um irgend einen ſchönen Punkt der Umgegend aufzufinden, mit deſſen Nachbildung er den Inhalt ſeiner Zeichnungsmappe zu bereichern trachtete. Geſtattete der Winter dergleichen Ausflüge nicht, ſo füllte er ſeine wenige freie Zeit mit Uebungen in der Muſik aus. Er verſuchte ſich zuerſt auf mehreren Inſtrumenten, aber als er in der letzten Zeit Unterricht im Flötenſpiel bei einem guten Lehrer erhielt, ſo blieb dieß ſeine ausſchließende Liebhaberei. Fleiß und Ausdauer halfen ihm auch bald über die erſten Schwierigkeiten hinweg, nach deren Ueberwindung die Kunſt erſt Genuß gewährt.

Die Vorbereitungsjahre zur Univerſität waren jetzt vorüber. Rudolph, zum ſchlanken Jüngling herangewachſen, hatte ſein achtzehntes Lebensjahr erreicht und das Maturitätsexamen mit beſtem Erfolg erſtanden. Die Zeugniſſe ſämmtlicher Lehrer lauteten ſo günſtig, daß ſie ihm, gleichſam zur Belohnung, die Erlaubniß zur Straßburger Reiſe auswirkten.

Es war dieß Rudolphs erſter Ausflug in die Welt, und mit jugendlich klopfendem Herzen ging er den Abenteuern, die ihm ohne Zweifel zuſtoßen würden, entgegen.

Bis auf die Kleidung hinaus hatten die Zurüſtungen zu dieſer großen Reiſe die äußerſte Wichtigkeit für den Unerfahrenen, der, vielleicht eitel genug, ſich einbildete, für Jedermann eine ſo ungewöhnliche und intereſſante Erſcheinung zu ſeyn, als ihm ſelber, dem Neuling, alles außerordentlich und merkwürdig vorkam.

In der Borniſchen Familie, die in der Regel ihre Tage äußerſt gleichmäßig abſpann, war aber dieſe Reiſe auch eine Art Ereigniß, und Frau Born konnte gar nicht fertig werden,

ihr liebes Söhnlein mit guten Lehren und guten Biſſen vollzupacken, auf daß ihm doch ja nichts unterwegs mangle. Es mag ſeyn, daß Rudolph die letzteren mit mehr Dank, als die erſteren hinnahm, die ihm, dem Vielwiſſenden, ohnehin als entbehrlicher Ballaſt erſchienen, doch ſchwieg er ſtill und ließ ſich's beſcheiden gefallen.

Endlich war der erſehnte Montag da, und Rudolph ſtand bereit im neuen Reiſehabit. Die weißen Pantelons nach damaliger Mode, das ſchmucke, ſchwarze Jäckchen, ſattſam mit Schnüren und Troddeln verziert, dazu das niedliche Ränzchen am breiten grünen Band auf dem Rücken und die grüne Sammtmütze auf dem ſchönen braungelockten Kopfe gaben dem jungen Reiſenden wirklich ein ganz angenehmes, faſt koquettes Ausſehen. Clärchen meinte das auch und wünſchte demſelben mit ſchalkhafter Miene Glück auf den Weg.

„Und was ſoll ich Dir denn mitbringen, mein allerſchönſtes Clärchen, etwa ſechs Roſen auf einem Stiel, oder eine Straßburger Trüffelpaſtete?“ fragte Rudolph beim Abſchied. „Warum nicht gar, bin ich denn ſo ein Leckermaul, wie es wohl auch gewiſſe Leute gibt? Nein, ich will recht beſcheiden in meinen Wünſchen ſeyn, aber ein Wahrzeichen, daß Du in Straßburg geweſen biſt, dort das Münſter beſtiegen und dabei Schweſter Clärchens gedacht haſt, das will ich haben, und da ich mir ſchon ſagen ließ, auf der oberſten Spitze des Thurmes wachſen kleine rothe Blümchen, ſo bitte ich Dich, mir ein ſolches zu pflücken und mitzubringen.“ — „Recht ſo, Clärchen, das iſt ein ritterlich Wageſtück, das ſollſt Du haben, ſo gewiß ich Dein allerunterthänigſter Sklave und Vetter bin. Lieber wollte ich nicht mehr zurückkommen, als Dir die rothe Blume nicht bringen!“

Eben war Freund Bernhart eingetreten, um Rudolph ab-

zuholen, und nachdem noch zwanzig Lebewohl empfangen und ertheilt worden waren, machten ſich die beiden Jünglinge auf den Weg.

Der azurne Himmel, die goldene Sonne, der friſche Lebensmuth der Reiſenden, — alles verhieß einen ſchönen Tag. Aber ein Abſchied hat doch immer etwas Wehmüthiges, und Clärchen ſah mit feuchten Blicken noch lange den Scheidenden nach, die ihr, ſich mehrmals umwendend, mit den Taſchentüchern Grüße zuwinkten, bis der Weg ſich um eine Ecke bog und ſie ihren Blicken entzog.

Dieſer Montag ſchien nicht nur Clärchen, auch Herrn und ganz beſonders Frau Born ſtatt den gewöhnlichen zwölf Stunden deren wenigſtens vierundzwanzig zu haben. Der muntere Rudolph fehlte überall, bei Tiſch, im Haus, im Garten, und als endlich der Abend erſchien, ſollte ſchon ein Brief von den Reiſenden da ſein. Wie geht es ihnen wohl? wo werden ſie jetzt raſten? ach, wie heiß wird es den guten Jungen geworden ſeyn! oder: wenn nur kein Gewitter dieſe Nacht kommt, ſie werden doch auch ein gutes Nachtquartier gefunden haben u. ſ. w. Dieß war die Unterhaltung beim Abendeſſen der Familie, die ſich in tauſend Wenn und Aber variirte.

Indeß ſchlich auch der zweite, ja, der dritte Tag langſam dahin und brachte keinen Brief. Das war höchſt ſeltſam und fing nun wirklich an, auch Herrn Born etwas zu beunruhigen, der bisher Frau und Tochter mit ihrer vielfachen Sorge verlacht hatte.

Clärchen konnte in der Nacht auf den vierten Tag kein Aug voll Schlaf finden, ſie machte ſich gräßliche Bilder und noch heftigere Vorwürfe. Ein Unglück, das ſchien ausgemacht, mußte Rudolph widerfahren ſeyn; ſonſt hätte er Vater und Mutter nicht ſo lange ohne Nachricht gelaſſen, und konnte nicht

gar sie das Unglück durch ihren thörichten Wunsch veranlaßt haben? Hatte nicht vielleicht Rudolph in jugendlichem Uebermuth, um sein Versprechen zu halten, das Unmögliche gewagt, und konnte er nicht beim Pflücken des bewußten rothen Blümchens von der schauerlichen Höhe des Münsterthurmes herabgestürzt seyn? Welche Qual, einen solchen Gedanken in sich zu bewegen, der sich dem armen Kinde beständig wieder und immer wahrscheinlicher aufdrang! Freilich hätte in solchem Fall doch gewiß der Freund Nachricht gegeben; allein von Telegraphen wußte man damals noch nichts, und auf ordentlichem Weg konnte ein Brief möglicher Weise noch nicht angekommen oder auch verloren gegangen seyn.

Clärchen hatte in ihrem Leben noch keine Nacht in Sorge und Unruhe zugebracht, diese erste war ihr fürchterlich, und sie meinte: noch eine solche, so müsse sie sterben. Allein so schnell stirbt man nicht. Clärchen durchwachte später noch manche kummervolle Nacht, ohne zu sterben.

Den andern Morgen konnte sie ihren Gram nicht mehr allein tragen. Nachdem der Vater, dessen Verweis sie fürchtete, das Wohnzimmer verlassen hatte, fiel sie der Mutter weinend um den Hals und bekannte ihre namenlose Angst. Frau Born, selbst voll Unruhe, hatte wenig Trost für sie; doch schien ihr der Sturz vom Münster das Unwahrscheinlichste, obwohl sie den abenteuerlichen Wunsch Clärchens von Anfang an stillschweigend mißbilligt hatte.

Noch waren die Frauen in ihrer Sorge beisammen, als es leise an die Thüre pochte, und auf ihr „Herein!“ vorsichtig und in sichtbarer Verlegenheit hereintrat — Freund Bernhart!

Freund Bernhart! Rudolphs Reisegefährte allein zurück schon jetzt und so ängstlich! „Um Gotteswillen, was ist geschehen?“ rief Frau Born in höchster Aufregung dem Eintreten-

den entgegen, und Clärchen wankte leichenblaß, einer Ohnmacht nahe, dem Sopha zu!

„Geſchehen?“ ſprach der bedächtliche Bernhart, „geſchehen iſt nichts, gar nichts, deshalb bin ich ja gerade ſo bald wieder da.“ — „Wo iſt Rudolph? oh, ſagen Sie's, nicht wahr, er iſt verunglückt, er iſt vom Münſter herabgeſtürzt?“ ſchluchzte Clärchen ihre letzten Lebensgeiſter zuſammenfaſſend. „Beruhigen Sie ſich doch!“ erwiderte lachend Bernhart, „es iſt in der That nichts Lebensgefährliches vorgefallen, und was das Münſter betrifft, ſo wäre es für Rudolph eine Kunſt geweſen, von dieſem herabzuſtürzen, das er mit keinem Auge geſehen hat.“ — „Aber ſo ſagen Sie doch einmal, wo Rudolph iſt, und warum Sie ſchon zurückkommen?“ fragte Frau Born etwas gefaßter. „Sogleich,“ erwiderte Bernhart in ſeiner gewohnten Stätigkeit, „will ich Ihnen Alles haarklein berichten, bisher haben Sie mich, verzeihen Sie mir, ja gar nicht zum Worte kommen laſſen. Nun, wo Rudolph in dieſem Augenblick iſt, weiß ich freilich ſelbſt nicht ſo recht zu ſagen, nur ſo viel iſt gewiß, daß er ſich vollkommen wohl befindet und ohne Zweifel heute oder morgen auch zurückkommen wird. Wollen Sie mir nun ordentlich ruhig zuhören, ſo will ich mir erlauben, Ihnen unſere ganze Leidensgeſchichte zu erzählen, die Sie vielleicht ſehr komiſch finden werden, ſo tragiſch ſie uns auch erſchien. Ehe ich aber beginne, muß ich mir zweierlei ausbitten, einmal, daß Sie uns nicht gar zu ſehr auslachen und dann die ganze Hiſtorie hübſch bei ſich behalten, damit wir Aermſte nicht zu unſerem Schaden auch noch den Spott der ganzen Stadt ertragen müſſen.

Durch dieſe Einleitung wirklich beruhigt und gerne in alle Bedingungen eingehend, horchten Frau Born und Clärchen mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf Bernharts Reiſebeſchreibung, die er alſo begann:

„Mit dem heiterſten Sinn und den froheſten Hoffnungen zogen wir von Ihnen weg unſerer Straße nach. Das herrliche Wetter, die erfriſchende Luft, das Gefühl der Freiheit von allem Schulzwang ſtimmte uns immer munterer, und in raſchem Lauf ging es dem Orte zu, den wir für unſere Mittagstafel beſtimmt hatten und wo wir während der ſtärkſten Sonnenhitze auszuraſten gedachten. Vor zwölf Uhr ſchon war dieſer erreicht und zwar ohne das geringſte Abenteuer, was Rudolph, der ganz erpicht auf intereſſante Reiſeerfahrungen war, ſehr verdroß. Auch der Aufenthalt in dem ſtattlichen Gaſthof bot nichts Außerordentliches dar. Man aß, man trank, man kam, man gieng. Niemand ſchien auf die jungen Reiſenden beſonders zu achten, und ein Geſpräch, das Rudolph mit einem Fremden anknüpfen wollte, wurde ſo einſylbig erwidert, daß er wohl ſah, ein Diskurs werde nicht gewünſcht, und deswegen auch ſchwieg.

Früher, als wir es eigentlich gewollt hatten, verließen wir die Langeweile des Gaſthofs und ſetzten unſern Weg weiter fort.

Aber die friſche Luft des Morgens war dahin! Im Kampf mit Staub und Hitze fühlten wir uns bald merklich ermattet und ließen die Köpfe tief ſinken. Kaum bemerkten wir in unſerem Mißmuth einen jungen Mann, der haſtig hinter uns herkam und jetzt, nachdem er uns erreicht hatte, freundlich grüßend ſich wenige Schritte von uns auf der Seite hielt. Rudolph hatte noch in zu neuem Andenken, wie wenig Anklang ſeine Leutſeligkeit im Gaſthof gefunden, als daß er hier einen zweiten Verſuch hätte wagen mögen, und mir war es auch nicht ſonderlich darum zu thun, mich mit einem wildfremden Menſchen einzulaſſen. Indeſſen war die Geſichtsbildung des Reiſenden nicht nur ſehr anziehend, ſondern auch ſeine Kleidung höchſt anſtändig, beides ganz dazu geeignet, einen vortheilhaften Eindruck zu machen.

Nicht lange stund es an, so frug der neue Reisegefährte artig nach dem Ziel unserer Wanderung und schien sich zu freuen, sich mit uns auf dem gleichen Weg zu befinden. Unsere anfänglich kurzen Antworten schreckten ihn nicht ab, er setzte das Gespräch fort, erzählte bald dieß, bald jenes auf so unterhaltende Weise, daß wir unsere Ermüdung ganz vergassen und uns glücklich schätzten, einen so liebenswürdigen Reisegesellschafter gefunden zu haben.

Fast allzu schnell erreichten wir das kleine Städtchen, das wir zu unserer Nachtherberge bestimmt hatten. Der Abend war jetzt so schön und kühl, die Unterhaltung so gut und angenehm; wir ließen uns daher von dem Gefährten leicht überreden, noch eine kleine Stunde weiter zu gehen, um dadurch den Vortheil zu genießen, in einer bedeutenderen Stadt ein bequemeres Quartier zu finden.

Der Fremde entwickelte indessen immer größere Liebenswürdigkeit. Er deklamirte, er sang, bald Heiteres, bald Ernstes. Da er schon ein großes Stück der Welt durchwandert, so war er überall zu Hause und hatte gar Mancherlei erlebt. Seine Erzählungen waren aber durchweg so anspruchslos und gutmüthig, er schien so wenig Werth auf seine eigene Persönlichkeit dabei zu legen, daß man ihm gerade deshalb mit desto größerer Aufmerksamkeit und immer steigendem Vergnügen zuhorchte.

An unserem Ziele endlich angekommen, fiel es uns natürlich nicht ein, uns von unserem neuen Freunde zu trennen; überdieß schien er gut bekannt zu seyn und führte uns in den besten Gasthof der Stadt. Heiter speisten wir zusammen zu Nacht und tranken nach dem ermüdenden Marsch wohl auch ein Gläschen Wein mehr als gewöhnlich.

Während des Essens überreichte uns der Wirth das Fremdenbuch, in welches nach polizeilicher Ordnung unsere Namen

eingeſchrieben werden ſollten. Rudolph, in welchem, angeregt durch den lebhaften Geſellſchafter, wieder alle Heiterkeit erwacht war, ſprach lachend zu mir: „Laß uns recht abenteuerliche Namen hinſetzen, unſere eigenen ſind doch gar zu philiſterhaft.“ — „O thun Sie das nicht,“ warnte der bisher ſo heitere Fremde auf einmal mit nachdrücklichem Ernſt, „Sie wiſſen nicht, was es für unangenehme Folgen haben könnte. Jedes Abweichen von der Wahrheit rächt ſich, und nur wer ſich in Wort und That immer ganz treu und wahr zeigt, hat nichts zu bereuen.“ Rudolph fühlte ſich ein wenig beſchämt, und obgleich er im Herzen den geäußerten Anſichten des Fremden ſeine Achtung nicht verſagen konnte, wollte er aus falſchem Ehrgefühl ſich nicht widerſprechen laſſen, blieb deswegen dabei, daß es ja nur ein harmloſer Scherz ſey, der Niemand etwas ſchade, und ſchrieb raſch in das Buch: Triſtan und Hilarius Frohmuth aus Wermuthshauſen. Ich ließ ihn ſtillſchweigend gewähren; der Fremde aber ſchüttelte mißbilligend den Kopf und ſchrieb nun für ſich: Antonio Oclano. „Nun ſehen Sie,“ lachte Rudolph, „dieß iſt ja doch auch nicht Ihr wahrer Name, Sie ſind kein Italiener.“ — „Gewiß, ich bin in Rom geboren, und dieß iſt wirklich mein Name.“

Die Auseinanderſetzung nun, wie er von einer deutſchen Mutter, die an einen Römer verheirathet geweſen, dort geboren und durch die wunderlichſten Verknüpfungen ſchon als Knabe auf deutſchen Boden verpflanzt worden ſey, gab reichen Stoff zu neuen romantiſchen Erzählungen, und hatten wir den jungen Mann zuerſt nur angenehm und unterhaltend gefunden, ſo erſchien er uns jetzt nach der Entwicklung ſeiner ſoliden Grundſätze, wozu ihm die Mittheilungen aus ſeinem bewegten Leben ungeſucht Veranlaſſung boten, immer achtungswerther und intereſſanter. Beſonders Rudolph konnte nicht fertig werden, ihm zuzuhorchen und ihn zu bewundern.

Längſt war Mitternacht vorüber, als es uns endlich einfiel, die Nachtruhe zu ſuchen und uns neue Kräfte für den morgenden Tag zu ſammeln, an welchem noch ein weiter Marſch zurückzulegen war, wollten wir Straßburg, das Ziel unſerer Reiſe, erreichen.

Der Wirth, der ſich ohne Zweifel dachte, wir gehören alle zuſammen, wies uns zwei Zimmer neben einander an. Wir freuten uns der Nachbarſchaft des neuen Freundes und ließen die Thüre zwiſchen beiden Zimmern unbedenklich offen.

Da wir den früheſten Morgen zur Fortſetzung unſerer Reiſe benützen wollten, ſo verſprach der Gefährte uns aufzuwecken mit der Verſicherung, daß er, durch ſeine vielen Reiſen an frühes Erwachen gewöhnt, niemals verſchlafe.

Dieſer gegebenen Zuſage vertrauend, legten wir uns ruhig und ſorglos zu Bette, und während wir ihn noch lebhaft ſingen und pfeifen hörten, wiegte uns die ungewöhnliche Ermüdung und wohl auch die etwas größere Portion Wein, die wir genoſſen hatten, bald in einen tiefen und ſehr feſten Schlaf.

Wie erſchrack ich, als ich am andern Morgen endlich erwachte und gewahrte, daß die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtund. Raſch wollte ich nach meiner Uhr greifen, die ich mit Abſicht neben mich auf den Nachttiſch gelegt hatte, um nach der Zeit zu ſehen. Mein Gott, ſie war fort! Ich fuhr aus dem Bett, aber wer beſchreibt meinen Schrecken, als ich auf dem Tiſch weder meinen noch Rudolphs Ranzen erblickte!

An meinem Schreckensruf erwacht, ſprang auch Rudolph von ſeinem Lager auf. Die Thüre nach des Fremden Zimmer, die Abends weit offen ſtand, war jetzt zu, ich riß ſie heftig auf, um dieſem unſere Noth zu klagen. Aber ach! der Vogel war ausgeflogen! Das Bett ſtand unberührt, das Fenſter offen und von dem Fremden nirgends eine Spur.

Wir waren schändlich bestohlen!

Nichts ließ uns der Schurke zurück, als was wir Tags zuvor auf dem Leibe getragen hatten. All' unsere übrigen Kleider, unser Weißzeug, meine goldene Uhr und, das Schlimmste, unser ganzes Reisegeld hatte der Betrüger, der so gleißnerisch den Tugendhelden und Moralisten gespielt, uns geraubt!

Ich war ganz außer mir; aber Rudolph tröstete sich damit, daß doch seine Flöte gerettet war. Zufällig hatte er sie Abends aus dem Ranzen genommen und auf den Sims eines Fensters gelegt, und gottlob! sie lag noch auf dieser Stelle. Mit fast kindischer Freude drückte er sie an sich als das Liebste und Treueste, was ihm geblieben war, und beinahe vergaß er darüber unsern ganzen übrigen Verlust.

Aergerlich über seinen poetischen Ueberschwang fuhr ich ihn mit der höchst prosaischen und heidnischen Frage an: „Was werden wir aber essen, was werden wir trinken, wie werden wir überhaupt nach Hause kommen ohne einen Kreuzer Geld? Denn an eine Weiterreise kann begreiflich nicht mehr gedacht werden." — „Was," rief er ganz entrüstet aus, „Du willst umkehren und Dich auslachen lassen? Nein, da kennst Du mich schlecht, wenn Du mich für einen solchen Feigling hältst, der durch ein kleines Mißgeschick sich seine schönsten Plane durchkreuzen läßt. Nein, sage ich Dir, ehe ich das Münster von Straßburg gesehen habe, sieht man mich nicht in der Heimath." — „Aber," fiel ich ihm ein, „sey doch um des Himmels willen vernünftig, willst Du Dich nach Straßburg hinein betteln oder auch stehlen, wie dieser verdammte Beutelschneider, der uns keinen rothen Heller mehr gelassen hat?" — „Ach was," entgegnete Rudolph ganz zuversichtlich, „der Wirth ist ein wackerer Mann, der leiht uns ein paar Harte (Kronenthaler), wir leben recht mäßig, und so reichen diese schon. Haben wir unser Ziel

erreicht, iſt die rothe Blume auf dem Münſter für Clärchen gepflückt, kehren wir nach Haus zurück, zahlen unſere Schulden und erzählen von unſerem Abenteuer, ſo viel uns beliebt."

Mein Vertrauen auf des Wirths Großmuth war nicht groß, doch der Verſuch ſollte ſogleich gemacht werden. Aber, Gott! wie unglücklich fiel dieſer aus!

Als der dicke Herr hörte, was vorgefallen war, daß er um die Zeche des Fremden geprellt, wir ſelbſt zahlungsunfähig ſeyen, ja ſogar noch von ihm geliehen haben wollten, ohne weitere Garantie, als unſere ehrlichen Geſichter, ſo färbte ſich ſein Geſicht ganz dunkelroth vor Zorn, und ohne viel Umſtände ließ er deutlich merken, daß er das Ganze für ein abgekartetes Stückchen halte, und wir und der Fremde in *eine* Kategorie gehörten, die Freilogis auf der Polizei bekommen könnten.

Sie denken ſich, mit welcher Miene Rudolph dieſen ehrenkränkenden Verdacht aufnahm, und nur meiner äußerſten Mühe gelang es, die heftigſten Auftritte dadurch zu verhüten, daß ich ihn mit Gewalt aus dem Zimmer zog.

Wüthend ſtöberten wir nun alle Kreuzer, die noch in dieſer oder jener Taſche ſtaken, zuſammen, um ſie dem Grobian hinzuwerfen. Allein dieſe Fündlinge wollten um ſo weniger reichen, als der Wirth wahrſcheinlich bei unſerer Rechnung Sorge getragen hatte, ſich auch Erſatz für ſeinen Verluſt bei dem dritten Paſſagier, unſerem Diebe, zu verſchaffen, und ſie dadurch möglichſt groß geworden war. Endlich kam uns der glückliche Einfall, unſere Taſchentücher, Meſſer oder was wir ſonſt bei uns trugen — nur natürlich die Flöte nicht! — zu verhandeln. Ein Kellner des Hauſes half uns bereitwillig dazu, und der Werth eines ſilbernen Etuis, das meine Weſtentaſche barg, vermehrte unſern Schatz ſo ſehr, daß uns noch ein paar Gulden übrig blieben. Dieſer kleine Reſt wurde redlich vertheilt, ich

benützte meine Hälfte zur Rückreise; Rudolph aber blieb dabei, nur über Straßburg nach Haus zu kommen.

Nun sehen Sie, meine Verehrtesten, so gelangte ich denn gestern Abend wieder in der Heimath an und vermuthe sehr: Rudolph wird mir heute oder morgen nachfolgen; denn mit ein oder zwei Gulden macht man bekanntlich keine weiten Sprünge in die Welt hinein."

Rudolph aber machte sehr weite Sprünge in die Welt hinein!

Doch davon später.

Frau Born und Clärchen fühlten sich durch diese wahrhaft tragikomische Erzählung allerdings erleichtert und wenigstens über das Leben ihres Lieblings beruhigt. Doch wie es zu gehen pflegt, sieht man die Hauptsache gerettet, fängt man gleich an, sich um Nebendinge zu kränken. Frau Born, die gute Hauswirthin, dachte jetzt an das verlorene Geld, die Kleider, die Wäsche, die schönen neuen Hemden! — Clärchen an den Empfang des Vaters bei Rudolphs Zurückkunft. Sie war es gewiß, daß jener die Unvorsichtigkeit der jungen Leute scharf rügen, dieser aber, ohnehin jetzt verstimmt, nicht Recht geben werde, und nichts war dem guten Mädchen peinvoller als ein Verdruß zwischen Vater und Sohn, die sie mit kindlicher und schwesterlicher Innigkeit liebte.

Herr Born nahm auch wirklich die Geschichte nicht sehr gnädig auf. Ihm wäre, das glaubte er gewiß zu wissen, auch in seinen frühern Tagen so etwas nicht passirt, jetzt freilich, meinte er, wolle das junge Volk hoch hinaus, vornehm thun, gelehrt seyn und mache daneben dümmere Streiche, als ehmals, wo man noch hübsch bescheiden gewesen sey und nicht schon den Studenten gespielt habe, ehe man noch eine Universität von Weitem gesehen. „O wie wohl," so endigten sich seine mißmuthigen Betrachtungen, „stünde Rudolph hinter dem Ladentisch.

Dort wird man demüthig und schmiegsam und erwirbt sich obenein bessere Welt- und Menschenkenntniß, als aus all' dem Bücherkram. Ich stehe dafür, ein junger Kaufmann hätte sich nicht leicht so zum Besten haben lassen; aber die Herrn Studirte sind unpraktische Leute um und um. Rudolph soll nur warten, bis ich ihn wieder fortlasse."

Allein das Warten kam nicht an den Sohn, sondern an den Vater. Der heutige Tag verstrich und der morgende und noch mancher andere — Rudolph erschien nicht wieder!

Frau Born und Clärchen bestürmten schon den ersten Tag den Vater mit Bitten, er solle Rudolph Geld schicken, dazu war aber Herr Born nicht zu bewegen. „Nein," war die Antwort, „der Trotzkopf soll nur in Verlegenheit gerathen, er hat jetzt doppelte Strafe verdient, einmal für seine Leichtgläubigkeit und dann für sein eigensinniges Ausbleiben."

Als aber auch acht Tage um waren, ohne eine Spur von dem jungen Wanderer gebracht zu haben, und Frau und Clärchen dem Vater stärker als je zusetzten, so gestand dieser endlich ein, er habe schon vor mehreren Tagen nach Straßburg geschrieben; aber heute die Antwort erhalten, daß kein junger Mensch dieses Namens dort angekommen oder gar übernachtet habe, was bei der äußerst strengen französischen Polizeiordnung durchaus hätte angegeben werden müssen.

Diese Nachricht lautete freilich nicht sehr tröstlich, doch suchten sich die Familienglieder bald durch diese, bald durch jene Vermuthung zu beruhigen, und mehr ärgerlich als ängstlich sann jedes auf seine Weise, wie es sich an dem Verschollenen bei seiner Rückkunft für seine Unart in Scherz und Ernst rächen wolle.

Aber ach, diese heitere Stimmung verwandelte sich je mehr und mehr in tiefe Trauer und Hoffnungslosigkeit. Es schied

der Sommer, es ſchied der Winter, Jahre giengen hin, und die ſorgſamſten Erkundigungen um Rudolph blieben fruchtlos.

Nun erſt fühlten Alle, wie ſehr ſie Rudolph geliebt hatten. Das Glück des Hauſes war zerſtört. Zu den Klagen um den Vermiſten geſellten ſich wohl zuweilen auch bald leiſe, bald laute Vorwürfe und Selbſtanklagen, und ſo gieng mit dem Glück auch zum Theil der Frieden der Familie dahin!

Hätte eine böſe Krankheit Rudolph hinweggerafft, gewiß, es wäre ein herber Schmerz für ſeine Lieben geweſen, aber der Troſt, den Scheidenden noch zärtlich verpflegt, das letzte Wort von den erblaſſenden Lippen noch vernommen, das brechende Auge noch zugedrückt zu haben und den Geliebten jetzt gewiß bei ſeinem Gott zu wiſſen — dieſer Troſt hätte einen mildernden Balſam auch für das tiefſte Leid gehabt, aber ſolch räthſelhaftes Verſchwinden, ſolche troſtloſe Ungewißheit, was kann es Bitteres geben?

Herrn Borns Haare bleichten ſich vor der Zeit, und ſein ganzes Leben und Wirken kam ihm jetzt ſo öde, ſo gehaltlos vor, daß es ihm oft ſchwer ward, es nur zu ertragen. Für wen bemühte er ſich Tag für Tag, für wen arbeitete und ſammelte er? Rudolph war unwiederbringlich verloren, und Clärchen — das einſt ſo liebe heitere Kind, das fröhliche, harmloſe Mädchen, jetzt zwar zur liebenswürdigen Jungfrau herangewachſen, blieb fortwährend in einer ernſten, faſt düſtern Gemüthsſtimmung, nahm an keiner jugendlichen Freude Theil und wies alle Bewerbungen um ihre Hand ſtandhaft mit der Erklärung zurück, ſie wolle die guten Eltern, die ſo viel verloren hätten, nicht auch verlaſſen, ſondern ſo lange ſie lebten, ſie treu und kindlich verpflegen.

So floßen im Borniſchen Hauſe die Tage, die Jahre ſtille

und trübe vorüber, und Niemand hoffte mehr auf den Sonnenschein des Glücks.

Und lebte denn Rudolph wirklich noch?

Wohl lebte er noch! Doch jetzt gerade im Beginn des sechsten Jahres nach seiner Abreise unter einem fernen und heißen Himmelsstrich, aber unter kalten und fremden Herzen. In lebhaftem Verkehr und doch wie einsam und verwaist mit einer Seele voll Sehnsucht nach seinem Vaterland, nach seinen Lieben.

So weit hatte ihn thörichter Uebermuth und strafbare Unbesonnenheit geführt. Während er stets darauf ausging, sich einen eigenen Weg zu bahnen, gerieth er auf eine Straße, die ihn weit ab von seinem Ziele lenkte und auf der er auf bittere Weise lernen mußte, daß nicht der wahrhaft frei ist, der seinem eigenen thörichten Willen folgt, sondern derjenige, der mit Freudigkeit sich dem stets weisen Willen Gottes unterwirft und sich von diesem im Kindessinn leiten läßt.

Nachdem er sich von Bernhart getrennt sah, beschloß er, beharrlich die Reise nach Straßburg fortzusetzen. Er lief mehrere Stunden muthig weiter, bis ihn der Ausbruch eines heftigen Gewitters zwang, in einem einzelstehenden Wirthshause ein Obdach zu suchen.

Bei Rudolphs Eintritt in das Wirthszimmer traf er eine bunte Gesellschaft und hörte deutsch, französisch, englisch und italienisch unter einander parliren. Er setzte sich still und unbemerkt in die entfernteste Ecke des Zimmers, wo er sich bescheiden — er wußte recht gut, warum? — nur ein Glas Bier reichen ließ. Nach und nach verlief sich die lärmende Gesellschaft, und nur wenige Gäste blieben zurück. Rudolph zog zur Unterhaltung seine Flöte hervor und blies ein schönes Lied. Sogleich stürzte ein gut gekleideter, äußerst behaglich aussehen-

der, junger Mann mit der Frage auf ihn zu: „Sind Sie ein wandernder Muſikus?“ — „Nein,“ lachte Rudolph. „Muſik iſt nur mein Privatvergnügen.“ Hiemit war das Geſpräch eröffnet, und nach wenigen Minuten hatte Rudolph, abermals unbeſonnen genug, dem jungen Mann ſeine ganze Leidensgeſchichte vertraut. Dieſer wollte ſich bei Rudolphs treuherziger Erzählung faſt zu todt lachen, fand den Spaß allerliebſt, im höchſten Grad poſſierlich und endigte mit den Worten: „Wiſſen Sie was, Ihr Reiſeplan iſt jetzt doch ſchon halb zerſtört, fahren Sie mit mir. Ich heiße Erno und reiſe für ein Amſterdamer Haus, jetzt bin ich eben auf der Rückreiſe, aber in etwa vierzehn Tagen komme ich ſchon wieder in dieſe Gegend. Sie dürfen mir keinen Kreuzer zahlen, nur je und je ein ſchönes Stückchen vorblaſen; denn Muſik iſt meine Wonne! In ein paar Wochen haben Sie dann auf die wohlfeilſte und bequemſte Weiſe das Meer geſehen, eine Menge großer Städte und Gott weiß, was ſonſt Alles. Im Rückweg ſoll es mir nicht darauf ankommen, mit Ihnen über Straßburg zu gehen, dann können Sie, wenn's beliebt, Ihrer Couſine eine ganze Handvoll Blumen auf dem Münſter pflücken. Ich reiſe in meinem eigenen Gefährt, Sie haben nicht für's Geringſte zu ſorgen, und die wenigen Tage, die wir in Amſterdam verweilen, will ich Sie ſchon gut unterbringen. Nun, wollen Sie?“

Rudolph war erſtaunt über Herrn Erno's gütigen Vorſchlag, der ihm außerordentlich einleuchtete. Doch, gewarnt durch den fatalen Vorgang, griff er nicht ſogleich zu und bat, die Sache ſich erſt überlegen zu dürfen. Herr Erno lachte und ſagte, er wolle indeſſen nach den Pferden ſchauen. Rudolph ſtellte nun eine, wie er meinte, unpartheiiſche Vergleichung zwiſchen ſeinem Dieb und Herrn Erno an, und natürlich fiel dieſe ſehr zum Vortheil des Letztern aus. Dieſer ſchurkiſche Italiener, ſo lauteten

ungefähr Rudolphs unausgeſprochene Worte, täuſchte zwar durch ſeine angenehmen Geſichtszüge, aber genau betrachtet lag doch etwas Schlaues und Verſchmitztes darin, wie ganz anders Herr Erno, wie ſpricht aus deſſen ganzem Weſen nur Ehrlichkeit und reines Wohlwollen, und was könnte denn auch ſonſt, als nur dieſes, ihn bewegen, mich mitnehmen zu wollen. Und dann, der ſicherſte Beweis ſeiner ehrenwerthen Geſinnung iſt ohne allen Zweifel ſeine Freude an der Muſik, ſind es doch nur edle Menſchen, die ein Gefühl für dieſe herrliche Kunſt haben. Die Ferien, überlegte Rudolph weiter, dauern mindeſtens noch vier Wochen, folglich kann ich bis zu ihrem Schluß bequem wieder zu Hauſe ſeyn, bereichert mit den Erfahrungen der ſchönen Reiſe. In die Heimath ſchreib' ich's nicht, Nachricht haben ſie jetzt hinlänglich durch Freund Bernhart, und wie groß wird dann die Freude ſeyn, wenn ich Eltern und Clärchen nach einigen Wochen mit meinem Reiſebericht überraſche. Um alle Vorſicht zu gebrauchen, fiel es Rudolph ein, auch noch den Wirth über den Charakter und die Verhältniſſe Herrn Erno's zu befragen, da dieſer ihn gut zu kennen ſchien. „O, junger Herr, war die Antwort, „ſchätzen Sie ſich glücklich, wenn Herr Erno Sie mitnehmen will, das iſt ein Ehrenmann! Er wohnt ſchon ſeit ſechs Jahren auf jeder Durchreiſe bei mir, ich kenne ihn ſo genau, wie meinen Bruder, o, ein Mann, wie Gold, und reich wie Krösus! Ja, wenn ich lauter ſolche Gäſte hätte, da wäre ich geborgen. Kurz und gut, beſinnen Sie ſich keinen Augenblick, mit Herrn Erno ſind Sie in Abrahams Schooß!"

Was brauchte es mehr! Rudolph war entſchloſſen, der Wagen ſtand angeſpannt. Nur zwei Bedenken ſtellten ſich ihm noch entgegen. Der Mangel an Wäſche und an einem Paß, der ſeinige wies nach Straßburg. „Pah, rief der eben eintretende Erno, „das ſind Kleinigkeiten, wir ſind in gleicher Größe,

mit Kleidern und Weißzeug helfe ich Ihnen die paar Wochen aus, und einen Paß brauchen Sie gar nicht. Verlaſſen Sie ſich auf mich, ich bin allerwärts bekannt, und ein gutes Trinkgeld hilft überall durch, zerreißen Sie getroſt Ihren Straßburger Paß, er könnte Sie nur in Verlegenheit bringen. Bei mir curſiren Sie als Hilarius Frohmuth, wie Sie im Nachtzettel in P. ſtehen, nach vier Wochen mögen Sie meinethalben wieder Rudolph Amberg heißen.“ Rudolph riß ſorglos ſeinen Paß entzwei, und Herr Erno ließ ſogleich eine Flaſche Champagner bringen, die auf den neuen Vertrag lachend geleert wird. Ein heiterer Anfang! Und nun gieng's in ſauſendem Galopp Amſterdam zu!

Rudolph war's wie einem Träumenden, als er in dem ſchönen bequemen Wagen neben einem Manne ſaß, den er vor drei Stunden zum erſtenmal geſehen hatte. Manchmal wollte ihm doch ein Gefühl, das wie Angſt ausſah, ergreifen; aber Herr Erno ließ das nicht aufkommen. In beſtändiger Heiterkeit und guter Laune gelang es ihm bald, ſeinen jungen Gefährten in eine ähnliche Stimmung zu verſetzen, und nie hat man vergnügtere Reiſende geſehen. Verſtand Herr Erno auch nicht ſo intereſſant, wie der Italiener, zu erzählen, ſo wußte er doch manchen Reiſeſcherz preiszugeben. Rudolph ſah ſich auf einmal in einer ganz andern Welt, über die er ſich nur wundern mußte und die freilich gar ſehr gegen das beſchränkt bürgerliche Leben in ſeines Pflegevaters Haus abſtach. Kamen ſie in einen Gaſthof, ſo ging es herrlich und in Freuden her. Herr Erno wurde überall als gern geſehener Gaſt auf's Freundlichſte empfangen, und die edelſten Weine, die ausgeſuchteſten Speiſen mußten im Ueberfluß aufgetragen werden. Ueberall blos beſorgt für Rudolphs Wohlbehagen nahm Herr Erno nur geringe Gegendienſte von dieſem in Anſpruch. Selbſt zum Muſiciren kam es faſt

nie; denn die Reise ging im Flug, und hielt man sich auch zuweilen einige Stunden länger auf, so schützte Herr Erno Geschäfte vor und ließ den Gefährten meist allein. Es wollte aber Rudolph fast bedenken, Herr Erno habe die meisten Geschäfte an solchen Orten, wo sich eine Spielbank befand, wie er dann auch gewöhnlich fast die ganze Nacht nicht und oft in auffallender Zerstreutheit von seinen Ausgängen zurückkam. Bald mußte sich Rudolph überhaupt eingestehen, wenn dieß auch ein behagliches Leben sey, so möchte er es doch nicht lange fortführen, da, während der Körper im Uebermaaß schwelge, der Geist eigentlich elend verderben müsse. Er tröstete sich jedoch mit der Aussicht, nach wenigen Wochen schon wieder auf heimathlichem festen Boden zu stehen und von dort aus nicht ohne Vergnügen auf dieses Zwischenspiel seines Lebens zurücksehen zu können.

Endlich war die große Seestadt erreicht. Obgleich Rudolph schon auf der Reise so viele neue Eindrücke empfangen hatte, so wirkte doch hier die Großartigkeit des prächtigen Handelsplatzes mit seinem unendlichen Getreibe mächtig und fast beängstigend auf ihn ein. So fremd und allein unter den in rastloser Geschäftigkeit sich hin und her treibenden Massen kam er sich wie von Gott und allen Menschen verlassen vor und die alten schwerfälligen Steinpaläste schienen ihm Kerkermauern zu seyn. Ein unendliches Gefühl von Heimweh beschlich seine Seele, und zum erstenmal stieg der Gedanke hell und lebhaft in ihm auf, daß er doch wohl eine Unbesonnenheit begangen, indem er sich einem fremden Menschen anvertraut und sich in vollkommene Abhängigkeit von demselben begeben habe. Was halfen aber jetzt diese Betrachtungen? Herr Erno ließ ihm auch wenig Zeit dazu; denn bald mußte Rudolph mit ihm ein Theater besuchen, bald eine Kunstgallerie sehen. Zuweilen

trug er ihm auch eine kleine schriftliche Ausarbeitung auf, da sich Rudolph zu jeder Hilfe angeboten hatte. Unangenehm fiel es Letzterem auf, daß Herr Erno, mit welchem er in Einem Zimmer schlief, auch in Amsterdam, wie auf der Reise, nie vor Mitternacht, oft auch gar nicht heimkam. Ebenso wenig gefielen ihm die Leute, die bei ihm aus- und eingingen und die immer so vertraut und geheimnißvoll mit ihm sprachen. Ihr gemeines und verdächtiges Aussehen schien ihnen keine Berechtigung dazu zu geben, und doch sah man Herrn Erno nie ärgerlich darüber.

Schon waren zwei Wochen vorüber und von einer Abreise noch keine Rede. Herr Erno, dessen Benehmen gegen Rudolph immer gleich freundlich und gefällig blieb, schien nicht mehr so heiter wie auf der Reise. Eine unruhige, leidenschaftliche Hast ließ vermuthen, daß ihn irgend eine Sorge oder ein Unrecht umtreibe. Für die Verzögerung der Abreise wußte er allerlei wahrscheinliche Gründe anzugeben, tröstete aber Rudolph mit dem Versprechen, daß diese in nächster Woche unfehlbar erfolgen werde.

Eines Abends, als Beide von einem Spaziergang zurückkehrten, lief ihnen einer von jenen Bekannten Herrn Erno's, die Rudolph immer so widerlich waren, in den Weg, und indem Jener Herrn Erno auf die Seite rief und hastig und geheim mit ihm sprach, sah man Herrn Erno erblassen und heftig erschrecken. Zu Rudolph zurückkehrend, übergab er diesem schnell ein kleines, versiegeltes Packetchen, welches ihm sein Freund so eben eingehändigt hatte, mit der Weisung, solches nach Hause zu bringen und wohl darauf Acht zu haben, da es Papiere von hohem Werth enthalte, in einer halben Stunde werde er selbst nachkommen. Arglos steckte Rudolph das Päckchen in die Tasche und eilte ihrer Wohnung zu, Herrn Erno erwartend.

Eine, zwei Stunden verſtrichen, Herr Erno kam nicht. An Unregelmäßigkeiten in dieſer Beziehung gewöhnt, legte ſich Rudolph endlich, ohne Arges zu denken, zu Bette.

Nach Mitternacht pochte es gewaltſam an ſeine Thüre, und mehrere Perſonen von der Polizei traten in das Zimmer. In größter Beſtürzung ſprang Rudolph aus dem Bett, und als er auf die Frage: „Heißen Sie Hilarius Frohmuth?“ ein zögerndes „Ja“ antwortete, wurde ihm ein Verhaftsbefehl vorgezeigt, und mittlerweile nahmen die Polizeiſoldaten die Verſieglung von Herrn Erno's ſämmtlichem Beſitzthume vor.

Rudolph hatte der plötzliche Schrecken ganz betäubt. Stillſchweigend ließ er ſich alles gefallen, Verſicherungen ſeiner Unſchuld würden auch nichts geholfen haben, und da er ſich nicht den geringſten Grund zu dieſem polizeilichen Einſchreiten denken konnte, ſo wanderte er in der gewiſſen Hoffnung, alles werde auf einem ſich bald aufklärenden Mißverſtändniß beruhen, willig ſeinem neuen Quartier — dem Gefängniß — zu.

Aber mit der Thüre des Gefängniſſes that ſich eine lange und bittere Leidensſchule für den armen Jüngling auf, in der er Zeit fand, ſeine Unvorſichtigkeiten zu bereuen!

Wir können den Einzelnheiten der traurigen Unterſuchung nicht folgen und theilen nur einige Aufſchlüſſe mit. Herr Erno, in deſſen Unglück Rudolph ſich jetzt verwickelt ſah, war der Sohn rechtſchaffener Eltern und beſaß ſelbſt ein weiches, bildſames Gemüth. Allein jeder Menſch, der nicht feſt auf den Herrn und ſein Wort gegründet iſt, bleibt ein ſchwankendes Rohr und neigt ſich ſeiner Natur nach zur Sünde. So auch Erno, das weiche Gemüth diente nur dazu, daß er der Verführung böſer Geſellſchaft deſto leichter erlag, und bald, die guten Gewohnheiten ſeiner Jugend verlaſſend, eilte er von Genuß zu Genuß, nur noch darin ſeine Befriedigung und ſein Glück

findend. Endlich fing er auch an zu ſpielen; anfänglich zur Unterhaltung, bald aber mit Leidenſchaft; zuerſt glücklich, dann unglücklich. Einmal auf dieſe Bahn eingelenkt, ging es raſch abwärts. Kleine Untreuen, die er ſich am Eigenthum ſeiner Herrn erlaubte, konnten zu einer Entdeckung führen, wenn nicht ſchnell Geld herbeigeſchafft wurde; dieß zwang ihn, ſich mit ſchlechten Leuten einzulaſſen, und ſo gerieth er zuletzt unter eine Geſellſchaft, deren Geſchäft darin beſtand, falſche Banknoten zu verfertigen. Anfangs nur entfernten Antheil an dieſem verbrecheriſchen Gewerbe nehmend, wurde der von der Sünde Gefeſſelte allmälig tiefer in's Verderben gezogen. Kurz vor ſeinem Zuſammentreffen mit Rudolph hatte er ſich feſt mit den Betrügern verbunden und auch bereits glückliche Geſchäfte in dieſer ſchlechten Sache gemacht. Aus welchem Grund er nun Rudolph mit ſich nahm, bleibt unentſchieden. Möglich, daß er ein augenblickliches Wohlgefallen an demſelben fand und ſich ein Vergnügen von der Unterhaltung Rudolphs verſprach, vielleicht aber auch, daß er ſich eine Hülfe bei ſeinen geheimen Umrieben an dem lebhaften und noch ſo unerfahrenen jungen Menſchen zu erziehen hoffte. Dieſe Vermuthung erhält einige Wahrſcheinlichkeit durch den Rudolph gegebenen Rath, ſeinen Paß zu zerreißen und den falſchen Namen beizubehalten. Beides Handlungen, die bei der Unterſuchung Rudolphs den Verdacht der Mitſchuld nur vergrößern konnten.

In Amſterdam angekommen, lebte Herr Erno in gewohntem Leichtſinn fort und verſpielte hier in den erſten Tagen ſorglos ungeheure Summen. Allein gerade dadurch wurde das wachſame Auge der Polizei auf ihn gelenkt und nach dem Zuſammentreffen einiger anderer Umſtände die ganze Betrügerei entdeckt. Erno erhielt auf dem Spaziergang mit Rudolph von einem ſeiner Mitſchuldigen Winke, daß man ihnen auf der Spur

ſey. Flucht war ſein erſter Gedanke, doch wollte er ſich erſt mit ſeinen Genoſſen berathen; allein auf dem Weg dahin ergriff ihn plötzlich der Arm der Gerechtigkeit!

Eine Rettung war jetzt nicht mehr möglich, und als er des andern Tags vernahm, auch Rudolph ſitze gefangen und alle ſeine Effekten, darunter wahrſcheinlich auch jenes ebenfalls falſche Banknoten enthaltende Päckchen, befänden ſich als unläugbare Beweiſe ſeiner Schuld in den Händen der Obrigkeit, ſo ergriff ihn wahnſinnige Verzweiflung, und in dieſem troſtloſen Zuſtande machte er ſeinem ſonſt ſo heitern Leben ein ſchnelles Ende, indem er ſich mittelſt ſeines eigenen Halstuches erhängte!

Der arme Rudolph aber wurde das unglückliche Opfer dieſes Verbrechens. Denn wer oder was ſollte jetzt ſeine Unſchuld beweiſen? Man nahm ihn ohne Weiteres als den Vertrauten und Mitſchuldigen Erno's an, und Nichts konnte er als Zeugniß ſeiner Redlichkeit vorlegen. Kein Paß, kein Heimathſchein, nichts dergleichen war bei ihm zu finden, hingegen ſtak das Päckchen falſcher Banknoten noch in ſeiner Taſche. Die Erzählung, auf welche Art er Herrn Erno's Bekanntſchaft gemacht hatte, klang ſo unwahrſcheinlich, daß ihr Niemand Glauben ſchenkte, auch durfte er ſich leider nicht auf ſeine Heimath berufen, da er einen falſchen Namen trug, und wollte er jetzt auch ſeinen wahren angeben, ſo mußte dieß nur neuen Verdacht erregen, und überdieß hätte er um keinen Preis den Seinigen auf dieſe Art die erſte Kunde von ſich geben mögen!

So mußte er ſich denn eine lange und traurige Gefangenſchaft gefallen laſſen. Und als er endlich ſeine Freiheit erhielt, die er vielleicht nur ſeiner Jugend zu danken hatte, was ſollte er jetzt beginnen? —

Hier ſtand er in der großen Stadt ohne Geld, ohne Empfehlung, ein entlaſſener Sträfling, er, der vor wenigen Monaten

mit so frohem Muth, mit so hochfliegenden Hoffnungen in die Welt hinausgezogen war!

Noch aber hatte sich sein stolzer Sinn nicht gebeugt. Das Einfachste wäre jetzt gewesen, den Seinigen ein redliches Bekenntniß seiner Schicksale abzulegen und um Geld zur Heimreise zu bitten. Allein der Gedanke, nach dieser langen Zeit so gedemüthigt und als Bettler sich dem elterlichen Hause zu nahen, war ihm unerträglich. Nein! hieß es in ihm, entweder sie sehen mich nie wieder oder in besserem Zustande!

Nach den härtesten Entbehrungen gelang es ihm endlich, eine sehr untergeordnete Stelle in einem großen Handlungsgeschäft zu finden. Und somit war er nun doch auf der kaufmännischen Laufbahn, freilich nicht hinter dem Ladentisch, aber wahrlich in keiner glänzenderen Lage. Von frühem Morgen bis an den späten Abend in einem düstern Comtoir unter einem höchst grämlichen pedantischen Geschäftsführer die langweiligsten, geisttödtendsten Arbeiten verrichten, deren Sinn und Bedeutung ihm größtentheils ein Geheimniß blieb, dabei mit der wohlfeilsten Kost und der schlechtesten Wohnung sich begnügen müssen, das war in der That keine Kleinigkeit. Ach, mit Thränen der schmerzlichsten Sehnsucht träumte er sich oft in das trauliche Wohnzimmer der Heimath, wo Vater und Mutter und Clärchen vielleicht des Verlassenen gedachten, vielleicht ihn schon als todt beweinten! Zehnmal nahm er dann die Feder in die Hand, seinen Lieben zu schreiben — aber zehnmal legte er sie wieder nieder, bei seinem ersten Vorsatz verharrend.

Die einzige Vertraute seiner Leiden blieb seine Flöte, die er unter allen Bedrängnissen sich zu retten gewußt hatte und die ihm oft Trost in bangen Stunden gewährte.

Fünf trübe Jahre waren jetzt schon vorüber, Lehrjahre für Rudolph nicht blos auf dem Comtoir. Eine ganz andere un-

endlich höhere Lehre hatte er durchgemacht und Gottlob nicht umsonst! Diese fünf Jahre des Leids und der Trübsal lehrten ihn auf Gottes Wort merken, lehrten ihn sich beugen vor Gott und den Menschen im Bewußtseyn der eigenen Sünde; jetzt erkannte er die große Wahrheit, daß wir, was wir sind, aus Gottes Gnade sind, und nicht von und durch uns selber.

Gnade war es auch, daß ihn Gott davor bewahrte, in dem Elend, besonders der ersten Jahre, nicht zu versinken, sondern sich geistige Kraft zu erhalten. Als er die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, lernte er in dem großartigen Betriebe seines Hauses allmälig den Kaufmannsstand, auf den er einst in seinem gelehrten Dünkel mit so großer Verachtung herabsah, in einem ganz andern Lichte erkennen und wandte sich ihm mit Liebe zu, indem er in demselben nicht blos ein großes Verkehrsmittel materieller Kräfte, sondern vielmehr auch den sichersten Träger geistiger Ideen, um diese in Umlauf zu setzen und zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen, erblickte. Um aber solche Anschauungen und solche Zwecke gewinnen und erreichen zu können, gehört ein tieferes Eindringen in die Wissenschaften dieses Standes. Das fühlte Rudolph, und dieß führte ihn zunächst zu einem tüchtigen Sprachstudium, wozu er denn auch seine wenige freie Zeit mit großem Fleiß und Eifer verwandte. Da sein Haus in vielfachem Verkehr mit dem Süden von Europa stand, so war es italienisch, spanisch und portugiesisch, was zu erlernen er sich als erste Aufgabe stellte. Als einem guten Lateiner fielen ihm seine Uebungen nicht so schwer, desto dürftiger waren die Lehrmittel, aber der feste Wille ersetzte Alles, und schon hatte er es durch seinen Fleiß so weit gebracht, daß ihm ein Theil der portugiesischen Correspondenz anvertraut wurde.

Während es nun Rudolph nicht ahnete, bei seinen Be-

ſtrebungen von einem Menſchen bemerkt zu werden, ruhte doch ſchon lange ein Auge mit Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen auf dem ſtillen, fleißigen Jüngling.

Es war dieß das Auge des Chefs der Handlung. Herr van der Mahnen, ein Mann von faſt finſterem Ausſehen, der ſelten ſprach, aber deſto ſchärfer beobachtete und bedachte, ließ eines Tages Rudolph in ſein Zimmer rufen, um ihm zu eröffnen, daß er ihn zu einem Geſchäft auserſehen habe, das in Braſilien, mit welchem Land das Haus in bedeutendem Geſchäftsverkehr ſtand, perſönlich zu beſorgen ſey, und das ihm, wenn er es glücklich ausführe, den Weg zu ſeinem künftigen Fortkommen bahnen könne.

Rudolph war im höchſten Grad überraſcht bei dieſem Antrage. Erlöſung, auf einmal Erlöſung aus dieſen Kerkermauern, aus dieſer bedrückenden Lage, in ein herrliches Land, mit günſtigen Ausſichten für die Zukunft! Die lebhafteſte Freude ſtrahlte aus ſeinen Blicken, als er Herrn van der Mahnen für ein Vertrauen dankte, das er gewiß zu verdienen trachten werde.

„Sie ſind noch jung," ſprach dieſer, „aber ſtrebſam und fleißig, Ihre Aufmerkſamkeit und Treue wird den Mangel an Erfahrung erſetzen. Sie beſitzen weder Vermögen noch Heimath — ſo glaubte Herr van der Mahnen und ein tiefer Seufzer ſtahl ſich aus Rudolphs Bruſt — deſto leichter wird es Ihnen, den europäiſchen Boden zu verlaſſen, wenn Ihre Miſſion Sie auch länger in Amerika feſſeln ſollte, als es wünſchenswerth iſt. Heute noch erhalten Sie genaue Inſtruktionen, morgen — und damit drückte er dem Erſtaunten eine ſchwere Geldrolle in die Hand — kaufen Sie Ihre Reiſebedürfniſſe, und übermorgen gehen Sie in See."

Rudolph ließ der glückliche Gedanke, ſo unerwartet aus ſeiner Gefangenſchaft befreit zu werden, die ganze Nacht nicht

ſchlafen. Er dankte Gott mit großer Herzensbewegung und dem ernſtlichen Vorſatze, ſich deſſen väterlicher Leitung ganz zu übergeben und nicht mehr ſeiner eigenen Klugheit zu vertrauen. Und dießmal hielt er Wort.

Leicht war der ihm gegebene Auftrag aber nicht. Es wurden Handelsfreiheiten gewünſcht, die nur durch beſondere Zugeſtändniſſe des Kaiſers erlangt werden konnten, und der holländiſche Name hatte von Alters her nicht eben den beſten Klang bei der braſilianiſchen Regierung.

Im Vertrauen auf Gott beſtieg Rudolph muthvoll das Schiff. Wind und Wetter waren ausgezeichnet günſtig, und in zwei Monaten hatte er das Ziel der Reiſe erreicht.

Ach, mit welchem Entzücken betrat Rudolph das paradieſiſche Land! Als er vor den ſchönen Granitfelſen, die den Eingang in den Golf von Rio Janeiro bilden, ankam, als ſich vor ſeinen trunkenen Blicken dieſe bergigen Geſtade mit ihrer üppigen Pflanzenwelt entfalteten, wo jede Felſenſpalte mit dem ſaftigſten Grün und ſelbſt der Uferſand mit den Blüthen des blauen Immergrüns und der rothen Trichterwinde herrlich geſchmückt iſt, als ihm der balſamiſche Duft der tropiſchen Wälder entgegen wehte, — da fühlte er, daß er der Gegend nahe, die, bevorzugt unter den Ländern des Erdballs, mit vollem Recht ein Paradies genannt werden kann!

Dieſes bunte Farbenſpiel an Thieren und Pflanzen, dieſe unausſprechliche Heiterkeit der Luft, dieſe überſtrömenden Wohlgerüche, dieſe hohen ſchlanken Palmen, dieſe prachtvollen Orangen-, Bananen- und Cactuspflanzungen, die ſich, je näher man der Stadt kam, deſto ſtärker vermehrten, und endlich der Anblick der braſilianiſchen Hauptſtadt ſelber, die ſich längs des Meeres majeſtätiſch vor ihm ausbreitete, — dieß Alles verwirrte Rudolphs Sinne, und überwältigt von ſo mächtigen Ein-

drücken mußte er ſich oft fragen: „Iſt denn dieß auch noch die Erde, der Wohnplatz der ſündigen Menſchheit?“

Leider folgten dieſen erſten wonnigen Eindrücken bald andere minder beſeligende nach. Seltſam contraſtirten die Menſchen in Rio Janeiro mit dieſer herrlichen Natur, und mancher grelle Schmerzensſchrei drang widerlich in das Ohr des Entzückten und vernichtete die Illuſion des irdiſchen Paradieſes.

Für ihn noch ſchlimmer war der Umſtand, daß er mit ſeinen Geſchäften auf ſehr große, dem Anſchein nach unüberwindliche Schwierigkeiten ſtieß.

Kaiſer Pedro I., verſtimmt durch Unruhen, die ſich auf verſchiedenen Punkten unter ſeinen eigenen Unterthanen kund gegeben, ſchloß ſich mit ſichtbarem Mißtrauen gegen die Außenwelt ab. Auch wurden längſt in Vergeſſenheit gerathene Verordnungen, wornach keine Beſchreibung noch Zeichnung des Landes entworfen werden durfte u. ſ. w., mit neuer Strenge hervorgerufen. Es lag auf der Hand, daß dieß der ungünſtigſte Zeitpunkt war, um Freiheiten im Handel zu erlangen, die eine größere Verbindung mit Europa zur nächſten Folge haben mußten.

Da überdieß Filisberto, der unbeſtrittene Günſtling des Kaiſers, der alle bedeutenderen Verträge Braſiliens mit dem Ausland leitete und auch hier die entſcheidende Stimme gehabt hätte, eben in einem wichtigen Auftrage des Kaiſers nach Deutſchland verreist war, der zweite Miniſter Franzisko Gomez aber einen Ausſchlag zu geben nicht wagte, ſo ſchien die Sache wahrhaft hoffnungslos.

Die Zurückkunft Filisberto's, die mehrere Monate lang ſich hinausziehen konnte, abzuwarten, war darum mißlich, weil ſchon früher ähnliche Schritte auch von einem engliſchen Hauſe gethan worden waren, und man bei ſo großer Verzögerung fürchten

mußte, ſich von dorther überliſtet, wenigſtens den Rang abgelaufen zu ſehen.

Rudolph befand ſich in peinlicher Verlegenheit. Könnte man, meinten die Geſchäftsfreunde in Rio, eine Audienz beim Kaiſer erlangen, ſo ließe ſich davon am meiſten erwarten; allein unter den gegenwärtigen Umſtänden wäre dieß für einen Fremden ohne Rang und Anſehen eine reine Unmöglichkeit, und Niemand würde die Hand bieten, auch nur einen Verſuch dazu zu wagen.

Was ſollte Rudolph nun thun? Er meldete Herrn van der Mahnen, wie ſchlecht die Aktien ſtünden, und beſchloß jedenfalls eine Antwort abzuwarten, ehe er ganz unverrichteter Dinge die Rückreiſe anträte.

Um ſeinen trüben Gedanken eine andere Richtung zu geben, ſchweifte er Tage lang mit ſeiner Flöte in der Hand in den zauberiſchen Umgebungen der Hauptſtadt umher und ſchwelgte in dieſer tropiſchen Natur. Oft auch machte er kleine Verſuche, dieſe unvergleichlichen Scenerien in leichten Conturen auf's Papier zu werfen, um ſie auf dieſe Art ſeiner Erinnerung zu erhalten.

Einmal hatte er ſich ein beſonders reizendes und heimliches Plätzchen im Dickicht eines reichen Laubholzes erleſen. In dieſer lautloſen Stille ergriff er die Flöte, um durch die ſüßen Töne eines Heimathliedes ſeinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Erſt als er geendigt, bemerkte er, daß er einen Zuhörer gehabt hatte. Ein ſchöner, feingekleideter Mann trat hinter einem Gebüſch hervor und redete ihn höflich in franzöſiſcher Sprache an. Das bedeutungsvolle Geſicht und das feine Benehmen ließen auf einen Mann von Bildung ſchließen. Er unterhielt ſich mit Rudolph über Muſik, die er zu lieben und zu kennen ſchien, über Holland, da er hörte, daß Rudolph daher komme,

über Deutschland, insbesondere über Oestreich, — er war überall zu Hause. „Ich bin," sagte er, „so wenig als Sie ein Brasilianer, von Geburt bin ich ein Portugiese, aber freilich schon seit meinem zehnten Jahre auf amerikanischem Boden. Und welche Zwecke, wenn man fragen darf, verfolgen Sie hier?" Rudolph setzte diese Frage in einige Verlegenheit; doch verhehlte er nicht, daß er in Handelsangelegenheiten hier sey, aber keine Aussicht habe, sein Anliegen vor den Kaiser zu bringen. „Lassen Sie sich dem Kaiser in einer Audienz vorstellen!" — „O das sey ganz unmöglich, höre ich, der Kaiser spreche Niemand, am wenigsten einen Fremden." — „Wagen Sie es immerhin, melden Sie sich morgen um drei Uhr bei dem Grafen Franzisko Gomez, vielleicht gelingt es Ihnen, vorgelassen zu werden." Rudolph dankte für den guten Rath, den er nicht unbeachtet lassen wolle.

In diesem Augenblicke fielen die Blicke des Mannes auf einige Zeichnungen, die neben Rudolph am Boden lagen. „Was machen Sie da?" frug er rasch, „wissen Sie nicht, daß es in Brasilien bei schwerer Strafe verboten ist, Gegenden aufzunehmen?" — „Ja," entgegnete Rudolph lachend, „man hat mir davon gesagt, allein Abbildungen so harmloser Art werden darunter nicht verstanden seyn; überdieß soll der Kaiser selbst so großen Sinn für Kunst haben, daß er in diesem Falle gewiß nicht allzu streng mit einem armen Reisenden verfahren würde." „Wer weiß!" erwiederte der Andere. „Der Kaiser, das versichere ich Sie, läßt mit sich und seinen Gesetzen nicht spassen!" und als der Mann diese Worte sprach, überschattete sein schönes Gesicht plötzlich ein furchtbarer Ernst, wie eine dunkle Wetterwolke, die am blauen Himmel aufsteigt.

Rudolph erschrack, aber es dauerte nur eine Minute, so kehrte die vorige Freundlichkeit auf die feinen Züge des Mannes zurück.

Artig bat er Rudolph, ihn noch etwas auf ſeiner Flöte hören zu laſſen, drückte dann ſeinen lebhaften Beifall aus und ſchied dankend von ihm.

Dieſe ſeltſame Begegnung beſchäftigte Rudolphs Gedanken den ganzen Abend, aber er beſchloß, mit Niemand davon zu ſprechen, dagegen morgen einfach den gegebenen Rath zu befolgen.

Mit banger Erwartung ſah er am andern Tage der dritten Stunde des Mittags entgegen, denn es konnte eine entſcheidende ſeyn.

Sie kam, — und er ſtand vor dem Palaſte des Miniſters. Dort eingetreten, wurde er ſogleich, nachdem er ſeinen Namen genannt, in die inneren Gemächer ſeiner Excellenz geführt, aus denen ihm dieſelbe mit edlem Anſtand entgegentrat und den Ueberraſchten alſo anredete: „Mein Herr, Sie wünſchen, den Kaiſer zu ſprechen: Seine Majeſtät hat die Gnade, Sie zu empfangen, folgen Sie mir!“ Rudolph erſchrack auf's Aeußerſte: auf eine ſo plötzliche Gewährung ſeiner Bitte war er nicht vorbereitet, ja, er hatte ſogar noch nicht einmal gebeten; woher konnte denn der Miniſter wiſſen, daß er den Kaiſer ſprechen wolle? Mit Herzklopfen folgte er ſeinem vornehmen Führer durch eine Reihe prachtvoller Säle. Endlich gelangten ſie zu einem kleinen, nicht minder koſtbaren Zimmer. Hier gebot der Graf Rudolph zu warten, er ſelbſt aber zog ſich zurück.

Nach etwa fünf Minuten, die Rudolph in ängſtlicher Spannung zubrachte, öffneten ſich die Flügelthüren von der andern Seite des Zimmers, und herein trat der Mann, der geſtern Abend auf demſelben Baumſtamme mit Rudolph geſeſſen war, dem er auf der Flöte vorgeblaſen, mit dem er ſich ſo unbedenklich unterhalten hatte. — Es war der Kaiſer Pedro I.!

Rudolph glaubte vor Verlegenheit in den Boden ſinken zu müſſen; allein der Kaiſer ſprach lachend: „Nun, wir ſind ja

alte Bekannte, und heute, denke ich, vertrauen Sie mir den Zweck Ihrer Sendung eher an, mit dem Sie gestern so geheimnißvoll thaten." Rudolph bemühte sich, seine Fassung wieder zu gewinnen, und es gelang ihm, in einer wohlgesetzten Rede sein Anliegen vorzutragen.

Don Pedro hörte ihn aufmerksam und sehr ernst an, dann sprach er: „Die Sache läßt sich so plötzlich nicht abmachen, aber ich werde sie meinem Nachdenken unterstellen und dafür thun, was möglich ist." Hierauf richtete er noch verschiedene Fragen an Rudolph und schien mit dessen bescheidenen, aber bestimmten Antworten zufrieden zu seyn. Dann entließ er ihn gnädig, rief ihn aber noch einmal zurück, indem er sagte: „Ich werde noch einiger näheren Aufschlüsse über die Verhältnisse bedürfen, ich werde Sie wieder rufen lassen, und apropos! setzte er lachend hinzu, Sie sind auch noch in der Strafe für Ihre gesetzwidrigen Zeichnungen, doch das wollen wir ein andermal abmachen!"

Rudolph wußte nicht, wie ihm geschah, so auf einmal und in so ungewöhnlicher Weise der Erfüllung seiner Wünsche, die bisher unerreichbar geschienen, so nahe gerückt zu seyn.

Nach einigen Tagen wurde er richtig wieder zum Kaiser berufen, der mit großer Gründlichkeit die fragliche Angelegenheit behandelte. Er unterhielt sich lange mit Rudolph und zog über Alles genaue Erkundigungen ein. Nach den Geschäften sprach er auch noch über deutsche Musik mit ihm — Don Pedro war bekanntlich ein leidenschaftlicher Musikfreund — und zuletzt sagte er: „Ich habe der Kaiserin von Ihrem schönen Flötenspiel gesagt, und sie ist begierig, Sie zu hören. Morgen Abend um acht Uhr kommen Sie in Graf Gomez Palast und bringen Ihre Flöte mit!"

So hatte nun Rudolph vom Kaiser von Brasilien selbst eine Einladung erhalten. Seine Geschäftsfreunde in Rio staun-

ten, und er ſelbſt meinte oft zu träumen, wenn er ſich die Contraſte ſeines Lebens vergegenwärtigte.

Die Geſellſchaft bei Graf Gomez war klein, aber ausgewählt: ſie beſtand außer dem kaiſerlichen Paare aus den erſten Herren und Damen vom Hof und aus einigen Künſtlern. Vor einem ſolchen Zirkel hatte Rudolph freilich noch nie mit ſeiner Freundin geſprochen, es ging aber Alles vortrefflich. Da Rudolph wußte, daß die Kaiſerin eine Prinzeſſin von Oeſtreich ſey, ſo bemühte er ſich, dieſelbe durch einige öſtreichiſche und ſteyeriſche Volksmelodieen zu überraſchen. Dieſe Aufmerkſamkeit nahm die hohe Frau, die ebenſo liebenswürdig als ſchön war, ſo wie der Kaiſer ſelbſt, ſehr gnädig auf, und Beide ſchenkten ihm vielen Beifall. Nachher wurde er zur kaiſerlichen Tafel gezogen, und ſeine Unterhandlungen nahmen jetzt einen raſchen und über alle Erwartung erfreulichen Fortgang. Der Kaiſer willigte in den ganzen ihm vorgelegten Plan ein, und nach ungefähr ſechs Wochen verließ Rudolph den braſiliſchen Hof vom Kaiſer, und der Kaiſerin reich beſchenkt und mit vollkommen glücklich beendigtem Geſchäfte.

Nach ſchneller Fahrt in Europa wieder angekommen, wurde er dort van Herrn von der Mahnen mit größter Freude, ja wie ein Sohn vom zärtlichſten Vater empfangen. Der Vortheil, der dem Hauſe aus dieſen braſiliſchen Vergünſtigungen erwuchs, war auch wirklich ein ſo bedeutender, daß man ſich zur größten Dankbarkeit gegen den glücklichen Unterhändler verpflichtet ſah. Dieſe zu beweiſen, wurde ihm, dem armen Fremdlinge, von den ſtolzen Kaufherren ein Antheil an ihrem umfaſſenden und glänzenden Handelsgeſchäft angeboten. Mit größter Beſcheidenheit, ja, mit aufrichtiger Demuth empfing Rudolph dieſe Auszeichnung. Nicht ſeiner eigenen Weisheit, das war ja offenbar, ſondern einzig der wunderbaren und gnädigen Führung Gottes, hatte er das Gelingen des Unternehmens zu danken, und darum

hieß es auch beständig in seiner Seele: „Nicht uns, nicht uns sey die Ehre, sondern Ihm, der Himmel und Erde gemacht hat!“

Ehe Rudolph als wirklicher Theilhaber in das Geschäft des Herrn van der Mahnen eintrat, hielt er es für Pflicht, diesem aufrichtig seine ganze wunderbare Vergangenheit aufzudecken; dabei verschwieg er auch nicht, daß man ihn in Holland bisher nur unter falschem Namen gekannt habe, indem er nicht Hilarius Frohmuth, sondern Rudolph Amberg heiße. Herr van der Mahnen hörte die Erzählung mit Theilnahme an, meinte aber, da sich sein Geschick so günstig gestaltet habe, trage er jetzt mit Recht seinen selbst geschaffenen Namen, und so blieb Rudolph denn wie bisher in Amsterdam: „Hilarius Frohmuth.“

Endlich war auch der ersehnte Zeitpunkt gekommen, wo er sich mit Ehren wieder in seiner lieben Heimath sehen lassen konnte. Er eilte mit Extrapost dahin ab. Auf der letzten Station vor dem wohlbekannten Städtchen hörte er zu seiner unendlichen Freude, daß die lieben Eltern am Leben und Clärchen noch bei ihnen sey. Eine Stunde später lag er in ihren Armen!

Welche Feder vermöchte das Entzücken zu beschreiben, als der längst todtgeglaubte, mit tausend Thränen beweinte Sohn und Bruder leibhaftig wieder vor ihnen stand, aber nicht mehr als der vorlaute, übermüthige, thörichte Jüngling, sondern als ein ernster, besonnener Mann. Für solche Augenblicke hat unsere Sprache keine Worte, wohl aber die Seele ein Verständniß!

Nicht ohne inneren Vorwurf bemerkte Rudolph, wie Vater und Mutter so alt geworden waren. Sein Gewissen sagte ihm, was dem Vater die Haare so weiß, der Mutter die Wangen so bleich gemacht hatte. Gern hoffte er, die Freude werde die geliebten Eltern jetzt wieder verjüngen, und dem war auch so.

„Und Clärchen, mein Clärchen, die rothe Blume vom Münſter habe ich freilich nicht, dafür bringe ich Dir Andenken, allerliebſte Andenken von Braſilien mit,“ die mir die Kaiſerin ſelber geſchenkt hat. „Und“ — flüſterte er ihr in's Ohr — „die rothe Blume holen wir uns doch noch vom Münſter, aber zuſammen, willſt Du?“ Clärchen nickte ein ſeelenvergnügtes „Ja!“

Auf Erden geht Alles vorüber! So ſchlug auch für Rudolph die Scheideſtunde. Und ach! die alten Eltern ſtanden jetzt wieder allein und ganz allein; denn der Sohn hatte ihnen auch die Tochter entführt. Drei Tage vor ſeiner Abreiſe ſtand Rudolph mit ſeinem geliebten Clärchen vor dem Traualtar, und nun flogen ſie in ſeliger Liebe und mit dem elterlichen Segen über Straßburg nach Amſterdam.

Ob ſie auf den Zinnen des Münſters die rothe Blume gepflückt? Wir wiſſen es nicht; aber deſto gewiſſer iſt, daß ſie einen durch Demuth und Glauben geheiligten und durch Liebe reich geſegneten Hausſtand geführt und zuſammen täglich den Herrn geprieſen haben, der ſie ſo wunderbar und doch ſo herrlich geleitet hat.

---

# Errettungen aus großen Lebensgefahren.

## Eine ſchreckliche Nacht.

Wer ſich ſchon an den Geſtaden der Etſch vor Rovigo ergangen hat, wird ſich erinnern, daß ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt im Kanale zwei Inſeln liegen. Zwiſchen

dieſen und dem Ufer iſt das Waſſer im Durchſchnitte nur einen Fuß tief; wer aber auch noch nie an Ort und Stelle war, hat doch wahrſcheinlich ſchon gehört, daß die Etſch wegen ihres gebirgigen Urſprungs und kurzen Laufes heftigen, durch das plötzliche Steigen und Fallen des Waſſers gleich ſehr bemerkenswerthen Anſchwellungen in einem ſeltenen Grade unterworfen iſt.

Am Abende eines der letzten Maitage kam ich gegenüber einer dieſer Inſeln an. Das Waſſer war ſo rein wie Kryſtall und floß ſtill über den ſchönen Kiesboden des Kanals dahin. Die Inſel, welche ungefähr 40 Ellen von dem Ufer, an dem ich ſtand, aber mehr als doppelt ſo weit von dem entgegengeſetzten Geſtade entfernt ſeyn mochte, lockte mich durch ihr üppiges Grün und eine Menge an einer ihrer Uferſeiten wachſender Hyacinthen, einer Blume, für die ich eine beſondere Vorliebe habe. Auch drei oder vier Bäume wuchſen auf ihr und neigten ihre Stämme über das Waſſer. Nun iſt mir nach einem langen Marſche nichts angenehmer, als in einem Fluſſe zu waten, und da mir Zeit genug dazu übrig blieb, ſo beſchloß ich, nach der Inſel hinüber zu gehen. Dieß war bald geſchehen: ich fand das Waſſer nirgends tiefer als zwei Fuß und die Inſel ſo angenehm, als ich es mir gedacht hatte, und nachdem ich mir einen großen Strauß gepflückt, legte ich mich an dem Hyacinthenufer nieder und gab mich den angenehmen Erinnerungen an die Heimath und an Scenen meines früheren Lebens hin, welche der Duft dieſer Blume in mir erweckte.

So war ich in gänzlicher Vergeſſenheit der Zeit und des Ortes etwa eine Viertelſtunde dagelegen, als meine Aufmerkſamkeit durch einen fernen Ton erweckt wurde, den ich anfangs für Donner hielt, da ſich ſolcher im Laufe des Tages von Norden her vielfach hatte vernehmen laſſen. Auch als das Geräuſch fortdauerte und lauter wurde, meinte ich noch, es ſey einer

jener langgedehnten Donnerschläge, welche südlich von den Alpen so häufig sind. Bald jedoch änderte sich der Ton und glich dem Rauschen des Meeres; aber als er noch stärker wurde, fuhr ich erschrocken auf, und welch' ein Anblick bot sich mir dar! In der Entfernung von einigen hundert Ellen sah ich einen Berg dunkler Gewässer mit unbegreiflicher Schnelligkeit und jetzt lauter brüllend, als der lauteste Donner, sich gegen mich heranwälzen.

Kein Augenblick war zu verlieren: die Insel mußte alsbald überschwemmt seyn, und das Ufer zu gewinnen, war unmöglich. Sogleich eilte ich daher nach dem größten der erwähnten Bäume, erkletterte ihn und hatte mich ungefähr zehn Fuß über die Oberfläche der Insel erhoben, als die Fluth diese erreichte. Ihre Gewalt schien unwiderstehlich: es sah aus, wie wenn sie die Insel von Grund aus hinwegfegen müßte, und ich hatte nicht die geringste Hoffnung, daß der Baum, auf dem ich saß, ihrer Wuth entgehen würde. Sie kam, und der Baum blieb fest; aber in einem Augenblicke bedeckte sie die Insel und deren ganze niedrige Pflanzenwelt, und ich sah sie sammt den Trophäen ihrer Wuth, großen Zweigen und Wurzeln, Bruchstücken von Brücken, Hausgeräthen und todten Thieren, unter mir doch hinrauschen.

Für mich war die erste, unmittelbare Todesgefahr vorüber; aber ein Blick um mich her zeigte mir, daß ich nur wenig Ursache hatte, mir dazu Glück zu wünschen. Zwischen der Insel und dem Ufer tobte ein Strom, dem keine menschliche Kraft widerstehen konnte, und obgleich meine Entfernung von dem Gestade keine fünfzig Ellen betrug, so wäre eine Durchschreitung des Kanals doch nicht weniger unmöglich gewesen, als wenn seine Breite ebenso viele Stunden betragen hätte. Dem ersten Anlaufe des Wassers hatte der Baum widerstanden; aber ein

Eine schreckliche Nacht.

Eine ſchreckliche Nacht.

zweiter konnte ihn hinwegreißen, und noch immer stieg die Fluth; fast jeden Augenblick konnte ich den Zwischenraum zwischen mir und dem Wasser kleiner werden sehen, und schon war ich nur noch vier Fuß über seiner Oberfläche.

In dieser schrecklichen Lage brachte ich den Abend hin. Weit und breit ließ sich kein Kahn, kein menschliches Wesen blicken, und noch immer stieg das Wasser. Die Wolken senkten sich tiefer herab und drohten mit einem Regen; die Fluth stürmte immer ungestümmer heran und mahnte mich durch die Trümmer, die sie mit sich führte, beständig an die Unsicherheit des Zufluchtsortes, von dem die Erhaltung meines Lebens abhing. Beide Ufer des Kanals waren in große Seen verwandelt, und als die Sonne vor ihrem Untergange noch einmal rothglühend zwischen den Wolken hervortrat, fielen ihre Strahlen auf eine braune Wasserwüste. Endlich brach die Nacht ein, und es war fürwahr eine schreckliche Nacht. Das eine Mal war es mir, als ob der Baum, auf dem ich saß, sich allmählig von seinen Wurzeln ablöste und sich immer mehr über das Wasser hinneigte; ein anderes Mal kam es mir vor, als ob die ganze Insel weggerissen wäre, und ich mit ihr auf dem reißenden Strome hintriebe. Ich fand, daß ich manchmal wirr im Kopfe war, und hatte daher die Vorsicht, ein seidenes Taschentuch in mehrere Streifen zu zerreißen, diese zusammenzuknüpfen und damit meinen Leib an einen ziemlich dicken Ast zu binden, an den sich mein Rücken lehnte. Dadurch, dachte ich, würde ich vielleicht vor dem Hinabfallen bewahrt werden, wenn mich ein Schwindel ergriffe oder ein kurzer Schlummer überkäme.

Außer den genannten Vorstellungen quälten mich noch andere. Manchmal bildete ich mir ein, ich drehe mich im Kreise; ein anderes Mal war es mir, der brausende Strom fließe rückwärts; dann meinte ich wieder, riesige schwarze Körper treiben

auf mich zu, und dann zog ich mich, so weit es nur immer ging, zusammen, um der Berührung mit ihnen auszuweichen; bisweilen kam es mir vor, als erhebe sich etwas aus dem Wasser unter mir und suche mich hinabzuziehen; oft glaubte ich durch das Brausen des Wassers ein Rufen und Schreien zu vernehmen; einmal aber schien alles Geräusch gänzlich aufzuhören, und ich wäre beinahe hinabgestiegen, so ausgemacht schien es mir, daß der Kanal trocken sey. Ein oder zwei Mal schlief ich ein, erwachte aber fast sogleich wieder und fuhr dabei so heftig auf, daß ich, wäre ich nicht angebunden gewesen, von meinem Sitze hätte hinabfallen müssen.

Unter mir rauschte die dunkle Fluth, über mir hing ein finsterer sternenloser Himmel; doch war es warm, und der gefürchtete Regen kam nicht, so daß ich wenigstens nichts von Nässe und Kälte zu leiden hatte. Auch bewährte sich die Festigkeit des Baumes, der mich barg, immer mehr, und obgleich meine Rettung höchst ungewiß war, so beschloß ich doch, auszuhalten, so lang ich könnte. So schlich allmälig die Nacht dahin. Noch vor Tagesanbruch wurde es mir fast gewiß, daß das Wasser zu fallen angefangen habe. Das Rauschen und Brausen kam mir weniger stark vor; auch war es mir, als sähe ich Stauden auf der Insel sich über das Wasser erheben und Bäume am Ufer wieder ihr gewöhnliches Aussehen annehmen. Beim ersten Grauen des Tages bemerkte ich zu meiner großen Freude und mit Gefühlen des innigsten Dankes gegen den treuen Erhalter meines Lebens, daß ich mich hierin nicht getäuscht hatte: die Fluth war wenigstens um drei Fuß gefallen, und noch vor Sonnenaufgang war der größere Theil der Insel von Wasser frei. Kein auf dem Schaffotte begnadigter Verbrecher kann je seine Bande mit größerer Wonne abgeschüttelt haben, als ich diejenigen, welche mich an den Baum knüpften.

Ich kletterte den über dem Strome hängenden Stamm hinab und watete, anfangs knietief im Waſſer, nach dem trockenen Theile der Inſel. Dort legte ich mich erſchöpft und wie an allen Gliedern gerädert nieder.

Zuſehends fiel jetzt das Waſſer immer mehr; bald war die ganze Inſel frei davon, und auch von den überſchwemmten Ufern hatte es ſich wieder in den natürlichen Kanal zurückgezogen; aber noch war der Strom zu reißend und tief, als daß es rathſam geweſen wäre, ein Durchſchreiten deſſelben zu verſuchen, beſonders da ich durch die Schrecken der letzten zwölf Stunden und den Mangel an Nahrung ſehr geſchwächt war. Ich wußte nicht genau, welche Zeit es war, da ich am vorhergehenden Abende natürlich nicht daran gedacht hatte, meine Uhr aufzuziehen; der hohe Stand der Sonne aber kündigte mir endlich nach langem Harren die Mittagszeit an, und nun war das Waſſer ſo gefallen, daß ich nach zwei oder drei Stunden das Durchwaten des Kanals verſuchen zu können glaubte.

Etwa um drei Uhr Nachmittags trat ich daher in den Strom: ich fand ihn nirgends tiefer als vier Fuß, und ohne große Mühe und Anſtrengung gelang es mir, das Ufer zu erreichen, das ich nie mehr betreten zu dürfen gefürchtet hatte. Den Hyacinthenſtrauß, den ich von der Inſel mitzubringen nicht vergeſſen hatte, hielt ich in der Hand. Ich habe einige dieſer Blumen getrocknet und ſeitdem aufbewahrt. So oft bei einem Gange im Freien Hyacinthenduft in meine Naſe ſteigt, erweckt er in mir theilweiſe die Gefühle, die ich empfand, als ich den Kopf erhob und die wüthende Fluth gegen mich heranwoben ſah; ſo ſchrecklich aber auch die Wirklichkeit war, ſo iſt doch die Erinnerung daran nicht ohne Reiz für mich. Oft öffne ich die Blätter, worin jene verwelkten Hyacinthen liegen, und ich kann nicht ſagen, daß ich, wenn ich ſie betrachte, je dächte, ſie ſeyen

zu theuer erkauft, da meine damalige unverhoffte Rettung aus einer so drohenden Lebensgefahr ein unauslöschliches Gefühl demüthigen Dankes in mir zurückgelassen hat.

---

## Der Missionar und der Tiger.

Im August 1811 wurden die Mitglieder der Missionsstation von Bavianskloof, in Südafrika, in große Angst versetzt. Da die Umgegend vielfach von Wölfen heimgesucht wurde, welche große Verheerungen unter dem Vieh anrichteten, so wurde nach der bestehenden Landessitte ein Tag zu gemeinsamer Jagd auf sie festgesetzt. Am Morgen desselben machten sich die Missionare Bonatz und Schmitt, in Begleitung von etwa dreißig Hottentotten, mit geladenen Flinten auf den Weg. Als sie ungefähr eine Stunde weit geritten waren, entdeckten und verwundeten sie einen Wolf, der jedoch im Buschwerk entkam. Sie verfolgten ihn eine Zeit lang; da sie aber seinen Schlupfwinkel nicht aufzufinden vermochten, so beschlossen die zwei Missionare, nach Hause zurückzukehren. Schon hatten sie die Hottentotten eine kleine Strecke hinter sich gelassen, als diese ihnen nachriefen, der Wolf stecke in einem nahen Dickichte. Sogleich ritt Schmitt zu ihrem Beistande zurück; Bonatz aber blieb, wo er war, da er seine Flinte nicht bei sich hatte.

Als Schmitt und ein Hottentott in das Dickicht drangen, trieb der Hund das Thier auf. Sie sahen nicht, was es war; aber die außerhalb des Dickichts riefen, es sey ein Tiger, und rannten, die Beiden in der Mitte des Buschwerks zurücklassend, davon. Diese wußten nicht, nach welcher Richtung sie fliehen sollten, um nicht geradezu dem Thiere in den Rachen zu laufen; sie giengen daher mit angelegten Flinten langsam vorwärts, in

der Abſicht, auf daſſelbe Feuer zu geben, ſobald es ſich zeigen würde. Plötzlich ſprang der Tiger auf den Hottentotten, riß ihn nieder und begann ſein Geſicht zu zerbeißen. Die Entfernung des Ortes, von dem aus er ſeinen Sprung auf den Hottentotten machte, betrug volle zwanzig Fuß, und der Weg gieng über ſechs bis acht Fuß hohe Büſche, ſo daß es unter anderen Umſtänden hätte intereſſant ſeyn müſſen, das brüllende Thier mit offenem Rachen und fliegendem Schweife gleich einem Vogel durch die Luft ſchießen zu ſehen.

Schmitt, der ganz nahe dabei ſtand, wollte auf den Tiger ſchießen; aber die Bewegungen des Hottentotten und des Thieres, welche ſich am Boden wälzten und mit einander rangen, waren ſo ſchnell, daß er nicht wagte, Feuer zu geben, aus Furcht, den zu verletzen, welchen er retten wollte. Plötzlich ließ der Tiger den Hottentotten fahren und machte einen Sprung nach dem Miſſionar. Da ſeine Flinte ihm in dieſer Nähe von keinem Nutzen war, ſo warf er ſie weg und hielt zum Schutze ſeines Geſichtes den Arm in die Höhe, den das Thier ſogleich dicht am Ellbogen mit dem Rachen packte. Schmitt war aber noch im Stande, mit der Hand deſſelben Armes einen Vorderfuß des Tigers zu faſſen und feſtzuhalten, während dieſer mit ſeiner anderen Tatze fortfuhr, ihm auf die Bruſt zu ſchlagen und die Kleider zu zerreißen. Glücklicherweiſe fielen Beide ſo auf den Boden, daß das Knie des Miſſionars auf die Magengrube des Tigers zu liegen kam; zugleich faßte jener die Kehle des Thieres mit der rechten Hand und hielt es mit aller Macht nieder. Sein Geſicht befand ſich jetzt gerade über dem Kopfe des Tigers, deſſen offener Rachen, in Folge des Drucks auf die Luftröhre, ein ſchreckliches convulſiviſches Stöhnen ausſtieß, während ſeine hervortretenden Augen in Feuer und Flammen zu ſtehen ſchienen. Da Schmitt's Kraft ſchon merklich nachließ, ſo rief er ſeine

Gefährten zu Hülfe. Als die Hottentotten sein Schreien hörten, eilten sie herbei, und einer von ihnen ergriff die am Boden liegende, geladene Flinte, schoß sie dem Tiger durch's Herz und tödtete ihn damit augenblicklich.

Um drei Uhr Nachmittags kamen die Hottentotten mit dem armen Missionar, der, obgleich schwer verwundet, noch lebte, in Groenekloof an. Hier waren seine Freunde in großer Verlegenheit, wie sie seine Wunden behandeln sollten, und ehe es möglich war, vom Cap ärztlichen Rath zu erlangen, griff die Entzündung in beängstigender Weise um sich. Stündlich wurde es schlimmer mit dem Kranken, welcher sieben bis acht Wunden vom Ellbogen bis zum Handgelenke hatte, von denen mehrere bis auf den Knochen gingen. Nach einigen Tagen erschien endlich ein Arzt vom Cape, der ihm stark zur Ader ließ und bei ihm zu bleiben versprach, bis er außer Gefahr wäre. Allmälig legte sich die Entzündung, auch andere günstige Symptome begannen sich zu zeigen, und zum Erstaunen aller seiner Freunde genaß Schmitt endlich wieder, wiewohl er nicht mehr so gesund und kräftig, wie früher, wurde.

Der Hottentott hatte, obgleich ebenfalls schwer verwundet, doch kein solches Schmerzenslager zu bestehen, wie der Missionar. Schon früher hatte er zweimal einen Strauß mit einem Tiger gehabt, und dieses dritte Mal wäre sein Leben höchst wahrscheinlich verloren gewesen, hätte nicht Schmitt das seinige gewagt, um ihn zu retten. Nachdem der Tiger den Hottentotten niedergeworfen hatte, hätte der Missionar leicht entfliehen können; aber er konnte es nicht ertragen, den armen Mann umkommen zu sehen, ohne wenigstens einen Versuch zu seiner Rettung zu machen.

# Ludwig des Heiligen Antwort.

Von

**Julius Schanz.**

---

Hoelodchan, der kühne Sprößling
Des berühmten Dſchingiſchan,
Hat die Grenzen überſchritten,
Zieht mit ſeinem Heer heran,
Seinen ungezählten Schaaren,
Die er ſammelte geſchwind,
Den gefürchteten Tartaren,
Die Europa's Schrecken ſind.

Und es fliegt die raſche Kunde
Ihnen meilenweit voraus,
Und es beben alle Herzen
In Beſorgniß, Angſt und Graus.
Sachſens Herzog ſchreibt in Eile
An den Herzog von Brabant,
Dieſer wieder hat die Botſchaft
Eilig nach Paris entſandt.

Biſchof Wilhelm von Auvergne
Meldet ſie der Königin,
Und Bianca, in Verzweiflung,
Wirft ſich vor den Biſchof hin,
Ruft nach ihrem Sohne Ludwig,
Der nachmals der Heil'ge hieß,
Und der Sohn ſprach, ihr zum Troſte,
Eh' der Biſchof ſie verließ:

„Weine nicht, geliebte Mutter,
Faſſe Dich und harre ſtill,
Anderes wird nicht geſchehen,
Als der Herr im Himmel will.
Nur bei ihm, bei ihm alleine
Laß uns ſuchen Muth und Kraft,
Der, auf ew'gem Throne ſitzend,
Alles wirket, Alles ſchafft.

Sind der Hölle ſie entſtiegen,
Die Tartaren, — nun wohlan!
Senden wir ſie mit dem Schwerte
Wieder in die Hölle dann;
Sind es Helden, unbezwingbar,
Nehmen ſie uns ſelbſt Paris,
Nun, ſo mögen ſie uns Alle
Senden in das Paradies!" —

Und des Prinzen unerſchrock'nes
Muthigkühnes Heldenwort
Pflanzte mit des Blitzes Schnelle
Sich von Mund zu Munde fort.
Auf die Fürſten, auf die Völker
Kam der alte Muth auf's Neu
Und zerſtäubte die Barbaren,
Wie der Wind zerſtäubt die Spreu.

# Bilder aus der Heidenwelt.

Von

dem Herausgeber.

Während auf der Miſſionscharte das lichte Weiß den hellen Tagesſchein des Chriſtenthums und das Grau das Dämmerlicht des Muhamedanismus bezeichnet, tragen die Länderſtrecken, wo noch das Heidenthum herrſcht, die ſchwarze Farbe; gilt doch von ihnen noch heute das Wort des Propheten: „Finſterniß bedecket das Erdreich, und Dunkel die Völker.“ Ihre Bewohner ſind im Dunklen über den wahren Gott und verehren ſtatt ſeiner Götzen der verſchiedenſten Art, von den unſichtbaren Geſchöpfen ihrer Einbildungskraft bis herab zu den plumpen Gebilden ihrer Hände, von Menſchen und Geſtirnen bis zu Gegenſtänden aller drei Naturreiche. Iſt ſchon dieſer Götzendienſt ſelbſt eine höchſt beklagenswerthe Verirrung, ſo kann man vollends nicht ohne Grauſen an die Menſchenopfer und andere haarſträubende Gebräuche denken, die damit zuſammenhängen oder hiengen, während andererſeits die ſelbſtverläugnende, einer beſſeren Sache würdige Hingebung, womit manche Heiden ihren Götzen dienen, Gefühle ſchmerzlicher Wehmuth in uns erwecken muß. Zur Beleuchtung jener Bemerkung mag das erſte, zur Begründung dieſer das zweite der Bilder aus der Heidenwelt dienen, welche wir hier unſern Leſern vor Augen ſtellen wollen.

## 1. Das Verbrennen der Hinduwittwen.

In Oſtindien ſtellten die fanatiſchen Prieſter es als etwas den Göttern ſehr Wohlgefälliges dar, wenn Frauen nach dem Tode ihrer Männer ſich mit dieſen lebendig verbrennen ließen, und bei den Verwandten der Wittwen kam zu dem herrſchenden Aberglauben oft noch der ſelbſtſüchtige Wunſch, durch den Tod derſelben der läſtigen Pflicht ihrer Verſorgung enthoben zu werden, ſo daß auch ſie nach Kräften beitrugen, die Unglücklichen in ihrer Meinung zu beſtärken. Kurz ehe die engliſche Regierung dieſer abſcheulichen Sitte ein Ende machte, kam unweit Calcutta folgender Fall vor.

Ein Hindulandmann war von einem Cocosnußbaume herabgeſtürzt und auf der Stelle todt geblieben. Obgleich die Wittwe drei kleine, der mütterlichen Pflege noch ſehr bedürftige Kinder, unter ihnen ſogar ein neugebornes, hatte, faßte ſie doch den Entſchluß, ſich von denſelben Flammen verzehren zu laſſen, welche die Ueberreſte ihres Mannes verbrennen ſollten. Sie wurde daher unter dem Zuſammenlaufe einer großen Menge an den Ganges geführt, wo ſie die gewöhnlichen Ceremonien des Badens in dem Fluſſe ꝛc. verrichtete.

Als ihr Töchterchen, ein Kind von zwei bis drei Jahren, ſeine Mutter von ſo vielen Leuten umgeben ſah, erſchrack es, ohne zu ahnen, was geſchehen ſollte, und ſuchte ſich unter Bitten und Thränen aus den Armen der Frauensperſon, die es trug, loszuwinden, in der Abſicht, an die Bruſt ſeiner Mutter zu eilen. Dieſe ſah ſeine ängſtlichen Bemühungen, zu ihr zu kommen, und hörte ſein Rufen und Schluchzen, achtete aber nicht darauf.

Jetzt wurde ſie zu dem Scheiterhaufen geführt, und nachdem ſie denſelben zwei- oder dreimal umſchritten hatte, beſtieg ſie ihn

Das Verbrennen der Hindumütwen.

## 4. Das Verbrennen der Hinduwittwen.

[illegible] die fanatischen Priester es als [illegible] [illegible] hat, wenn Frauen nach dem [illegible] lebendig verbrennen ließen, [illegible] kam zu dem [illegible] Wunsch, durch den Tod [illegible] entgoben zu [illegible], die Unglücklichen [illegible] die englische [illegible] machte, kam [illegible]

[illegible] Cocosnußbaume [illegible] Obgleich die Wittwe [illegible] sie doch [illegible] zu lassen, [illegible] ihres [illegible] sollten. [illegible] unter dem [illegible] großen Menge [illegible]

[illegible], ein Knabe von zwei bis drei Jahren, [illegible] sah, [illegible] fühlte sich [illegible] den [illegible] Frauensperson, [illegible] die Brust seiner Mutter zu eilen. [illegible] Bemühungen, [illegible] hörte sein Rufen und Schluchzen, [illegible]

Jetzt wurde sie zu dem [illegible] geführt, und nachdem [illegible] hatte, bestieg sie den

Das Verbrennen der Hinduwittwen.

und legte ſich ohne das geringſte Zeichen von Furcht neben den Leichnam ihres Gatten nieder. Noch wenige Minuten vor dem Anzünden des Scheiterhaufens bemerkte man auf ihrem Geſichte ein Lächeln, als ob ſie, im Hinblick auf ihr gottgefälliges Opfer, ihrer alsbaldigen Aufnahme in die Wohnungen der ewigen Seligkeit ganz ſicher wäre. Selbſt als die Wachsfackel an das Stroh gehalten wurde, und gleich darauf die Flammen über ihr zuſammenſchlugen, ließ ſich anfangs weder ein Stöhnen hören, noch irgend eine Bewegung wahrnehmen. Als ſie aber der Wuth des Feuers zwei bis drei Minuten ausgeſetzt war, machte ſie, überwältigt von Schmerz, mehrere heftige Bewegungen, durch welche die ganze Maſſe Brennſtoff, womit ſie umgeben war, aufgerüttelt wurde. Dieß dauerte aber nur einige Augenblicke. Die Flammen verrichteten ihr Werk, und bald war der jugendlich kräftige Leib der Unglücklichen ſammt der Leiche ihres Mannes in Aſche verwandelt.

In Bombay fand faſt um dieſelbe Zeit ein ähnlicher Auftritt Statt, deſſen Nebenumſtände noch ſchrecklicher waren. Ein Augenzeuge berichtet ihn folgendermaßen.

„Das Schlachtopfer war die Wittwe eines Braminen, der einige Tage vorher geſtorben war. Auf dem Wege nach dem Scheiterhaufen führte man zwei Handpferde mit ſchönen Schabracken vor ihr her, und zehn bis zwölf Braminen nebſt eben ſo vielen Frauen begleiteten ſie unter Muſik und Trommelſchall. Zieht man in Betracht, daß der Schauplatz dieſes Trauerſpiels in der nächſten Umgebung der Stadt, unweit des alten Palaſtes, ſich befand, ſo war die Zahl der Zuſchauer gering.

Nachdem die Wittwe auf einem kleinen Feuer, mit dem nachher ihr Scheiterhaufen angezündet werden ſollte, ein Weihrauchopfer dargebracht und ihre goldenen Zierrathen an ihre Begleitung abgegeben hatte, nahm ſie ruhig und ohne Ver-

gießung einer Thräne zum letzten Male Abſchied von allen denen, die ihr auf Erden theuer waren, beſtieg den Scheiterhaufen und legte ſich neben den Leichnam ihres Gatten. Hierauf wurde der Eingang mit trockenem Strohe verrammelt, der ganze Scheiterhaufen mit demſelben Brennſtoff umgeben und von den funktionirenden Prieſtern ſogleich angezündet. Ich hatte mich gerade gegenüber von dem Eingange des Scheiterhaufens geſtellt und konnte deutlich ſehen, wie die Frau in ihrer Todesangſt zu entfliehen ſuchte. Dieß blieb auch von den Braminen nicht unbemerkt, welche daher ſogleich das Dach herabzuſchlagen begannen, das faſt eben ſo viel Holz als der Scheiterhaufen ſelbſt enthielt und den Flammen ihr Opfer geſichert hätte, wenn es auf die Unglückliche gefallen wäre. Plötzlich aber ſprang dieſe aus dem Feuer hervor, rannte gegen den Fluß und fiel oder ſtürzte ſich vor Herrn T. nieder, der mit Hilfe eines anderen Engländers ſie ſogleich nach dem Waſſer führte oder vielmehr ſchleppte, wobei Beide, indem ſie die Frau bei ihren brennenden Kleidern faßten, ſich nicht unbedeutend beſchädigten.

„Die functionirenden Prieſter machten jetzt einen Verſuch, ihr Schlachtopfer zu dem lodernden Scheiterhaufen zurückzubringen; dem widerſetzten ſich aber die anweſenden Engländer, und einer von ihnen eilte hinweg, um die Civilbehörde von der Flucht der Frau in Kenntniß zu ſetzen und zu vernehmen, was für eine Verfügung ſie in dieſem Falle treffen würde. Ehe er jedoch mit der gewünſchten Entſcheidung zurückkehren konnte, hatten die Braminen die unglückſelige Frau überredet, ſich dem Scheiterhaufen wieder zu nähern, und als ſie auf eine von den zurückgebliebenen Engländern an ſie gerichtete Frage erklärte, daß es ihr eigener Wunſch ſey, denſelben wieder zu beſteigen, ſo zogen jene ſich zurück, weil ſie den religiöſen Vorſtellungen der Eingeborenen mit Gewalt entgegenzutreten und

den Verfügungen der Behörde vorzugreifen nicht für räthlich hielten. Uebrigens weigerte sich die Frau noch eine Zeit lang, den Scheiterhaufen wieder zu betreten; endlich aber hoben drei Priester sie empor und warfen sie in das Feuer, welches um diese Zeit seinen Höhepunkt erreicht hatte.

„Aus dieser schrecklichen Lage suchte die Aermste sich sogleich wieder zu befreien; aber die erbarmungslosen Priester gaben sich alle Mühe, es zu verhindern, indem sie große Holzstücke nach ihr warfen. Die anwesenden Engländer legten sich jetzt wieder in's Mittel; da stürzte sie zum zweiten Male aus den Flammen hervor und rannte ohne Beihilfe in den Fluß. Alsbald folgten ihr drei der functionirenden Braminen; diesen wurde jedoch von den Engländern bedeutet, daß sie von allen ferneren Ueberredungsversuchen abstehen möchten, indem vor der Ankunft einer obrigkeitlichen Person nichts Weiteres geschehen dürfe.

„Da die Engländer nicht zweifelten, daß dieser billigen Forderung Folge geleistet werden würde, so ließen sie die Braminen bei der Frau im Wasser; kaum hatten sie aber, sehnsüchtig nach der Ankunft obrigkeitlicher Hilfe ausblickend, den drei Priestern den Rücken zugekehrt, als diese die bejammernswerthe Frau zu ertränken suchten, indem sie dieselbe mit Gewalt unter dem Wasser hielten. Herr A. und Herr M. sprangen ihr jedoch sogleich bei und hielten sie bis zur Ankunft der ersehnten Hilfe im Wasser aufrecht. Der „Collector" selbst erschien, und zu unserer Freude befahl er alsbald, diejenigen, welche die Hauptrollen in dieser Tragödie gespielt hatten, in's Gefängniß, die Wittwe aber in den Hospital zu bringen. Leider muß ich beifügen, daß diese, als eine Ausgestoßene von allen ihren Verwandten verlassen, am folgenden Mittage starb."

## 2. Götzendienst mit Lebensgefahr.

Unter den Sunderbunds versteht man eine ausgedehnte Landstrecke südöstlich von Calcutta, die sich längs der Küste des bengalischen Meerbusens hinzieht. Mittelst einer Menge zusammenhängender natürlicher Kanäle, welche den dichten Urwald, von dem sie umgeben sind, in zahllose Inseln spalten, kann man mehr als achtzig Stunden weit dieses Land zu Schiffe befahren. Die Breite dieser Kanäle ist so verschieden, daß das eine Mal die Masten eines Fahrzeugs sich in die Zweige der Bäume verwickeln, während es das andere Mal auf einer ausgedehnten Wasserfläche hinsegelt, welche nach jeder Richtung eine stundenweite Aussicht darbietet. Das Wasser ist mit Ausnahme derjenigen Kanäle, welche mit dem Hauptarme des Ganges in Verbindung stehen, überall salzig. Der Wald befindet sich nach seiner ganzen Ausdehnung noch im unbestrittenen Besitze der wilden Thiere, und die Tiger zeigen sich nicht bloß am Ufer, sondern schwimmen sogar oft bei Nacht nach den Booten, welche mitten im Wasser vor Anker liegen, weßhalb sich, außer Holzhauern und Salzhändlern, nicht leicht Jemand ohne Noth in diese Gegend wagt.

„Vormittags 11 Uhr," erzählt ein Missionar, „ankerten wir in der Barchurrabucht, wo sich zu unsern beiden Seiten große Waldungen hinzogen. Eine Stunde später tauchte, ungefähr hundert Ellen weit von uns entfernt, ein Alligator aus dem Wasser hervor, um am Ufer in den Strahlen der Sonne seinen Mittagsschlaf zu machen. Nachdem er daselbst etwa eine halbe Stunde gelegen und, wie es schien, fest eingeschlafen war, sahen wir einen riesigen Tiger aus dem Dickicht hervorkommen und seine Schritte nach dem Orte lenken, wo der Alligator der Ruhe pflegte. Dieser Tiger übertraf an Größe alle, die uns bisher

zu Geſichte gekommen waren, und als er ſich gegen uns wandte, machte der Anblick ſeines breiten, runden, weiß geſtreiften Geſichtes, ſeiner funkelnden Augen und ſeines gewaltigen Gliederbaues das muthigſte Herz an Bord bei dem Gedanken an ein Zuſammentreffen mit einem ſo furchtbaren Feinde erbeben. Mit der größten Vorſicht, die man ſich denken kann, näherte er ſich dem Alligator: ſein aufgehobener Fuß blieb immer einige Sekunden in der Luft, ehe er ihn wieder auf den Boden ſetzte, und ſo gieng er vorwärts, bis er nahe genug zum Sprunge war, worauf er, ſeiner ganzen Kraft aufbietend, mit einem gewaltigen Satze dem Alligator auf den Rücken ſprang und ihn am Genicke packte. So aus ſeinem Schlummer aufgeweckt, riß das Ungeheuer der Tiefe ſeinen furchtbaren Rachen auf und ſchwang ſeinen gefährlichen Schwanz. Aber der Tiger befand ſich im Vortheile; denn er hatte den Alligator ſo am Genicke gefaßt, daß dieſer ſeinen Kopf nicht gehörig drehen konnte, um ſeinen Gegner zu packen, und obgleich der Leib des Tigers von dem ſägenartigen Schwanze des Alligators manchen ſchweren Schlag empfieng, ſchien doch dieſer nach beendigtem Kampfe keine Schmerzen zu empfinden. Nachdem er den Alligator überwältigt hatte, zog er ihn ein wenig weiter an's Ufer und ſetzte ſich dann gerade ſo vor ihn, wie eine Katze eine gefangene Maus. Hierauf nahm er ihn in ſeinen Rachen und kehrte mit ihm langſam in das Dickicht zurück.

„Etwa zehn Minuten ſpäter ſahen wir den Tiger wieder aus dem Walde hervortreten, und nachdem er uns einige Minuten angeſtarrt hatte und vielleicht zu der Anſicht gekommen war, daß wir doch wohl zu weit von dem Ufer entfernt ſeyen, um der Zahl ſeiner Siegestrophäen beigefügt werden zu können, ſetzte er ſeinen Lauf in einer anderen Richtung als derjenigen, wo er ſeine Beute zurückgelaſſen hatte, fort, und wir ſahen

ihn nicht mehr. Dagegen kroch zu unſerem Erſtaunen nach weniger als einer Stunde der Alligator, der von ſeinem Feinde betäubt, aber nicht getödtet worden war, aus dem Dickicht hervor, erreichte, obgleich offenbar ſchwer verwundet, das Waſſer und entzog ſich ſo dem Bereiche ſeines blutdürſtigen Feindes. Er war jedoch zu ſchwer verletzt, um lange im Waſſer verweilen zu können, und kam daher bald wieder an's Land, gebrauchte aber jetzt die Vorſicht, nur einen Theil ſeines Leibes auf das Trockene zu bringen und ſeine Augen dem Ufer zuzuwenden. Er blieb nur ſehr kurze Zeit, tauchte dann wieder in die Tiefe und wiederholte, ſo lange wir in der Nähe waren, ſeine Beſuche am Geſtade faſt jede Viertelſtunde. Es war dieß ein Drama aus dem Leben der wilden Thiere, wie man es ſelten zu ſehen bekommt.

„Während des ganzen folgenden Tages ſahen wir weder ein menſchliches Weſen, noch hörten wir einen Ton außer dem Sauſen des Windes durch die Waldbäume, dem Rauſchen des Waſſers und dem Kreiſchen einzelner Vögel. Bei Nacht kamen wir durch einen ſehr engen Kanal, wo das Boot oft die Blätter und Zweige der am Ufer ſtehenden Bäume ſtreifte. Beim Scheine des Vollmondes ſahen hier die Bootsleute einen großen Tiger, der ſich aus dem Gebüſche hervorſtahl, dem Boote folgte und offenbar nur eine Gelegenheit abwartete, an Bord zu ſpringen und Einen von uns fortzuſchleppen. Bis zum Tode erſchreckt, ruderten die armen Leute aus Leibeskräften, und mit Gottes Hilfe erreichten wir nach einiger Zeit glücklich den Mutwall, einen etwa zwei Stunden breiten Strom.

„Am folgenden Abende legten wir uns in einer Gegend vor Anker, die ein ſo wildes Ausſehen hatte, daß wir meinten, kein Menſch von geſundem Verſtande würde es hier verſuchen, ſeinen Fuß an's Land zu ſetzen. Nichtsdeſtoweniger ſahen wir

bald darauf zwei Männer dem Ufer entlang rennen, hie und da auf einige Minuten im Dickichte verſchwinden, dann wieder hervorkommen und ihren Lauf mit der größtmöglichen Schnelligkeit fortſetzen. Sie waren nur mit dicken Stöcken bewaffnet. Später hörten wir, daß ſie ihrem Götzen das Abendopfer darbrachten und, um nicht von einem Tiger ergriffen zu werden, beſtändig rannten, da derſelbe nach ihrer Meinung weder auf einen Menſchen, noch auf ein Thier ſich ſtürzt, ſo lang er dieſelben in raſcher Bewegung ſieht. Es iſt jedoch ausgemacht, daß nichtsdeſtoweniger ſchon mehrere dieſer armen, bethörten Leute bei ihrem Götzendienſte Tigern zur Beute geworden ſind. Das Benehmen dieſer Heiden erweckte in uns ſchmerzliche Gedanken und Gefühle: um die Gunſt und den Schutz des Götzen ihres Stammes zu erlangen, iſt ihnen keine Gefahr und Mühe zu groß, ſondern auf Pfaden, die keines andern Menſchen Fuß betritt, kommen ſie jeden Abend, um mit Lebensgefahr dem finſtern Götzen ihre Opfer und Gebete darzubringen. Vermöchten wir ſie doch zur Erkenntniß des wahren Gottes und ſeines eingebornen Sohnes zu bringen!"

Beſchämen aber nicht zugleich dieſe Heiden viele Chriſten, die nur einige Straßen weit vor einem Gotteshauſe wohnen, und denen doch oft der Weg dahin zu weit, oder das Wetter zu heiß oder zu kalt iſt? die oft durch bloße Bequemlichkeit oder durch Luſtpartieen oder werktägliche Geſchäfte ſich abhalten laſſen, dem lebendigen Gott im Schooſe der verſammelten Gemeinde die heiligen Opfer des Dankes und Lobes darzubringen? —

# Der Huckepack.

Erzählung

von

**Erdmann Müller.**

---

Wer nach G. von der Waldseite herkommt und, anstatt auf der breiten Straße, die sich vor ihm aufthut, fortzuschreiten, sich ein wenig links wendet, der wird nach etwa fünfzig Schritten ein enges kurzes Gäßchen vor sich sehen, an dessen Eingange rechts ein sehr hohes, schönes und reiches Haus prangt, links aber, dem großen Gebäude gegenüber, ein altes unansehnliches Hüttchen kauert, das in den Winkel geklemmt ist, den der Erdboden und das Nachbarhaus daneben bilden, nur aus einem Stockwerke zu ebener Erde besteht und aus dem breiten Dache darüber, das ganz gelassen von seiner niedrigen Stubenseite bis an des Gäßchennachbars Giebelseite hinaufsteigt und dort in der halben Höhe der weißen Mauer sich anlehnt. Dieses Schwalbennest von Wohnung gewährt an Gemächern blos eine nicht große Stube, zwei Kämmerchen und den dreieckigen Raum unter dem Dache. Die Stube aber hat drei Fenster, von denen das eine auf etliche Gartenbeete, die zum Häuschen gehören, die Aussicht hat, während man von den zwei andern aus über einen freien Platz hinüber sehen kann, was in die Stadt hinein- oder aus ihr hinausgeht, läuft, fährt und reitet.

In diesem Häuschen wohnt Gottfried Horm, der Oberälteste der Holzhacker, und seine Frau Margaretha. Ihr Sohn

Ehregott, ein geſchickter Steindrucker, hat vor vielen Jahren ſchon die Heimath verlaſſen und lebt in L.

Des Abends an einem Sonntage zu Anfange des Chriſtmonds war der alte Horm ganz allein zu Hauſe. Margarethen hatte die nächſte Nachbarin, der ein Kind krank lag, nach dem Abendeſſen zu ſich geholt. So allein gelaſſen, las Horm, nachdem er die Arbeiten für den nächſten Tag nach Zeit und Kräften überſchlagen und an ſeine Geſchäftsgenoſſen in Gedanken vertheilt hatte, zuerſt in einem Buche, das Lebensbeſchreibungen und merkwürdige Begebenheiten enthielt. Dann ging er, das ſparſam Geleſene überdenkend, in der warmen Stube auf und ab, während das Buch noch aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag, damit er, wenn ihm etwa ein Name oder eine Jahreszahl entfallen ſeyn ſollte, ſogleich wieder nachſehen konnte.

Als er ſich ſo des Geleſenen durch die Wiederholung vollkommen bemächtigt hatte und das Buch an ſeinen Ort legen wollte, raſſelte der Wind an einem der zugemachten Fenſterläden, ſetzte einen Schneeſchauer daran und ſchnaubte und ächzte muthwillig dazu. „O ho!“ rief Horm, der zu Thieren, Dingen und Naturerſcheinungen, wie zu Menſchen, zu ſprechen pflegte, „Du ungeſtümer Wildfang! Laß gut ſeyn! Du bringſt ihn nicht fort; er iſt dir zu ſtark. Jage du dich mit deinen Schneeflocken herum, das iſt leichtfertige Waare!“

Jetzt ging die Hausthüre auf, ward aber auch wieder zugemacht, und indem der Alte die Stubenthüre öffnete, um nachzuſehen, trat ihm Balzer, ein Tiſchlermeiſter, mit den Worten entgegen: „Das iſt ein allerliebſtes Wetter! Wer nicht gut auf den Füßen iſt oder das Gleichgewicht vertrunken hat, der wird niedergeworfen, und wer den Weg nicht blindlings findet, der büßt im Schneegeſtöber Augen und Richtung ein.

Horm. Du gehſt freilich auf ſichern Füßen, und den Weg

von Deinem Hauſe hierher findeſt Du allenfalls bei zugemachten Augen. Dennoch muß ich fragen, was Dich in das ſauſende Wehwetter hinausgetrieben hat?

Balzer. Getrieben hat mich nichts; gelockt bin ich worden.

Horm. Gelockt? Von wem denn?

Balzer. Ich muß ausholen! Meine Frau iſt mit dem Jungen bei den Schwiegereltern. Ich hatte zwei Zeichnungen zur Auswahl zu machen für ein Stück Arbeit, das der Kaufmann Götze haben will. Da ich die fertig hatte, gerieth ich in's Nachſinnen rückwärts durch die vielen Jahre, die vergangen ſind, ſeit der Zeit, in der faſt kein Tag verging, wo ich nicht mit Euerm Ehregott hier geſpielt oder gelernt oder Euch erzählen gehört hätte. Das lockte mich heute zu Euch. Ein andermal thut's ein anderer Umſtand. Ihr ſeht mich doch nicht ungern?

Horm. Gewiß nicht! Komm Du, ſo oft Dir's gefällt! Du wirſt mir immer willkommen ſeyn.

Balzer. Wo habt Ihr Margarethen?

Horm. Hier nebenan. Die Dammer hat ſie zu ihrem kranken Kinde geholt.

Balzer. Wird Euch denn, ſo ganz allein, die Zeit nicht lang?

Horm. Niemals! Wer fünfundſiebenzig Jahre hinter ſich hat, dem braucht die Zeit nicht lang zu werden.

Balzer. Wie ſoll ich das verſtehen? Die fünfundſiebenzig Jahre hinter Euch können Euch doch im ſechsundſiebenzigſten die Zeit nicht vertreiben.

Horm. Ei, warum denn nicht? Du wirſt wohl auch ſchon von Menſchen gehört haben, die viel Geld zuſammengegeizt hatten und die immer und immer wieder bei ihren Schätzen ſich einſchloßen, die Tage lang ihr Gold und Silber beſchauten und zählten und ſich ſo dabei ergötzten, daß ſie Hunger und

Durſt vergaßen. Meine Schatzkammer ſind die fünfundſiebenzig Jahre, und mein Gold und Silber und andere Reichthümer ſind Menſchen von ſehr verſchiedener Art, eine Unzahl von Erlebniſſen, Reiſen, Gegenden, allerhand Vorfälle und ſehr vieles Andere.

Balzer. Daß Ihr in der Art außerordentlich reich ſeyd, das glaube ich gern. Habe doch ich bei meinen vierunddreißig Jahren ſchon Mancherlei erlebt und erfahren. Aber das Zurückſinnen, das geht bei mir wie im Fluge und reizt mich eher zum Ausgehen, als daß es mich eine Zeit lang unterhielte, wann ich allein bin.

Horm. So im Fluge geht's bei mir nicht. Ich denke z. B. an einen Menſchen, der ſchon ein bejahrter Mann war, als ich noch in die Schule ging. Den habe ich nun gleich vor mir, wie er leibt und lebt. Ich ſehe ihn ſtehen und mit Andern zu thun haben, ſehe ihn ſitzen und eine Menge Kinder vor ihm, denen er erzählt, ſehe ihn des Sonntags in der Kirche, rede mit ihm, helfe ihm, — Alles wie zu jener Zeit. Nachher vergleiche ich ihn mit alten Leuten, mit denen ich jetzt bekannt bin. Es fallen mir auch wohl Ausſprüche von ihm ein, die ſich in meinem oder in anderer Menſchen Leben bewährt haben. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der eine wurde Schmied, der andere Glaſer. Die Tochter heirathete einen reichen Krämer. Da werden Hochzeiten gefeiert, Häuſer gebaut, Unglücksfälle erlebt, und das iſt mir Alles wieder ſo gegenwärtig, daß ich oft darüber ganz vergeſſe, wo ich wirklich bin. — Wenn ich Dir nun ſage, daß ich mit vielen hundert Menſchen ſo und auf andere Weiſe bin bekannt worden und daß ich in meinem Leben geſehen, gehört und erfahren habe, was in fünfzig Büchern nicht Raum hätte, ſo wirſt Du Dir eine Vorſtellung davon machen können, wie viel ich habe, was ich in einſamen Stunden zu meiner Unterhaltung vor mich nehmen und mir zu Nutze machen

kann. Rechne noch dazu, daß auch meine Geräthſchaften und die Sachen hier in der Stube, wenn ich ſie recht anſehe, mir's in Kopf und Herzen lebendig machen. Zum Beiſpiel dort im Winkel meine Axt. Da ſteht ein Stämmchen, das wird umgehauen und geſchält und zum Halme zurecht geſchnitten. Da gibt's Bergleute, arme, aber zufriedene Menſchen, die ſchaffen Eiſenſtein aus der Erde. Der wird in einem Hochofen geſchmelzt, und das ausgeſchmolzene Eiſen kommt unter den Hammer, der's von Unrath reinigt. Nun bekommt's der Schmied in ſeine Werkſtatt, und da wird's von dem Meiſter und ſeinen Geſellen zu Allerlei verarbeitet und auch zu meiner Axt. Nun der Schleifſtein mit ſeiner Einrichtung und endlich der vielfache Gebrauch des tüchtigen Werkzeuges, das auch mit ſich reden läßt, wann wir des Morgens ausgehen, wann es gut oder ſchlecht ſpaltet und wann wir nach gethaner Arbeit müde nach Hauſe gehen. Ich würde bis morgen früh nicht fertig, wenn ich ſagen wollte, was der Ofen, die Fenſter, die Wanduhr, das Käſtchen neben ihr, die Bank um den Ofen, der Tiſch mit dem Tiſchkaſten und was außerdem in der Stube zu finden iſt, in mir aufſtöbern. — Du ſchüttelſt mit dem Kopfe? Bin ich dir heute nicht recht?

Balzer. Wie könnt Ihr ſo fragen? Ihr werdet mir nur immer merkwürdiger. In meiner Knabenzeit, bis zu meinen Lehrjahren und ſo lang Euer Ehregott zu Hauſe war, zog mich's hierher, weil ich mich am und im Hauſe wohl befand, und Euch hatte ich lieb, weil Ihr's gut mit mir meintet, weil Ihr uns gebeten und ungebeten Geſchichten erzähltet und uns hier und im Freien über vielerlei Dinge die Augen aufthatet. Während meiner zehnjährigen Wanderſchaft habe ich oft an Euch gedacht, aber nur immer, ich möchte ſagen, äußerlich, wie an einen geſchätzten Apfelbaum, der uns lange mit guten Früch-

ten erfreut hat. Bei meiner Zurückkunft waret Ihr, von außen angesehen, ganz derselbe, wie ich Euch verlassen hatte, nicht älter geworden und noch eben so gesund, rüstig und heiter, und nun habe ich auch in Euch hinein zu sehen angefangen, und da kommt Ihr mir vor, wie ein tüchtiger Schrank, der inwendig wunderbar eingerichtet und außerordentlich ausgestattet ist.

Horm. Mache mich nur gar zu einem Schranke!

Balzer. 's ist eine hölzerne Vergleichung; aber Ihr versteht mich schon. Ich möchte nur wissen, woher 's kommt, daß Ihr habt und könnt, was Andern in Euerm Stande versagt ist. Seyd Ihr so begabt geboren worden, oder habt Ihr eine besonders sorgfältige Erziehung genossen und Gelegenheit gehabt, viel zu lernen?

Horm. Keins von beiden. Ich bin auf dem Dorfe aufgewachsen, was, je nach Umständen, vortheilhaft oder nachtheilig seyn kann. Mir war's zum Heile; denn ich hatte verständige, gute, fromme Eltern, die nicht stumpfsinnig blos des Essens und Trinkens wegen lebten, die mich weder verzärtelten noch Noth leiden ließen, die mich frühzeitig nöthigten, meine Kräfte zu gebrauchen, und die mir's zur Gewissenssache machten, immer den Winken des innerlichen Wächters zu folgen, der uns warnt oder ermahnt, vor Ungehörigem bewahren und zum Rechten antreiben will.

Balzer. Was war Euer Vater?

Horm. Meine Eltern waren Tagelöhner und nebenbei Botengänger, Kräutersammler und noch Vielerlei, was ehrlich und rechtschaffen durchkommen half. An eine Erziehung, wie Du sie vorhin mochtest in Gedanken haben, war also nicht zu denken; zu meiner guten Erziehung aber gehörte, daß ich die Dorfschule nie versäumen durfte, und daß Vater und Mutter ihr eine große Wichtigkeit beilegten, daß sie nachfragten, daß

ich Rechenſchaft geben mußte und von dem Gelernten nichts wieder vergeſſen durfte.

Balzer. Ja, wie konnten ſie denn dahinter kommen, ob Ihr nichts vergeſſen hattet?

Horm. Was mir in der Schule zum Auswendiglernen aufgegeben wurde, das hatten meine Eltern zu ihrer Zeit meiſtentheils auch gelernt, und was in unſerer Schule für Vater und Mutter Neues vorkam, das lernte mein Vater viel ſchneller, als ich; denn er hatte ein ganz vortreffliches Gedächtniß und behielt für immer das Gelernte. Nun mußte ich die meiſten Abende, Sonntags und an Feſttagen, wiederholen, ausbeſſern und nachleſen und war nur der gute, liebe Junge, wann's gut gegangen war. Ich ſchalt oft auf die ewigen Wiederholungen, wann ich nicht ſo recht gut beſtanden war, und erſt lange hernach habe ich eingeſehen, wie heilſam ſie mir waren; denn ſie haben mir nicht nur zu einem treuen Gedächtniſſe verholfen, ſondern verſchafften mir auch die Zuneigung des Herrn Schulmeiſters. Die Schaar meiner Mitſchüler beſtand aus leichtfertigen und unachtſamen, aus verdumpften und zu Hauſe ganz vernachläſſigten und aus trägen und gedankenfaulen Knaben, mit denen wenig auszurichten war, ſo viel Mühe ſich der Lehrer auch gab, ſie zu Verſtande zu bringen und auch dem ſchwächſten zur Einſicht zu verhelfen. Da mochte denn ich ihm ein ordentlicher Troſt ſeyn. Ich meinerſeits hatte ihn ſehr lieb und war ganz glücklich darüber, daß er mir die Erlaubniß gab, außer der Schulzeit, ſo oft ich wollte und konnte, zu ihm zu kommen. Da lehrte er mich, meiſtens gelegentlich, und ohne daß ich zu jener Zeit ſeine Abſicht merkte, meine Leibes- und Geiſteskräfte gebrauchen und mit Beſonnenheit und Ueberlegung leben.

Balzer. Wie aber fing er das an?

Horm. Ich will einige Beiſpiele anführen. Einmal im

Walde, wohin er mich zuweilen mitnahm, hob er einen Stein auf und fragte mich: „Was für eine Farbe hat er? Was für eine Geſtalt? Von welcher Beſchaffenheit iſt ſeine Außenſeite, ſeine Oberfläche?“ Dann griff er nach einem andern: „Vergleiche ſie mit einander! Was für eine Farbe hat dieſer? und was für eine Geſtalt? Nimm jeden in eine Hand! Welcher iſt ſchwerer? Welcher wird nun wohl der härteſte ſeyn?“ Ich hatte es getroffen. Es war ein Kieſel und ein Thonſtein. Vom Kieſel erfuhr ich nun, daß und wodurch er ſchmelzbar ſey, und wo und auf welche Weiſe jetzt Glas daraus gemacht werde. Später wieder einmal im Walde, wo er mich zuerſt auf den Unterſchied zwiſchen Gräſern und Mooſen aufmerkſam gemacht hatte, blieb er vor drei Bäumen ſtehen, einer Kiefer, einer Fichte und einer Tanne. Da wetteiferten wir in Aufſuchung der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, wobei ich erſtaunen mußte, wie viele er mir deren aus der Verborgenheit hervorzog. Auf dem Heimwege redete er von den Eigenſchaften jener Bäume, wie lange ſie lebten und wozu die Menſchen ſie nach Wurzeln, Stamm und Aeſten benutzten. Zu Hauſe zeigte er mir in einzelnen Stücken die drei verſchiedenen Holzarten.

In ſeinem Hausgarten gab es im Frühlinge, Sommer und Herbſte hunderterlei Gegenſtände, die ihm dazu dienten, mich im Aufmerken und Nachdenken zu üben und mich in dem Geſchaffenen den Schöpfer bewundern und anbeten zu lehren. Da wurde geſäet und geſteckt. „Betrachte die Sämereien! Wie klein und unſcheinbar! Die Bohnen, die Erbſen! Wie todt! Nun gieb aber Achtung, was daraus wird!“ Da ſproßten und blühten die Kirſch-, Aepfel- und Birnbäume. „Du wirſt mir morgen die Blüthen und Blätter von jedem der Bäume ſo aus dem Kopfe beſchreiben, daß ich weiß, welcher Baum gemeint iſt, ohne daß Du ihn nenneſt!“ Da wurden Pflanzen geſteckt.

„Sieh, dieſes mittelſte Blättchen iſt ihr Herz und dieſe Schaar von Fädchen ſind ihre Hände und Füße und zugleich ihre Trinkröhren. Wir wollen ſie keinen Mangel leiden laſſen, damit ſie uns nicht verklagen!“ — Und im Herbſte: „Was iſt nun aus den Samen und aus den Blüthen geworden? Wo iſt die Werkſtatt zu dieſen Früchten mit ihrer ganzen Haushaltung? Wie hat es die weiße Bohne, die Du hier einſenkteſt, angefangen, daß ſie auf dem engen Wege durch die lange biegſame Ranke die großen Blätter, die vielen wohlgeſtalteten Blüthen und die Unzahl von Schotenhäuſern, worin ihres Gleichen ſo lieblich wohnen, daß ſie das Alles hervorbringen konnte? Wie hat ſie's angefangen? Wie mag es dabei hergegangen ſeyn? Das weiß nur Gott, der uns in ſeiner Schöpfung überall durch's ganze Jahr liebreich grüßet. O daß wir ihm auch von ganzem Herzen dankten und ihn innig verehrten!“ — Im Winter mußte der Schnee und das Eis, die gefrorenen Fenſter und die Wirkungen der Wärme und Kälte überhaupt herhalten. Auch über die Luft und das Feuer gab er mir durch Fragen und Zurechtweiſungen Aufſchlüſſe. Oft ſchlug er auch ein Buch auf, und ich mußte ihm eine Erzählung oder eine Beſchreibung vorleſen. Dann las er daſſelbe mir vor. Nachher hieß er mich ihm ſagen, was geleſen worden war, und hernach wurde es von ihm zergliedert und ausgelegt, daß ich, was mir erſt nur gleichſam wie ein kleines Beet vorgekommen war, am Ende als einen ganzen Garten ausgebreitet vor mir ſah. — So trieb er's mit mir. Was ich aber angeführt habe, das iſt gegen die Menge der Dinge, die vorgenommen wurden, wie Eins gegen Tauſend, und mein Wiedergeben mag ſich gegen ſeine Anleitung ausnehmen, wie Morgendämmerung gegen Sonnenſchein.

Balzer. So hat's unſer Einer freilich nicht gehabt, und

der Schulunterricht hört für die allermeiſten Knaben auf, wann ſie zu Verſtande zu kommen anfangen.

Horm. Leider hörte mit den Schuljahren für mich der Sonderumgang mit meinem lieben Schulmeiſter auch auf. Ich mußte unter die Leute, mir mein Brod zu verdienen. Es war mir aber nun zur Gewohnheit geworden, ſcharf zu ſehen, aufmerkſam zu hören, mit den Augen zu meſſen, zu überlegen, nach Grund und Urſache zu ſpüren und, wo's nur ſeyn konnte, meinen Verſtand zu gebrauchen. Das hat mir von jeher viel innerliches Vergnügen gemacht. Ich bin um Zeitvertreib nicht verlegen geweſen, und was ich noch jetzt in meinem Alter gefliſſentlich anſehe von Geſchöpfen und Menſchenwerken, das wird mir zu einer Unterhaltung, die ſich nach allen Seiten ausbreitet und mich ſehen, hören und empfinden läßt, wovon äußerlich gar nichts vorhanden iſt. Da werde ich denn von langer Weile nicht geplagt, wenn ich auch ganz allein bin und nicht gerade was vorhabe.

Balzer. Nehmt mich in die Lehre, und werdet mir, was Euch Euer Schulmeiſter geweſen iſt!

Horm. Du, mein lieber Balzer, biſt über die Lehrjahre hinaus, und geleitet werden und zum Leiten und Unterweiſen geſchickt ſeyn, iſt gar ſehr Zweierlei. — Horch! — Das iſt meine Frau.

Balzer. Da wird's Zeit, daß ich die meinige abhole?

Margaretha. Grüß' Dich Gott, Balzer!

Horm. Du kommſt eher wieder, als —

Marg. Das Kind iſt eingeſchlagen und wird nun wohl das Schlimmſte überſtanden haben. — Wißt Ihr denn auch, daß Scharmer ſein letztes Feld zum Verkauf ausbietet?

Horm. Scharmer? dem unſer Hüttchen hier gehört?

Marg. Welcher ſonſt, als der?

Balzer. Wie lange wird's dauern, da hat er das ſchöne Grundſtück auch durch die Gurgel gejagt! Wie lange er's noch treiben wird? — Aber ich muß fort, ſonſt werde ich geſcholten! Gute Nacht mit einander!

---

Am Abende des nächſten Donnerſtags, nachdem alle Tagesgeſchäfte und Angelegenheiten abgethan waren, ſaßen Horm und ſeine Frau neben einander und redeten von ihren jüngeren Jahren. Da kam Balzer noch. — „Unterhaltet ihr euch," fragte er nach gegenſeitiger Begrüßung, „von der Scharmer'ſchen Geſchichte?"

Horm. Was für eine Scharmer'ſche Geſchichte?

Balzer. Die wißt ihr noch nicht?

Horm. Ich habe den ganzen Tag im Holzhofe zu thun gehabt, wohin die Neuigkeiten ſich nicht verlaufen. Hier in unſerm Eckenſteher kehren ſie auch nicht ein, und meine Frau iſt nicht aus dem Hauſe gekommen.

Margaretha. Laß ihn doch erzählen!

Balzer. Dem iſt ſein Feldverkauf ſchlecht bekommen.

Horm. Wie ſo denn?

Balzer. Hört nur! Vorigen Sonntag kam doch Eure Frau nach Hauſe von der Nachbarin und bracht's mit, daß Scharmer ſein letztes Feld zum Verkauf ausbiete. Da iſt's aber ſchon verkauft geweſen. Der reiche Bauer in St., der's von jeher in Pacht gehabt hat, weil's an ſeine Felder gränzt, iſt gleich bereit geweſen, es zu kaufen, und vergangenen Sonntag ſind ſie mit einander übereingekommen, daß der Bauer das Feld für ſein Angebot hat haben ſollen, wenn er das Geld über den andern Tag, alſo vergangenen Dienſtag, auszahle. Der Bauer iſt aber durch Seitenſtechen verhindert worden, die Zeit einzu-

halten, und Scharmer, der's nicht hat erwarten können, iſt geſtern Nachmittage zu ihm gegangen, ſich das Geld zu holen. Es iſt auch wirklich in Bereitſchaft geweſen, und da es Scharmern bei den Leuten gefallen hat, ſo iſt er erſt in der Dämmerung mit ſeinem Gelde in Papieren, Gold und Silber aus dem Bauerhauſe weggegangen. Aber die Sehnſucht nach hitzigen Getränken, der Scharmer Tag und Nacht zu Willen ſeyn muß, und die kalte Luft machen's ihm zur Gewiſſensſache, die Schenke, an der ſein Weg vorbeiführt, zu beſuchen. Dort findet er geſprächige Zecher von mancherlei Zuſchnitt. Er ſetzt ſich unter ſie und thut ſich gütlich und vermuthlich in dem Maaße, wie er viel Geld hat, was ihm lange nicht hat nachgeſagt werden können. Es mag auch ſehr zutraulich hergegangen ſeyn, und er wird gewiß mit ſeinem Schatze nicht hinter dem Berge gehalten haben. Erſt, nachdem alle Saufbrüder bis auf zwei Dorfbewohner weg waren, riß er ſich los und machte ſich auf den Heimweg. In der zwölften Stunde kommt der Förſter mit ſeinem Burſchen, die einem Holzdiebe aufgepaßt haben, aber nur ſeines Handſchlittens habhaft geworden ſind, und wo der Weg am Birkicht vorbeigeht, finden ſie Scharmern, der tief im Schnee liegt, und da ſie ihn nicht erwecken können, weil er etwa ſchon halb erfroren iſt, ſo hüllen ſie ihn in ihre Mäntel, laden ihn auf den Schlitten und ſchaffen ihn in's Krankenhaus.

Marg. Was muß ihm denn zugeſtoßen ſeyn, daß er ſo dort gelegen hat?

Horm. Die Betrunkenheit wird ihn umgeworfen und gemacht haben, daß er den Schnee für ſein Bett gehalten hat?

Balzer. Hört nur weiter! — Kaum iſt er heute früh wieder bei Beſinnung geweſen, ſo hat er nach ſeinen Kleidern verlangt und hat ſie durchſucht, aber zu ſeinem Entſetzen nichts

gefunden, als etliche Papierthaler in einer inwendigen Seitentaſche des Rockes.

Marg. Du willſt doch nicht ſagen, er habe das andere verloren gehabt?

Balzer. Weg geweſen iſt es.

Horm. Eine theure Zeche.

Balzer. Ja wohl! — Er hat erſt gedacht, es ſey ihm von den Leuten im Krankenhauſe aufgehoben worden. Der Vorſteher hat gleich den Jäger kommen laſſen. Dem iſt's verwunderlich geweſen, daß Scharmer ſo viel Geld bei ſich gehabt haben ſoll, weil er vom Feldverkaufe gar nichts gewußt hat. Nun iſt draußen im Schnee nachgeſucht worden — Alles vergebens!

Marg. Wohin ſoll's denn aber gekommen ſeyn?

Horm. In die Hände eines oder etlicher von den lieben Zechbrüdern in der Schenke.

Balzer. Ich ſtelle mir vor: Scharmer hat nach ſeiner Weiſe, wann er im Taumel iſt, in der Schenke mit ſeiner Baarſchaft groß gethan. Ein Gauner unter den Gäſten hat Scharmers Reden aufgepaßt, hat mitgeholfen, ihn betrunken zu machen, und ſich dann fortgeſchlichen, um dem Heimtaumelnden aufzulauern. Am Birkicht geht der Weg abſchüſſig. Dort nun iſt entweder Scharmer ſeitwärts hingeſtürzt, oder es iſt ihm ein Stoß gegeben worden, und an dem bewußtlos Dortliegenden hat die Beraubung mit aller Bequemlichkeit vorgenommen werden können.

Marg. Es iſt doch himmelſchreiend!

Horm. Nein, hölleſchreiend möcht's heißen. Die Thiere des Waldes haben viel voraus vor ſolchen Menſchen.

Marg. Was wird nun aus dem unglücklichen Scharmer?

Balzer. Wahrſcheinlich kommt er nicht lebendig aus dem Krankenhauſe. Der Trunk hat ſchon lange an ſeiner Geſundheit genagt; dazu kommt jetzt ſein Draußenliegen in der Kälte, wer weiß, wie lange? und der Schreck über den großen Verluſt.

Marg. Wenn ſeine Mutter wüßte, wie's ihrem Heinrich geht!

Horm. Leider iſt ſie und durch ſie ſein Vater Schuld daran, daß er ſchmählich untergeht. Es mußte ja, ſo lange ſie lebten, jedes unfreundliche Lüftchen von ihm abgewehrt und ihm jede Mühe erſpart werden. Was er haben wollte, das bekam er, wenn's ihm auch ſchädlich war. So wurden Lüſte und Begierden in ihm groß gezogen, ehe er ſeiner Glieder ordentlich mächtig war. Mit dem Lernen brauchte er ſich auch nicht zu plagen; für Geld kann man Alles haben. Mit Verſagungen hatte er ſich eben ſo wenig einzulaſſen; es war ja genug Vermögen da. Wer ſich bei der Mutter einſchmeicheln wollte, der lobte den ungezogenen, eigenwilligen Knaben aus Leibeskräften und bewunderte ſeine Dummheiten.

Marg. Er war freilich als das einzige Kind lieb zu haben.

Balzer. Nun, Euer Ehregott iſt auch Euer einziges Kind.

Marg. Wir hatten aber kein Vermögen. — Wer weiß. — Es iſt gar ſchwer, der Liebe zu ſo einem einzigen Kinde Einhalt zu thun.

Horm. Die Bibel weiß es beſſer. „Wer ſein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruthe.“ Aus Eigenſucht ſind die Mütter wider beſſeres Wiſſen den Kindern zu Willen; ſie mögen ſich ſelbſt nicht wehe thun, um den Kindern etwas Unvernünftiges zu verſagen. Die rechte Liebe zu den Kindern verſagt, ſtraft, thut wehe zu rechter Zeit und in guter Abſicht; ſie

thut ſich nur gütlich im Zulaſſen, Geben und Erfreuen, wann's gerathen iſt. — Hätten Scharmers Eltern ihren Sohn in ſeiner Kindheit auf die rechte Art lieb gehabt, ſo würde er jetzt mit Gottes Hülfe ein angeſehener und glücklicher Mann ſeyn. Aber wie ſie's mit ihm aus vermeintlicher Liebe getrieben hatten, ſo konnte es kaum anders kommen, als daß er nach ſeinen Knabenjahren zu nichts zu brauchen war und nirgends gut that, und daß die aufgehätſchelten lüſternen Neigungen und die großgefütterten gemeinen Begierden von ihm nicht mehr bezähmt wurden. Beim Tode der Eltern hatte er ſchon einen Theil ihres Vermögens durchgebracht. Mit dem noch Uebrigen ging er dann um, wie wenn's ein unerſchöpflicher Brunnen wäre, hielt's mit ſchlechter Geſellſchaft, gewöhnte ſich den Trunk an, verkaufte dieſem zu Gunſten Häuſer und Grundſtücke und ſteht nun als ein gottloſer Säufer am Rande des Verderbens.

Marg. Gottlos nennſt Du ihn? Das iſt nicht recht. Er thut, ſo viel ich weiß, Niemand etwas zu Leide und geht auch nicht boshafter Weiſe darauf aus, Böſes zu thun, und flucht nicht, iſt mir geſagt worden, wie manche böſe Menſchen. Er ſoll ſogar gutherzig ſeyn.

Horm. Die Gutherzigkeit, die keiner Luſt widerſteht, die Gutherzigkeit der Betrunkenen mag er beſitzen. Seine Geſinnung überhaupt iſt uns unbekannt, und wenn ich ihn gottlos nenne, ſo will ich damit nicht ſagen, daß er ein boshafter Menſch ſey; ſondern ich heiße ihn ſo, weil er ein Trunkenbold iſt. Ein ſolcher hat mit der Gottſeligkeit nichts mehr zu ſchaffen. Der Gedanke an Gott findet in der dumpfen Seele keinen Eingang mehr, und ſein thieriſcher Lebenswandel beſteht aus Taumel und der wüſten Begierde nach Taumel.

Marg. Hu! Das iſt ſchauerlich, grauſenvoll.

Horm. Du ſtehſt auf, Balzer, und biſt unruhig?

Balzer. Es fiel mir ein, daß ich in der Fremde nahe daran war, in einen ſolchen Lebenswandel zu gerathen, und daß ich nur mit Gottes Hülfe durch einen ehrenwerthen Meiſter davor bewahrt wurde. Uebrigens iſt's auch Zeit, daß ich heim gehe. Wir müſſen alle drei morgen zeitig heraus und haben einen Arbeitstag vor uns. Gute Nacht!

---

Den dritten Tag darauf trafen Horm und Balzer auf dem Heimwege aus der Kirche zuſammen, und nachdem ſie einige Worte gewechſelt hatten, ſagte Balzer: „Die Fürbitte für den Kranken brachte mir auch Scharmern in die Gedanken und was wir das letzte Mal über ihn ſprachen. Er iſt wieder auf den Füßen und duſelt ſeiner Gewohnheit nach.“ Horm aber ſprach: „Wenn andere Kranke wieder ausgehen, ſo freut man ſich um ihrer und der Ihrigen willen. Daß Scharmer hat das Krankenhaus wieder verlaſſen können, darüber muß man ſich eher betrüben, als daß man Freude daran haben ſollte; denn an Beſſerung ſeines Lebenswandels iſt ohne Zeichen und Wunder nicht zu denken, und ſo wird ihm ſein Wiederaufkommen blos zur Verlängerung ſeines Sündenlebens dienen. Wie viel mag ihm denn von dem Gelde geblieben ſeyn, das er für ſein letztes Feld bekommen hat?“ — „Ich habe gehört,“ antwortete Balzer, „fünf Thaler in Bankozetteln.“ Kopfſchüttelnd rief Horm: „Du lieber Gott, ein rechtſchaffener Armer hielte viele Wochen lang damit Haus; Scharmer hat vielleicht ſchon morgen keinen Heller mehr davon übrig. Was fängt er dann an?“ Balzer wiederholte die Frage: „Was er anfängt? Alles, was ihm noch gehört, verkauft er, und wann er auch das Letzte vertrunken und verſchleudert hat, und er iſt noch nicht zu Grunde gegangen, ſo kommt er in's Armenhaus. Und das wird nicht mehr

lange währen; denn außer dem Halbhäuschen, worin Ihr wohnet, hat er höchstens noch einige Geräthſchaften und etwas Hausrath, wenn ihm nicht das meiſte ſchon geſtohlen worden iſt.“ Betroffen verſetzte Horm: „Du haſt mich unruhig gemacht. Meine Wohnung — es iſt wahr, die gehört ihm noch, und meine paar Thaler Hauszins und was im Sommer aus dem Gärtchen gelöst wird, das iſt bei ihm, wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. — Aber, wer wird ihm das Gemächt abkaufen, das wie ein Nothbehelf in die Augen fällt? Glaubſt Du wirklich, daß er einen Käufer dazu findet?“ — „Warum das nicht?“ erwiderte Balzer. „Mehr, als die Bauſtelle werth iſt, kann Scharmer nicht dafür verlangen. Gegen die Lage iſt nichts einzuwenden. Da wird ſich leicht ein Käufer finden, der Luſt hat, ein ſchönes Haus für das alte Geniſt hinzubauen. Jetzt aber. — Behüt' Euch Gott! Die warme Stube wird uns Beiden wohlthun.

---

Von der gerichtlichen Unterſuchung, die wegen der Beraubung Scharmers veranſtaltet wurde, war nicht zu erwarten, daß ſie ihm wieder zu ſeinem Verluſte zu verhelfen im Stande ſeyn werde. Der Gäſte in der Schenke waren zu viele geweſen und darunter mehrere, die der Wirth und ſeine Leute gar nicht gekannt hatten; auch konnte ja jeder Andere, der an dem im Schnee Liegenden vorüberging, den Raub an ihm begangen haben. Scharmer ſelbſt ließ durch den Verluſt ſich in ſeiner Lebensweiſe nicht ſtören, und noch während er die wenigen Thaler, die ihm geblieben waren, auf die Befriedigung ſeiner Begierde nach berauſchenden Getränken verwendete, bot er ſchon ſein letztes Beſitzthum von einigem Werthe, das verkümmerte Häuschen, worin der alte Horm wohnte, zum Verkauf aus.

Aber die Wohlhabenden mochten mit ihm nichts zu ſchaffen haben. Mehrere bemittelte Handwerker würden es gekauft haben, wenn ſie es, ohne bauen zu müſſen, hätten beziehen können, und unter den Tagelöhnern war ein einziger, der es bezahlen konnte und der nichts daran zu ändern brauchte, um es ſeinen Bedürfniſſen angemeſſen zu machen. Jakob aber, ſo hieß der Mann, der Scharmern genau kannte, machte ſich deſſen Umſtände zu Nutze, verſprach zwar ſofortige Bezahlung, that aber, als ſey ihm an der Hütte, die kein gutes Gebein mehr habe, ſehr wenig gelegen, und bot um ein Beträchtliches weniger, als er geben ſollte.

So ſtanden die Sachen, als des nächſten Sonntags Abends, nachdem die Straßen ſtill geworden waren, Balzer ſeine werthen Horm's beſuchte.

„Ich bin's," rief er nach dem Aufmachen der Hausthüre, damit Niemand ſich bemühen möge, zu leuchten oder auch nur die Stubenthüre zu öffnen.

Vater Horm war wieder ganz allein; aber ſein: „Willkommen, Balzer!" hatte keinen herzhaften Klang, ſo daß Balzer befremdet fragte: „Was fehlt Euch? Ihr ſeyd doch nicht krank?"

Horm. Leiblich krank bin ich eben nicht, aber fehlen wird mir bald ſehr viel.

Balzer. Wie ſoll ich das verſtehen?

Horm. Es wird Dir nicht unbekannt geblieben ſeyn, daß Scharmer daran iſt, das Häuschen hier zu verkaufen und daß er auch ſchon einen Käufer gefunden hat an dem Tagelöhner Jakob. Der wird's nicht weglaſſen: es paßt für ihn. Vorigen Donnerſtag beſah er ſich Alles und ging ſehr vergnügt fort. Es wird alſo nicht lange mehr dauern, ſo muß ich ausziehen. Iſt das nicht eine ſehr traurige Ausſicht für mich?

Balzer. Ich hatte nicht geglaubt, daß Ihr Euch den Auszug, wenn er vorkommen ſollte, ſo zu Herzen nehmen würdet.

Horm. Denke Dich nur an meine Stelle! Seit vierzig Jahren wohne ich hier und bin, möchte ich ſagen, mit dem alten Baue verwachſen. Wo's ihm gefehlt hat, habe ich immer nachgeholfen, und wir haben uns ſo in einander gerichtet, daß ich ſeiner gewohnt bin wie meiner Gliedmaßen, und daß er mir überall zu Willen iſt. Die Stube hier gibt bei Tag und Nacht mir Alles in die Hände. Nie werde ich mich im Finſtern an etwas ſtoßen. Die Fenſter ſehen mich an wie vertraute Augen. Wann ich bei meiner Arbeit unter Gottes freiem Himmel matt und müde zu werden anfange, da darf ich nur an meine Stube denken, an den Stuhl am Tiſche, die Bank am Ofen, den Ruheſitz am Fenſter, gleich werde ich wieder munterer, und wann ich nach Hauſe komme, werde ich von Allem, was zur Stube gehört, willkommen geheißen. — Kannſt Du nun da gelaſſen an den Auszug denken?

Balzer. Das will ich nun gerade nicht ſagen. Der Abſchied müßte Euch allerdings wohl ſchwer werden.

Horm. Schwer, wie der Abſchied von den beſten Freunden, die mich gelegt und gepflegt, gehoben und getragen, Freud und Leid mit mir getheilt haben, und von denen ich nun gleichſam nackt und bloß in die kalte Wüſte hinausgeſtoßen werde.

Balzer. Vor der Wüſte braucht Euch nicht bange zu ſeyn. Jeder ordentliche Hauswirth nimmt Euch gern auf, und es gibt Stuben und dazu nöthige Räume genug, die eben ſo gut und weniger verſteckt ſind, als dieſe hier. Was meint denn Eure Frau dazu?

Horm. Sie grämt ſich darüber, aber in der Stille, daß ich's nicht merken ſoll. Ich merk's aber doch. Sie muß ſich Gewalt anthun, aufgeräumt auszuſehen. Ihr Zureden, daß

ich mir den Auszug nicht so zu Herzen nehmen solle. Hat auch keinen rechten eindringlichen Klang, und vorgestern in der Abenddämmerung, da sie Feuer im Ofen machte, vergaß sie sich entweder, oder sie glaubte, ich wäre nicht in der Stube, und sagte seufzend: „Du guter Stubenwärmer, wie lange wird's währen, da haben wir nichts mehr mit einander zu schaffen!“ — Wie's ihr aber vorgestern ging mit dem Ofen, so widerfuhr's ihr gestern mit dem Gärtchen, daß ihr verhaltener Gram sich offenbarte. In der Mittagsstunde nämlich saß ich an jenem Fenster und hatte meine Betrachtung über die auf der Straße Ab- und Zugehenden; sie aber stand, was sie nach dem Essen sonst nie gethan hat, eine Weile in Gedanken an diesem, dem Gärtchenfenster, und sagte halblaut: „Du liebes Gärtchen, was wird nun aus dir werden?“

Balzer. Sonderbare Bekümmerniß um so ein Zwerglein von einem Garten, das nicht Euer ist, das Ihr nicht für Euch, sondern zum Nutzen des Eigenthümers bebaut habt und das jetzt der Schnee ganz unkenntlich macht!

Horm. Ein großer Garten würde uns vielleicht nicht so lieb geworden seyn, als dieses Zwerglein von Garten, wie Du es nennst. An ihm ist uns, so zu sagen, jedes Glied, jeder Zug im Gesicht, jedes Haar bekannt. Ich möchte wissen, wer von dem einzigen Stachelbeer- und von dem einzigen Johannisbeerstrauche des Morgens im Sommer so verstohlen ein Zweiglein hätte abbrechen können, daß wir es zu Mittage nicht gewahr worden wären! Wir haben das Gärtchen allerdings nicht für uns gebaut; aber wir haben es mit Liebe und Treue gehegt und gepflegt, bepflanzt, begossen und sind dafür mit tausend Freuden belohnt worden. Jedes aus dem Boden hervorbrechende Pflänzchen begrüßte uns freundlich, jedes aufwachende Blümchen sah uns liebreich an. Jetzt hat freilich der Schnee das

Gärtchen unkenntlich gemacht. Aber das hat meine Frau geſtern nicht verhindern können, daran zu denken, wie oft wir im Sommer des Sonntags und an milden Abenden nach der Arbeit ausruhend auf der Bank, die an der Wand des Nachbarhauſes angebracht iſt, geſeſſen, unſere Augen an dem kleinen Lieblinge geweidet haben und von ihm zu allerhand ergötzlichen Erinnerungen angefriſcht worden ſind. — Ihre Bekümmerniß war alſo nicht aus der Luft gegriffen.

Balzer. Ich ſeh's ein. — Wer hat ſie Euch denn heute abſpänſtig gemacht? Ich glaubte, Euch Beide zu Hauſe zu treffen.

Horm. Der Kaufmann Bergfeld ließ geſtern Abend fragen, ob ſie nicht dieſen Morgen mit ihm nach Leipzig fahren und den Sohn beſuchen wolle? Ihr kam die Gelegenheit wie erbetet, und mir konnte es nur lieb ſeyn, daß ihr eine Herzſtärkung zu Gute kam.

Balzer. Ich möchte auch Euch eine zu Gute kommen laſſen! — Ihr ſeht mich darauf an. Hört nur! Mir iſt dieſen Abend, während Ihr ſpracht, wunderlicher Weiſe ſchon etliche Male eingefallen, daß Ihr ehemals zu Euerm Ehregott und zu mir oft ſagtet, wir ſollten frühzeitig auf einen Sparpfennig bedacht ſeyn, der werde uns in der Zeit der Noth gute Dienſte thun! Ihr habt nun gewiß von jeher auf einen Sparpfennig gehalten. Jetzt ſeyd Ihr in einer Art Noth. So nehmet ihn denn und brüſtet an Euch, was Ihr ſo ungern verlaſſet, kaufet ſelbſt Scharmern ſeine letzte Beſitzung ab!

Horm. Vor zwanzig Jahren wäre mein Sparpfennig dazu ſtark genug geweſen. Aber da mußte ich meinen Ehregott neu kleiden, mußte ein großes Lehrgeld erlegen und wurde gleich nachher um die letzten zweihundert Gulden betrogen. Seit jener Zeit iſt mein Sparpfennig nicht wieder zu Kräften gekommen.

weil bald Krieg, bald Theurung und dazu auch eine Krankheit meiner Frau dazwiſchen kamen.

Balzer. Ganz wird ihm die Kraft gewiß nicht entgangen ſeyn. Was am Kaufgelde fehlt, das borgt Ihr Euch. Ihr ſteht in gutem Rufe. Bergfeld, ich wollte wetten, leiht Euch unweigerlich, was Ihr zum Ankaufe nöthig habt, und dann gebt Ihr an jährlichen Zinſen, was Ihr bisher Hauszins gegeben habt!

Horm. Du weißt das Ding anzudrehen. Aber, mein lieber Balzer, Schuldenmachen — das laſſe ich nicht über mich ergehen. Ich bin alt geworden und habe mich immer vor Schulden, wie vor böſen Dingen, gehütet, und jetzt, wo ich bald aus der Welt zu gehen habe, ſollte ich mir noch Kopf und Herz damit beſchweren? Das ſei ferne!

Balzer. Schade, daß Ihr Euch das auch ſo ſchwer vorſtellt! Uebrigens härmet Euch nicht vor der Zeit ab! So Knall und Fall könnet Ihr nicht ausgejagt werden, und da will ich ſchon dahinterher ſeyn, daß Ihr beim Umzuge in eine Wohnung kommet, wo Ihr die bisherige ſo wenig als möglich vermiſſet. Jetzt aber gute Nacht, Vater Horm, gute Nacht!

Horm. Habe Dank! Und komme bald wieder!

---

Horm's einziger Sohn, Ehregott Horm, hatte ſich der Lithographie gewidmet. Nach überſtandener Lehre war er ausgewandert, um im Laufe einiger Jahre die angeſehenſten Städte Deutſchlands zu bereiſen, ſich in ſeinem Fache zu vervollkommnen und ſich mit Kenntniſſen und Erfahrungen zu bereichern. Nach vier Jahren hatte er ſein werthes L. wieder beſucht und in der vorzüglichſten dortigen Steindruckerei erwünſchte Beſchäftig gefunden. Am Nachmittage des Sonntags, an welchem

seine Mutter zu ihm reiste, saß er einsam in seiner Stube und zeichnete nach eigenem Behagen für sich selbst; denn es war ihm zugestanden worden, daß er die Sonntage nach eigenem Gutdünken verwenden dürfe.

Als seine Mutter so ganz unvermuthet hereintrat, kam sie ihm wie eine Erscheinung vor, und er sah sie erstaunt an, bis sie ausrief: „Ehregott, Du kennst mich wohl nicht mehr?" Da sprang er auf und umarmte sie und sprach seine Verwunderung über ihre Gegenwart in Ausrufungen, Fragen, Liebkosungen und herzlichen Bewillkommnungen auf's Lebhafteste aus.

Aber es war der Mutter anzusehen, daß sie von der Kälte gelitten hatte. Da machte der Sohn, der über dem Zeichnen nicht gemerkt hatte, daß die Stube kalt geworden war, ein tüchtiges Feuer in seinen Ofen und lief und bestellte Kaffee und dazu Bäckerwaaren, von denen er wußte, daß seine Mutter sie gern genoß. Unterdessen beschaute sie, ohne ihren Sitz zu verlassen, einen Theil der Stubengeräthe, die zwar nicht prächtig waren, aber doch schöner in die Augen fielen, als die ihrigen daheim.

Nach seiner Zurückkunft hatte der liebe Sohn sie gleich darüber zu beruhigen, ob er sich auch durch die schönen Sachen nicht in Schulden gesteckt habe. Die Versicherung, daß dieß nicht der Fall sey, bekräftigte er aber dadurch, daß er ihr sagte, wie viel er wöchentlich verdiene, und auseinandersetzte, daß die Sachen, die ihm davon gehörten, zwar hübsch aussähen, aber wenig kosteten und eben nur für seinen Gebrauch gut genug seyen.

Der Kaffee mit Zubehör wurde gebracht. Die Stube war wohlthuend warm geworden. Herz und Angesicht voll milder Freude, schob, trug und rückte der Sohn Tisch und Stühle auf die besten Plätze; die Mutter dagegen sah zwar vergnügt lächelnd zu, nahm sich aber nicht heraus, zu thun, wie

wenn sie zu Hause wäre; genöthigt setzte sie sich erst an den Tisch und bedauerte, daß sie Mühe und Kosten verursache, und pries, was ihr angeboten wurde. „Trinkt und eßt nur tapfer!“ entgegnete der Sohn, „wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, und sagt mir nun, was der Vater macht! Ihr habt mich bis jetzt blos von ihm gegrüßt.“

Sollte sie sogleich von seiner Bekümmerniß wegen des Auszugs reden und des Sohnes Heiterkeit trüben? Es kam ihr zu Statten, daß sie soeben zu trinken angefangen hatte, da fiel es ihm nicht auf, daß sie erst nach einem Weilchen bedächtig antwortete: „Der Vater ist, Gott sey Dank! noch immer gesund gewesen und hat rüstig arbeiten können. Es war ihm sehr lieb, daß ich Gelegenheit hatte, Dich zu besuchen. Er wird jetzt vielleicht auch Kaffee trinken. Ich habe die Nachbarin, die Frau Dammer, gebeten, daß sie ihm anstatt meiner soll einen Kaffee kochen lassen. Dann wird er in seinem Buche oder in der Bibel lesen und nachher sich mit seinen Gedanken unterhalten, wenn ihn Balzer nicht etwa besucht.“

Nun tauchte im Zwiegespräch nach und nach eine große Menge von Erinnerungen auf an Ereignisse aus des Sohnes Kindheit, aus seinem Zusammenseyn mit Balzer auf den Spielplätzen und in der Schule. Daran knüpfte der Sohn wieder Fragen nach Balzers gegenwärtigem Befinden, und die Mutter wußte umständlich zu erzählen von seiner Frau, seinem Kinde und Anderem, was ihn betraf.

Der Kaffee war längst getrunken, und die Lampe brannte schon geraume Zeit auf dem Tische, ohne daß man recht wußte, wie und wann sie dahin gekommen sey, als der Sohn, voll Verwunderung über die so schnell vergangenen Stunden, daran dachte, daß die Zeit des Abendessens bei seinem Herrn schon ganz nahe sey. Heute aber mochte er nicht daran Theil nehmen,

weil er seine Mutter nicht allein lassen wollte; daher lief er hurtig hinunter, um sich zu entschuldigen. Es war vergeblich; er mußte sein Vorhaben aufgeben. „Glauben Sie denn," sagte der Besitzer der Steindruckerei, „wir wollen Ihre Frau Mutter nicht auch kennen lernen? Sie wird uns schon den Gefallen thun, mit uns zu Abend zu essen." Und seine Frau setzte hinzu: „Wir wollen Sie auch bald wieder fortschicken, damit Sie später noch recht nach Herzenslust mit Ihrer guten Mutter plaudern können."

Frau Horm fuhr zusammen vor Schrecken über die Einladung, die sie abzuwehren suchte, wiewohl sie ihr überaus schmeichelhaft war. „Ach nein," „sagte sie, zu den vornehmen Leuten ich geringe Frau! — in meiner schlechten Tracht! — Ich weiß auch nicht, was ich dort reden soll, und werde mich schämen müssen!" So gern sie diese und andere Bedenklichkeiten sich von ihrem Ehregott ausreden ließ, so hatte er doch bis zum Schlage der festgesetzten Stunde an ihr zu arbeiten, ehe er sie dazu brachte, daß sie, zaghaft und erwartungsvoll, widerstrebend und angezogen, mit ihm hinabging.

Die Kennzeichen von Wohlhabenheit in dem verschließbaren Vorsaale, der durch einen vierarmigen Leuchter von der Decke herab erhellt wurde, und beim Eintritt in die Wohnstube die vielen Lichter, die Spiegel, welche andere Sachen von überallher glänzen ließen, brachten die einfache Frau so außer Fassung, daß sie keines erleichternden Wortes mächtig war. Da sie aber von dem Besitzer aller der blendenden Dinge und von seiner kleinen runden Frau mit unverstellter Freundlichkeit bewillkommt und liebreich behandelt wurde, so wickelte sie sich allmälig aus ihrer Befangenheit los und nahm sich zusammen und war darauf bedacht, sich nach ihrer Einsicht so zu verhalten, daß der Sohn sich ihrer nicht schämen dürfe. Nicht lange dauerte es,

ſo konnte ſie den beiden vornehmen Leuten gelaſſen in's Geſicht ſehen, konnte ſich über die Ehre verwundern, die ihr angethan werde, und ſich nach der Aufführung ihres Sohnes erkundigen, der ſo eben noch einen Gang in ſeine Stube gemacht hatte. Da ſie nun nur Liebes und Gutes von ihm hörte, ſo ward ihr ſo friſch und wacker zu Muthe, daß ſie bei Tiſche ſich faſt wie unter ihres Gleichen fühlte. Aßen die Menſchen ja doch auch, wie ſie zu eſſen gewohnt war, wenn auch mit koſtbareren Werkzeugen und von ſchönerem Geſchirre. Die wohlſchmeckenden Speiſen thaten auch das Ihrige, ſie beherzter zu machen, und ein Trunk Wein, wozu ſie hatte genöthigt werden müſſen, verſcheuchte den letzten Hauch von Schüchternheit und tappender Scheu.

Man hatte ſie urſprünglich wohl nur theils aus Neugierde, theils um ihres Sohnes willen, den man werth zu ſchätzen genöthigt war, zum Eſſen eingeladen; aber die Treuherzigkeit, die ihr aus den Augen leuchtete und in ihren Reden ſich ausſprach, der geſunde Verſtand, der ſich in ihren Urtheilen kund gab, ihre ergötzlichen Fragen, Vergleichungen und Erzählungen, welche ſie mit Sprüchwörtern würzte, die den Städtern ganz neu waren, und die rührende Liebe, die ſie bei der Nachfrage nach ihrem Manne gegen ihn zu erkennen gab, ſo wie die ſichtliche Freude darüber, daß ſie ihm ſehr viel werde erzählen können von ſeinem herzlieben Ehregott und von dem Guten, das ſie genoſſen habe, und der Ehre, die ihr angethan worden ſey, — machten, daß man ſie ergötzlich fand wie eine erfriſchende Landſchaft, und daß der Hausherr aus aufrichtiger Zuneigung und Werthſchätzung am Schluſſe der Mahlzeit auf ihr und der Ihrigen Wohlergehen zum Anſtoßen aufforderte.

Wie vergnügt kehrte ſie mit ihrem Ehregott auf ſeine Stube zurück. Hier war es ihr Erſtes, den Herrn Lichtografen (ihr Wort für Lithographen) und ſeine Frau recht aus vollem Her-

zen zu loben und ihren Ehegott glücklich zu preisen, daß er ein so gutes Unterkommen gefunden habe. Dieser konnte sich im Allgemeinen mit ihr einverstanden erklären und that es, um sie nicht herabzustimmen, wenn er auch Manches nicht so gar außerordentlich fand, wie die Mutter.

Nachdem die Beiden sich es in der warmen Stube bequem gemacht hatten, lenkte der Sohn das Gespräch wieder auf die Heimath und wünschte möglichst viel von seiner lieben Vaterstadt und von Bekannten und guten Freunden zu hören. Die Mutter konnte reichlich mittheilen aus einem großen Vorrathe von Heirathen und Todesfällen, von Wohnungsveränderungen, von geschiedten und dummen Streichen, von erfreulichen und betrübenden Ereignissen. Das jüngste und auffallendste dieser Art betraf Scharmern. Bei ihrer Ankunft würde sie sich gehütet haben, von der Geschichte zu reden, weil ihr leidiger Auszug damit in Verbindung stand; in ihrer jetzigen aufgeregten Stimmung aber schilderte sie den Vorfall mit allen Einzelnheiten sehr lebhaft, bis der Sohn fragte: „Was wird nun der elende Mensch anfangen?“ Da erschrack sie, und die Sonne ihrer Heiterkeit verbarg sich plötzlich hinter einer verdüsternden Wolke. Sie versuchte einzulenken. Dem Sohne war jedoch die Veränderung nicht entgangen; er fragte sie besorgt: „Was ist Euch widerfahren? Thut Euch etwas weh? Nein? Ihr waret so vergnügt, und meine Frage, was nun der elende Scharmer anfangen werde, hat Euch plötzlich umgewandelt. Warum das?“— „Weil er nun,“ antwortete sie zaudernd, „seine letzte Habe zum Verkauf ausgeboten hat, und dieß das Häuschen ist, wo wir wohnen und so lange gewohnt haben. Ich wollte Dir so lange, wie möglich, nichts davon sagen; erfahren hättest Du es aber doch müssen.“

Wie aus andern Gedanken heraus wiederholte der Sohn:

„Zum Verkauf ausgeboten — und da werdet Ihr wohl ausziehen müssen?“ — „Es wird kaum anders werden,“ erwiederte die Mutter. „Es ist mir nur um den Vater, dem die Wohnung mit dem Gärtchen und allem Zubehör an die Seele gewachsen ist.“ — „Der arme Vater!“ bedauerte der Sohn. „Er hätte sich so etwas nach so langer Zeit gewiß nicht träumen lassen. An die Seele gewachsen — ich kenne ihn darauf. Alles Langgewohnte ist ihm lieb und werth. Konnte er sich doch von jeher sogar von alten Werkzeugen, Gefässen und Geräthschaften schwer trennen, weil sie, so zu sagen, Leben und Empfindung für ihn hatten. Die alte Behausung — sie hat ihm und er ihr so viel zu Gute gethan. Er hat sie aller Orten und Enden mit seinen Gedanken- und Erinnerungsbildern ausgestattet, wie reiche Leute mit Kupferstichen und Gemälden ihre Zimmer und Gemächer ausschmücken. Vertreibt man ihn daraus, so wird ihm seyn, wie einem Vogel, der in der Nacht aus seinem Neste verscheucht wird. — Ausgeboten — aber einen Käufer dazu hat Scharmer wohl noch nicht aufgetrieben?“ — „Doch, doch!“ entgegnete die Mutter. Dem Tagelöhner Jakob ist daran gelegen. Der hat auch schon Alles in Augenschein genommen.“

Da sprang der Sohn auf, schritt aufgeregt hin und her, trat abwechselnd an ein Fenster und sah in Gedanken verloren in die Nacht hinaus. Diese Zeichen von schmerzlicher Unruhe ängstigten die Mutter. Ueber des theuern Sohnes Betrübniß vergaß sie das eigene und des Mannes Leidwesen. Die unheimliche Stille ward ihr unerträglich. „Komm!“ bat sie, „komm, Ehregott! Setze Dich wieder zu mir her! — so, und sey ruhig! Es ist nicht so schlimm, als Du denkst. Wer weiß, wie es noch wird! Sind doch, wie Balzer gewiß wußte, Scharmer und Jakob noch weit auseinander. Jakob will viel weniger geben, als Scharmer haben will. — Siehst Du,“ fuhr sie fort,

„als der Sohn ein Merkmal von Aufheiterung an ſich wahrnehmen ließ, es kann ja noch Alles bleiben, wie es iſt. Und wenn's nicht wäre, da will ich's dem Vater ſchon leicht machen, und will mich überall umſehen, daß wir ein recht hübſches und bequemes Unterkommen finden. Da iſt z. B.“ — Und nun führte ſie eine Menge Wohnungen auf, wo es nach ihrer geläufigen Beſchreibung noch wohnlicher ſeyn mußte, als ſie es bisher gehabt hatten.

Nachdem ſie auf dieſe Weiſe den Sohn beſchwichtigt hatte, war es ihr Bedürfniß, auszuruhen. Vor der Abfahrt am nächſten Morgen konnte ſie noch ganz gemächlich mit ihrem Ehregott frühſtücken, wobei ſie aber ſorgfältig vermied, wieder auf den Auszug zu kommen.

---

Sobald Ehregott Horm am Schlitten des G.. er Kaufmanns Bergfeld von ſeiner Mutter Abſchied genommen hatte, beſchäftigten ihn vorherrſchend die Gedanken an die beſchwerliche und betrübende Veränderung, wovon ſeine Eltern bedroht wurden, und an das Mittel, wodurch ſie davon bewahrt werden konnten, an den Ankauf des trauten, wenn auch ſehr unanſehnlichen Hüttchens. Scharmer und Jakob waren als Käufer und Verkäufer, hatte die Mutter geſagt, noch weit aus einander; es war alſo möglich, daß es dem Tagelöhner ausgekauft werde. Das mußte jedoch ſchnell geſchehen. Wie aber? Und wovon bezahlen? Er hatte ſeit mehreren Jahren von ſeinem Verdienſte geſpart und nach und nach 150 Gulden zuſammengebracht, die jetzt in den Händen der L.. ger Sparkaſſe waren. Die reichten jedoch nicht aus. Er ſtand aber auch mit einem Kunſthändler in Unterhandlung wegen drei großer, ſchöner Bilder, die er in Mußeſtunden gezeichnet hatte. Sein Herr, der ihn wie einen Sohn behandelte, war vielleicht zu einem Vorſchuſſe zu bewegen, und über 500 Gulden konnte das unſcheinbare Häuschen unmöglich koſten. Das Geld in der Sparkaſſe war jederzeit zu erheben. Zunächſt begab er ſich daher noch denſelben Vormittag zu dem Kunſthändler, der Bilder wegen mit ihm abzuſchließen, und dieſer war auch bereit dazu; nur machte er ſich, da ihm der junge Horm in Verlegenheit zu ſeyn ſchien, die Umſtände, klüger als ehrenhaft, ſo zu Nutze, daß

er die werthvollen Zeichnungen um den von ihm selbst gebotenen Kaufpreis an sich brachte. Sein Herr dagegen, dem er umständlich mittheilte, was er um seiner lieben armen Eltern willen vorhatte, und wie viel er aus eigenen Mitteln dazu verwenden konnte, stand keinen Augenblick an, dem so achtungswerthen Sohne dürftiger Eltern den nöthigen Vorschuß zuzusagen.

Voll banger Hoffnung schrieb Horm daher schon am Abende desselben Tage an Jenisch, seinen besten Schulfreund, mit dem er fortwährend in Briefwechsel gestanden hatte, und der jetzt Sachwalter und Notar in G. war: „Wenn Du mich noch lieb hast, so gehe doch sogleich nach Empfange meines Briefes zu dem liederlichen Scharmer und kaufe ihm für mich das Häuschen ab, worin meine Eltern wohnen. Er hat es zum Verkauf ausgeboten und an dem Taglöhner Jakob einen Käufer gefunden, mit dem er aber nach der Aussage meiner Mutter noch nicht Handels eins geworden ist, weil Jakob nicht geben will, was Scharmer verlangt. Ich kenne das gegenseitige Gebot nicht. Mehr als 500 Gulden, glaube ich einmal noch zu Hause gehört zu haben, werde Niemand dafür geben, und seit der Zeit hat es schwerlich an Werth gewonnen. So viel Geld, aber auch nicht mehr getraue ich mir aufzubringen. Ich lege fünfzig Gulden Angeld bei in der, ich möchte sagen, sehnsüchtigen Hoffnung, daß Du sie wirst in Anwendung bringen können. Säume nur nicht, Du Einziger, an den ich mich in dieser Angelegenheit mit Zuversicht wenden kann! Kauft Jakob oder ein Anderer das Häuschen, so müssen meine Eltern, die bei vierzig Jahren zufrieden darin gelebt haben, jetzt in ihrem Alter ausziehen, und ihre ganze noch übrige Lebenszeit wird dadurch verkümmert. Welch' Herzeleid würde mir dadurch verursacht werden! Du siehst also, was für einen wichtigen Dienst Du mir leistest, wenn Du keine Zeit verlierst, die wahrscheinlich noch nicht losgeschlagene Hütte für mich anzukaufen. Um die Berichtigung des eingegangenen Kaufpreises brauchst Du keine Sorge zu haben. Aber noch Eins! Mache doch, wenn meine Hoffnung in Erfüllung geht, daß wo mög'ich Niemand in der ersten Zeit den wahren Käufer erfährt! Die Weihnachtsfeiertage sind in der Nähe — vielleicht — o, daß Du mir bald erwünschte Nach-

richt geben könntest! — Ich habe keine Zeit mehr, wenn der Brief noch heut' abgehen soll. Gehab Dich wohl!

Dein

D. 18. Dez. 1840. Ehregott Horm."

---

Am Abende des nächsten Mittwochs ging Balzer wieder in das verkäufliche alte Genist von Häuschen, um sich nach seinem Jugendgenossen zu erkundigen. Er traf die alten Insassen aufgeheitert an, woraus auf gute Nachrichten zu schließen war. Daher fragte er unverweilt, sich an Margaretha wendend: „Ihr seyd in L. gewesen? Was macht unser Ehregott?"

Marg. O dem hat's keine Noth! Er ist gesund, hat sein gutes Essen und Trinken und wohnt, wie ein Graf. Er läßt Dich grüßen! Ich habe ihm von Dir und aus der Stadt viel erzählen müssen.

Balzer. Ich glaub's gern und freue mich sehr, daß es ihm wohl geht!

Horm. Das Beste hat meine Frau noch weggelassen. Er ist nämlich auch bei seinem Herrn gut angeschrieben.

Balzer. Das braucht Ihr nicht erst besonders zu erwähnen. Bei wem wäre er denn schon anders angeschrieben gewesen?

Horm. Das wohl; aber der Mensch ist nicht unveränderlich, und wenn's ihm gut geht, verirrt er sich am leichtesten. So könnte auch unser Ehregott, seit er's zu etwas Rechtem gebracht hat, auf Abwege gerathen seyn. Aber, wenn das wäre, da hätte meine Frau keine so gute Aufnahme gefunden, wie es der Fall gewesen ist. Man ist ja in dem Hause mit ihr umgegangen, wie wenn sie die vornehmste Frau und nicht die Frau eines Holzhackers wäre.

Marg. Ja, das muß ich sagen — es wird mir unvergeßlich bleiben. Ich erschrack auch, da mir Ehregott sagte, ich sollte bei seinem Herrn zu Abend essen. Meiner nicht mächtig, kam ich in die Herrenstube, wo ich von Pracht und Reichthum geblendet wurde und keines Wortes mächtig war. Aber die Liebe und Güte der schönen Frau und die ehrliche Freundlichkeit des stattlichen Herrn machten, daß ich gutes Muthes wurde

und bald nachher essen und Wein trinken und reden konnte, wie unter guten Freunden und Bekannten.

Balzer. Das hätten wir vorigen Sonntag um diese Zeit wissen sollen, daß es Euch so wohl gehe! Da war Vater Horm nichts weniger als aufgeräumt.

Marg. Er hat mir's gesagt; wir haben uns aber um des Auszugs wegen anders besonnen und wollen uns drein ergeben, es mag werden, wie es will!

Horm. Den Anfang dazu hatte ich schon am Montag bei der Arbeit gemacht, und gegen Abend war ich kaum heim, da kehrte meine Frau zurück und überschüttete mich mit guten Nachrichten von unserem Ehegott und von ihrer guten Aufnahme, die sie offenbar um seinetwillen gefunden hatte. Da mußte ich ausrufen: „Herr, ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast!"

Marg. Ja, und da war's, wie wenn uns Beiden zugleich Jemand sagte: Wie viel unglücklicher wäret ihr, wenn ihr auch hier bleiben könntet, und ihr hättet einen so mißrathenen Sohn, wie Scharmer ist, der uns Schande und Herzeleid bereitete! Und da beredeten wir uns, daß wir uns drein schicken und mit Gottes Hilfe beherzt die jetzige Wohnung mit einer andern vertauschen wollten.

Balzer. Ich bin nur froh darüber, daß Ihr nicht mehr so niedergeschlagen seyd, wie vorigen Sonntag.

Marg. Wenn nur Ehregott hier bei uns wäre! Den erschreckte es, wie ein Donnerschlag, da er hörte, was uns bevorstehe, wie ein Donnerschlag, um des Vaters willen, der darunter sehr leiden müsse.

Balzer. Soll ich ihm schreiben, daß er sich zufrieden geben kann?

Horm. Ich will ihm am ersten Weihnachtsfeiertage selbst Alles umständlich schreiben und auseinandersetzen von meiner Schwäche und meiner Ermuthigung. Mir wird er glauben. Dir könnte er mißtrauen und in Ungewißheit bleiben. Das darf ich nicht geschehen lassen. Er, dem ich so viel Freude verdanke, soll meinetwegen kein Leid empfinden.

Marg. Du willst schon gehen?

Balzer. Ich habe noch zu thun und bin eigentlich schon

zu lange geblieben; denn ich kam nur auf einen Husch, um von Ehregott etwas zu hören.

Marg. Der denkt wahrscheinlich auch an uns und Euch.

Horm. Wann die Arbeiten auf Weihnachten vorüber sind, kommst Du einmal auf längere Zeit! Gute Nacht!

---

Unterdessen hatten sich in der Angelegenheit des ehrwürdigen Horm und seiner gutherzigen Frau gemeine und ehrenwerthe Bestrebungen geltend gemacht. Der Handarbeiter Jakob war ein unwissender und roher Mensch, aber dabei so pfiffig und umsichtig, daß ihm nicht leicht ein Vortheil entging, der in seinen Bereich kam; ob die Mittel, seine Absichten zu erreichen, gut oder schlecht, löblich oder tadelnswerth waren, das machte ihm kein Bedenken. Der Ankauf des unschönen Scharmer'schen Hüttchens und Gärtchens versprach ihm einen nicht unbedeutenden Gewinn, wenn er der einzige Käufer blieb. Er konnte dann bei seinem niedrigen Angebote verharren und doch darauf rechnen, daß Scharmer in Kurzem einschlagen werde, weil die wenigen Thaler, die ihm bei der Beraubung geblieben waren, sehr bald zu Ende gehen mußten, und ihm dann nichts übrig blieb, als unter dem Werthe zu verkaufen, um, gestachelt von seiner Gier nach geistigen Getränken, wieder zu Gelde zu kommen. Geliehen bekam er nichts mehr, und auch die Schenkwirthschaften befriedigten seine Bedürfnisse nicht ferner auf Borg. Damit nun kein anderer Mensch Lust bekäme, das bewußte Grundstück an sich zu kaufen, so machte Jakob es überall schlecht und besonders auf der Bierbank, wo das Schlimme den fruchtbarsten Boden findet und am schnellsten Früchte trägt. Seiner Behauptung nach gab es kein elenderes Nest in der ganzen Stadt. Er wundere sich nur, daß Horm nicht fürchte, davon verschlagen zu werden: die Wände seyen zum Einfallen; alles Holzwerk von den Dachsparren bis zu den Thürstöcken habe der Wurm zernagt. Die Treppe habe unter ihm gewankt; die Dielen wären verfault und durchgetreten. Er habe sich dummer Weise verleiten lassen, dreihundert Gulden zu bieten, und sey ein geschlagener Mann, wenn Scharmer ihn beim Worte halte; denn es sey nicht einmal ein leidlicher Bauplatz zu gewinnen,

da der sogenannte Garten nur eine Länge von sechs und eine Breite von drei Schritten habe. Da konnte ihm denn von Seiten derer, gegen die er sich beklagte, nichts Angenehmeres begegnen, als daß sie ihn, der so klug seyn wolle, tüchtig auslachten, daß er durch sich selbst in's Pech gerathen sey. Es fehlte nicht viel, so hätte er seine Absicht erreicht. Scharmer war daran, sein letztes Geld zu verthun, um dieselbe Zeit, wo der Brief von Ehregott Horm bei dem Sachwalter Jenisch abgegeben wurde.

Der Advocat und Notar Jenisch gehörte zu den wackeren Menschen, die vor den erkältenden Einflüssen des gemeinen Lebens und den abstumpfenden Einwirkungen der eigensüchtigen Geschäftswelt sich ein jugendliches Gemüth bewahren, wo es wie in einem Garten Gottes grünt und blüht, wo der Sinn für alles Schöne und Gute lebt und webt, und der Quell der Menschenfreundlichkeit den Himmel abspiegelt. Er las die Zuschrift seines werthen Jugendfreundes mit inniger Theilnahme. Die freudigste Bereitwilligkeit wallte in ihm auf, sollte er doch zu einem Werke dankbarer Kindesliebe die Hand bieten.

Des nächsten Morgens begab er sich, voll des Wunsches, daß es nicht vergeblich seyn möge, zu Scharmern. Der unglückselige, der Trunksucht verfallene Mensch hatte kaum erst den Rausch der vergangenen Nacht ausgeschlafen. Aufgedunsen im Gesichte, schlotterig angezogen, ein Bild der traurigsten Erschlaffung stand er, das schaurige Ueberbleibsel eines ausgebrannten schönen Gebäudes, in seiner kaum lauwarmen Stube, von der Unordnung und Unreinlichkeit ungestörten Besitz genommen hatten. Erschrocken empfing er den frühen Besuch. Was konnte der Advokat wollen? Kam er eines Vergehens wegen, das seinem zerrütteten Gedächtnisse entfallen war? — Jenisch riß ihn eilig aus der augenscheinlichen Verlegenheit, indem er ihm bekannt machte, in welcher Absicht er ihn aufsuche. Da setzte sich, gleich einem Ermüdeten, Scharmer nieder und athmete freier. Mit Jakob hatte er des zu niedrigen Angebotes wegen den Handel noch nicht abgeschlossen. Er verlangte hundert Gulden mehr, als jener geboten hatte, die ihm denn auch nach kurzer Verhandlung zugesagt wurden. Während des Geschäfts wandelten ihn, wie sein Gesicht zu erkennen gab, ver-

schiedene Gemüthsbewegungen vorübergehend an. Ueber das Angeld von fünfzig Gulden sah ihm eine gierige Lust aus den Augen. Er konnte ja nun seine Leidenschaft wieder füttern. Ein sonderbares, aus Wehmuth und Scham zusammengeflossenes Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht, als er hörte, daß Jenisch den Auftrag von dem jungen Horm habe, dem Sohne armer Eltern, den er kannte, und der jetzt ein nützliches und geachtetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft war. Als aber der Beauftragte ihn bat, den Namen des Käufers in den nächsten Tagen noch zu verschweigen, da aller Wahrscheinlichkeit nach dem alten Horm mit dem Häuschen eine Weihnachtsfreude bereitet werden solle, da war ihm auf Augenblicke das Weinen näher, als das Lachen, weil vielleicht die Gestalten seiner Eltern in trüber Erinnerung an ihm vorübergingen. Dann raffte er sich plötzlich auf und rief: „Das ist schön! Ich will verschwiegen seyn! Sie können sich darauf verlassen!“

Jenisch verließ den nicht bösartigen, nur gänzlich zerrütteten Menschen mit den besten Wünschen, aber tief betrübt darüber, daß ihm nicht mehr zu helfen sey.

---

Schon am einundzwanzigsten des Christmonats hatte Ehregott Horm in einem hocherfreulichen Briefe von seinem treuen Freunde die Versicherung in den Händen, daß der gewünschte Kauf um vierhundert Gulden abgeschlossen und richtig gemacht sey, und daß ihm sonach die Stätte seiner Geburt zu freier Verwendung zu Gebote stehe. Am Abende desselben Tages schrieb der junge Horm an seinen Jugendgespielen Balzer: „Von meiner Mutter weiß ich, daß es Dir wohl geht, daß Du mich noch lieb hast, und daß Du es fortwährend gut mit meinen Eltern meinst und sie fleißig besuchst. Habe Dank dafür! Ich bin heute nach etlichen bekümmerten Tagen überglücklich. — Es kann Dir nicht unbekannt geblieben seyn, was meine Eltern seit einigen Wochen zu befürchten hatten. Ein Auszug in ihrem Alter aus den gewohnten Räumen müßte nach meiner Vorstellung für sie halber Tod seyn, da die traute Behausung, so zu sagen, zum behaglichen Gewande ihres Thuns und Lassens geworden ist. Gott sey Dank! Es ist mir gelungen, zu machen,

daß sie bis an ihr Lebensende bleiben können, wo sie sind. Ich habe den Huckepack, wie Du das Häuschen zu nennen pflegtest, an mich gebracht und will es meinem Vater zu Weihnachten bescheeren. Du kannst Dir denken, wie mir zu Muthe seyn muß! — Der Vater darf nichts davon erfahren, wohl aber die Mutter, ohne die wir die Bescheerung nicht gehörig bereiten können. Wir, sag' ich, weil Du mir dabei behilflich seyn mußt. Du sorgst vorläufig für einen nur kleinen Tannenbaum und viele Lichterchen daran und bist darauf bedacht, den Vater auf kurze Zeit aus dem Huckepack zu entfernen. Der heilige Abend fällt auf den künftigen Sonntag. Ich fahre, so Gott will, die Nacht vom Sonnabende zum Sonntage von hier zu Euch auf der Post und bin — aber genug für heute! Alles Andere, was Du etwa zu wissen wünschest, theile ich Dir mündlich mit. Lebe wohl!

Dein

freudeberauschter

Den 21. Dezember. Ehregott Horm.

---

Balzer arbeitete in seiner Werkstatt, als er den Tag vor dem heiligen Abende den vorstehenden, in freudiger Aufregung flüchtig geschriebenen Brief erhielt. Er hatte seit zwei Tagen die Hormsche Geschichte aus seinen Gedanken verabschiedet, weil bei seinem letzten Besuche die alten Leute so heiter gefaßt und ergeben gewesen waren. Daher mußte er den Brief wiederholt lesen, ehe er der überraschenden Neuigkeit und der sie begleitenden Aufträge recht mächtig wurde. Dann aber war ihm, wie wenn er vor einem anlockenden Garten stände, worin er Freude bereiten und mitgenießen sollte. Aber Niemand, als Mutter Horm, durfte vorläufig von der Heimlichkeit etwas erfahren. Das war eine nur mit vieler Umsicht zu lösende Aufgabe.

Gleich nach der Mittagsrast, nachdem der alte Horm wieder mit seinen Geschäftsgenossen auf die Arbeit gegangen war, machte Balzer einen Geschäftsumweg, der ihn heimwärts beim Huckepack vorbeiführte, wo er, wie gelegentlich, einkehrte.

Margaretha, die emsig am Rade spann, hielt anfänglich seine Mittheilung für so wenig wahr, daß sie wähnte, er sei wunderlich berauscht und wolle sich einen albernen Spaß mit

ihr machen. Nachdem sie aber, darüber unwillig, ihm in's aufrichtige Gesicht gesehen, und er seine Aussage durch den Brief ihres Sohnes beglaubigt hatte, entschlüpfte ihr der Faden, und die Hände sanken ihr auf den Schooß; sie brachte kein Wort über ihre bebenden Lippen; sie versuchte aufzustehen, und es gelang ihr nicht, bis ein Strom von Thränen ihrem Herzen Luft gemacht und ihr zu Ausrufungen, Fragen und Aeußerungen des Entzückens über Gottes Güte und ihres Sohnes Liebe verholfen hatte.

Balzer war genöthigt, sie zu unterbrechen, und sagte, ihr die Hand reichend: „Ich muß jetzt fort. Für das Christbäumchen und, was dazu gehört, will ich sorgen und sorgen lassen. Seyd nur verschwiegen, daß unser Vorhaben nicht mißlingt!

Margaretha blieb noch lange in der Gewalt einer unbezwingbaren Aufregung. Sie versuchte wieder zu spinnen, aber nach einigen Tritten stand das Rad still, das Ausziehen war vergessen, sie sah starr vor sich hin, und ihre Gedanken schweiften umher. Sie stand auf und ging, ohne es zu wissen und zu wollen, an ein Fenster, an den Ofen, an die Stubenthüre. Was sie auch vornehmen mochte, die Aufmerksamkeit darauf erlosch nach wenigen Augenblicken, und sie hatte im Innern wo anders zu thun oder zu sehen. So kam die zeitige Dämmerung heran. Ihr Mann konnte nicht lange mehr ausbleiben; da mußte sie sich Gewalt anthun, um nicht wie verwirrt vor ihm zu erscheinen.

Erst als es dunkel geworden war, kam er, müde zwar, aber munteres Herzens, von der Arbeit zurück; war doch morgen Sonntag und heiliger Abend zugleich. Er hatte Margarethen mancherlei Gehörtes und Gesehenes mitzutheilen, wozu sie oft in ihrer Zerstreuung ein verkehrtes Wort sagte. Ruhig schaltete und waltete er den ganzen Abend und verrichtete, was er vornahm, mit seiner gewohnten Besonnenheit; ihr dagegen wollte heute nichts von der Hand gehen. Er war auch den folgenden Tag so ruhig und gelassen und sah so freundlich aus, daß man ihn hätte mit dem ruhigen Monde am heitern Himmel vergleichen mögen; nur verursachte ihm das ungewöhnliche Verhalten seiner Frau einige Male ein bedenkliches Kopfschütteln. Denn bald gab sie ihm auf seine Fragen ungehörige Antworten, bald sah sie, von einer Beschäftigung ablassend, in Gedanken ver-

loren, lange vor ſich hin, bald ſchaute ſie ihm anhaltend mit Lächeln in's Geſicht, und wenn er ſie fragte, was ihr ſey? antwortete ſie etwa, ſie freue ſich über ihn, oder ſie träume bei lebendigem Leibe. Ach, ſie war gewohnt, keine Freude für ſich zu behalten, und jetzt mußte ſie ihm eine ſo überſchwengliche verſchweigen!

---

Die Sonne des heiligen Abends war eben im Aufgehen begriffen, als Ehregott Horm von der Poſt zu ſeinem Freunde Jeniſch eilte, von dem er nach wenigen Minuten im warmen Zimmer mit Jubelgeſchrei umarmt wurde.

Sie hatten einander zwölf Jahre lang nicht geſehen, und jeder ſtaunte den andern an wegen der leiblichen Veränderung, die ſeitdem mit ihnen vorgegangen war. „Leg ab! Du wirſt halb erfroren ſeyn, das iſt mein wärmſtes Plätzchen!“

„Blos im Poſtwagen war es kalt. Dein Willkomm hat allen Froſt hinweggeſcheucht.“ Nun durchflogen die ſeelenverwandten Menſchen die vergangene Zeit und verweilten bei Freud und Leid, und die Jugendjahre grünten und blühten wieder, und vieler Hingegangener wurde mit Wehmuth gedacht. Der Vormittag war faſt vergangen, ehe ſich die Freunde aus den ewig jungen Gefilden der Erinnerung in die nüchterne Gegenwart zurückfanden. Deſto raſcher wurde die Kauf- und Geldangelegenheit abgethan, die aber auch wieder ſo viel Ernſtes und Vergnügliches zu gegenſeitiger Beſprechung herbeiführte, daß Horm nicht eher, als nach dem Mittageſſen bei Balzer ankam.

Mit ihm war der junge Horm zweimal in der Fremde zuſammengetroffen, und einmal war er von ihm in L.. aufgeſucht worden. Sie würden ſich daher nicht gar viel aus der Vergangenheit zu ſagen gehabt haben, wenn nicht auf dem Boden der Vaterſtadt die ehemaligen Kinderſpiele mit allen Genoſſen derſelben vor ihnen erſchienen wären und zu Vergleichungen aller Art Veranlaſſung gegeben hätten. Gar bald aber drängten ſich in Horms Gemüth Vater und Mutter hervor, und nun wurde die Angelegenheit, welche ſie heute zuſammengeführt hatte, was dafür geſchehen war, was noch zu thun und wie es anzuſtellen ſey, umſtändlich beſprochen und nach Balzers bereits gemachten Vorkehrungen feſtgeſetzt.

---

Als die ersten Lichter in die Dunkelheit der Gassen herauszuleuchten angefangen hatten, ging Balzer zu Vater Horm und bat ihn, er möge doch so gut seyn und ihm ein Stück Arbeit, einen kleinen Schrank, auf der Trage zum Kaufmann Lampert schaffen helfen. „Heut', am Sonntage?" versetzte Horm. „Er ist," erwiederte Balzer, „auch zugleich der heilige Abend, wo in den meisten Häusern beschweert wird, und wir machen auch kein störendes Geräusch." Aus Gefälligkeit überwand der ehrwürdige Alte sein Widerstreben und machte sich auf. Margaretha konnte vor innerer Bewegung kein Wort reden; denn Vormittags, während ihr Mann in der Kirche war, hatte Balzer ihr gesagt, wie er es mit Vater Horm und mit ihrem Sohne vorhabe. Jetzt war dieser schon von einer andern Seite her nach dem Huckepack auf dem Wege, und Margaretha erwartete ihn mit Herzklopfen. Die Hausthüre hatte sie, sobald sie allein war, schon mit bebender Hand aufgemacht.

„Horch! Das muß er seyn!" Ehe sie bis an die Stubenthüre gekommen war, stand er mit ausgebreiteten Armen vor ihr. Sie fiel ihm lautlos um den Hals und vergoß einen Strom von Freudenthränen, und auch er konnte, überwältigt von der Einwirkung der lieben unveränderten Umgebung, nur ausrufen: „Meine gute Mutter!" Da ermannte sie sich und sagte, die Thränen trocknend, seelenvergnügt: „Kind, wir müssen eilen! Der Vater wird nicht lange wegbleiben. Das Christbäumchen ist auf dem Boden." Ehregott wollte es holen. Das ließ sie aber nicht zu: „er sey die alte Treppe nicht mehr gewohnt und könnte fallen. Nur leuchten durfte er ihr und dabei auf die untersten Stufen treten. Sie selbst stieg, ihrem Alter zum Trotze, rüstig hinauf und brachte das mit Wachslichtchen geschmückte Bäumchen fröhlich herunter. Der Tisch, worauf es gesetzt werden sollte, blieb nach dem Wunsche des Sohnes unbedeckt, theils weil sich der traute Hausgenosse nicht zu schämen brauche, theils weil auf ihm der Kaufbrief am Fuße des leuchtenden Bäumchens besser zu sehen sey, als auf einem weißen Tuche. Der Mutter schien das zwar nicht so recht festlich zu seyn, aber sie fügte sich ohne Widerstreben in die Anordnungen des geliebten Sohnes.

Bei Lamperts war das Geschäft der beiden Träger schnell abgethan. Auf dem Heimwege sagte Balzer zu Horm. „Wenn's

Euch nicht zuwider ist, so gehe ich ein Stündchen mit zu Euch. Mein Junge bekommt bei seiner Großmutter beschеert, und dort ist auch meine Frau. Die Trage da wird in Eurem Hause Niemand besonders im Wege seyn." — „Mir," antwortete Horm, „thust Du einen Gefallen, wenn Du bei mir einkehrst, und da gib nur Acht auf meine Frau! Seit gestern ist sie wie ausgetauscht. Ich werde nicht klug aus ihr. Zerstreut und abgerissen redet sie und verrichtet ihre Geschäfte. Wird sie mir, das verhüte Gott! etwa gar tiefsinnig? Aber sie macht doch bei dem Allem ein Gesicht, das vor Fröhlichkeit aufplatzen möchte. Nun merke nur auf!" Das versprach Balzer, meinte jedoch, es werde nichts weiter seyn, als daß die L..ger Luft noch einmal recht lebendig in den Kopf gekommen sey."

Bei diesen Worten Balzers bogen sie um die Straßenecke, unfern welcher der Huckepack auf sie wartete, dessen ihnen zugewandtes Fenster über und über leuchtete. „Siehst Du," sagte Horm, „sie hat sogar den Fensterladen zuzumachen vergessen! — Und der starke Schein! — Sie wird doch nicht gar — Was denn? — Ich — eine ganze Schaar Lichter beisammen!" — „Vermuthlich," äußerte Balzer lachend, „hat sie Euch beschеert. Immer hinein!"

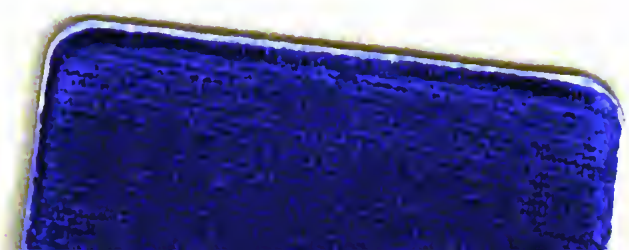
In der Stube — Margaretha stand im Schatten des Ofens, Ehregott hinter diesem versteckt — nahm Vater Horm die Mütze langsam vom Haupte und schaute dann regungslos und lächelnd, wie wenn er Trost und Beruhigung tränke, in die lustigen Augen des Weihnachtsbäumchens. Dann sagte er vergnügt: „Das also trug sie mit sich herum!" und trat an den Tisch, wo er nun erst vom Kaufbriefe in Anspruch genommen wurde. „Auch ein Brief dazu von meinem Ehregott! — Aber die fremde Schrift! — Siegel darunter und zwei Unterschriften! — Was in aller Welt!" — Er las — hielt inne — und sah sich um, wie ein Verwirrter — las weiter — fuhr sich mit der Hand über's Gesicht. Mit unsichern Händen nahm er die Schrift wieder auf. Nachdem er zu Ende gelesen hatte, legte er laut aufathmend die Verschreibung auf den Tisch und rief, wie außer sich: „Margaretha!" — Zweifelhaft sah er die vor Wonne Schluchzende lange an, reichte ihr die Hand und sprach dann gerührt mit tiefer Stimme: „Ja Du bist's wirklich, und ich wache, und es ist keine Verzückung. Margarethe, wir bleiben,

wo wir sind und bis an unser Ende, und sind Eigenthümer, und das Alles durch unsern Sohn!" Dieser kam jetzt hervor und stammelte: „Durch Euren Sohn, den ihr so glücklich gemacht habt, daß er sich dankbar beweisen kann." Die Eltern bemächtigten sich seiner Hände. Die Mutter vermochte nicht zu reden, der Vater aber legte ihm feierlich die Hand auf's Haupt und sprach: „Gott vergelte Dir tausendfach an Leib und Seele, was Du uns Gutes gethan hast!"

„Amen!" rief Balzer aus Herzensgrunde. Bis daher hatte er stillschweigend und fernstehend innigen Antheil an dem Vorgange genommen. Jetzt ging er zu den Dreien, gab jedem die Hand und sagte zu Vater Horm: „War's nicht auf eine Christbescheerung abgesehen?" Dieser aber entgegnete: „Ihr ehrlichen Betrüger, Du und meine Frau laßt mich alten Knaben blinde Kuh spielen, bis mir Dein Huckepack in die Arme fällt! Ich will's Euch für immer nachtragen!"

---

Die vier Menschen verlebten nun einen der glücklichsten Abende ihres Lebens. Den Erörterungen folgte, was in Bezug auf das nun vollbrachte Vorhaben Jeder gefürchtet, gewünscht, vermuthet und bedacht habe. Dann wurde der vergangenen Zeiten gedacht. Margaretha und Vater erzählten aus den Knabenjahren der beiden jungen Männer, und diese, was ihnen Merkwürdiges in der Fremde begegnet war. Daß aber auch den Sinnen ein weihnächtlicher Genuß nicht fehlte, dafür hatte die Hausmutter vorbedächtig in aller Stille Sorge getragen.

Digitized by Google

4000,- (Jg 6-12, 16, 18-21)
Febr. 85